Große Krieg
1914
bis
1918



von

jor Erich Otto Volkmann



g von Reimar Hobbing, Berlin SW 61

1 9 2 2

Der Große Krieg
1914—1918

Kurzgefaßte Darstellung auf Grund der amtlichen Quellen des Reichsarchivs

Von

Erich Otto Volkmann
Major a. D. und Mitglied des Reichsarchivs



Mit 3 Kartenbeilagen in mehrfarbigem Steindruck

Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW
1922

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit stützt sich im wesentlichen auf die Akten des Reichsarchivs. Für den Kundigen bedarf es kaum der Erwähnung, daß bei dem ungeheuren Umfange des Stoffes Irrtümer im einzelnen und spätere Berichtigungen ganz unvermeidlich sind und daß über viele Vorgänge die wissenschaftliche Forschung erst in Jahren oder Jahrzehnten das letzte Wort sprechen wird.

Das Buch wendet sich an den weiten Kreis der Gebildeten, die sich über die Entstehung der großen Führerentschlüsse in beiden Kriegslagern und über die Leistungen der Heere zu unterrichten wünschen.

Abgesehen von den Einzelfällen, in denen die bisherigen wissenschaftlichen Feststellungen bereits ausreichende Unterlagen boten, ist auf eine kritische Stellungnahme zu der Gesamtheit der Ereignisse verzichtet worden. Die Zeit ist dafür noch nicht reif. Versuche dieser Art geraten allzu leicht in das Reich der Phantasie. Es schien wichtiger und lohnender, die großen Linien in dem gewaltigen, durch die Fülle der Begebenheiten verwirrenden Gemälde des Krieges scharf herauszuarbeiten und kräftig zu unterstreichen.

Der Anstoß zu der Niederschrift des Buches ist, auf Grund zahlreicher Wünsche, vom Reichsarchiv ausgegangen, das die Arbeit in weitgehender Weise gefördert hat. Ich schulde allen Herren, die mich unterstützt und mir in kameradschaftlicher Weise die Ergebnisse ihrer Forschungen zur Verfügung gestellt haben, besonders Herrn Hauptmann a. D. Stenger, aufrichtigen Dank.

Potsdam, Oktober 1921.

Volkmann.

Inhaltsverzeichnis.

Bis zum Beginn der Kriegshandlungen.

Der Krieg von 1914 bis zum Frühjahr 1915.

Der Krieg im Sommer und Herbst 1915.

Der Krieg im Jahre 1916.

Der Krieg im Jahre 1917.

Der Teilfriede im Jahre 1917/18.

Der Krieg im Jahre 1918.

Der Kampf um die deutschen Kolonien.

Urkundenanhang.

Verzeichnis der Kartenbeilagen.

Karte 1

Karte 2

Karte 3

Bis zum Beginn der Kriegshandlungen.

Zur Entstehung des Krieges.

Der große Krieg ist entstanden aus dem ewigen Ringen der Völker um Macht und Weltgeltung.

Seit der Jahrhundertwende lagen Deutschland und England in heftigem politischen Kampfe. Sie zogen die übrigen Länder Europas in ihren starken Bann. Deutschland hielt an dem aus der Bismarck'schen Zeit stammenden Bunde mit Österreich-Ungarn und Italien fest, Großbritannien schloß sich mit Frankreich und Rußland zur Entente cordiale zusammen.

Die Gegensätze verschärften sich und verursachten schnell aufeinanderfolgende Krisen. Da ein Weg zu dauernder Verständigung nicht gefunden wurde, konnte ein kleiner Anlaß zum Ausbruch des europäischen Krieges führen.

Am 24. Juni 1914 wurde das österreichische Thronfolgerpaar in Sarajewo von einem serbischen Fanatiker erschossen. Die Revolverschüsse lösten Ereignisse aus, deren letzte Folgen noch heute niemand zu erkennen vermag.

Die Untersuchung des Mordes ergab, daß serbische Offiziere und Beamte an der Verschwörung gegen den Erzherzog beteiligt waren. Es kam zu diplomatischen Auseinandersetzungen, in deren Verlauf Österreich-Ungarn am 26. Juli die Beziehungen zu Serbien abbrach.

Der Streit blieb nicht auf die beiden Länder beschränkt. Hinter Serbien stand Rußland, bereit, in dem alten Wettkampf mit der Donaumonarchie um die Vormachtstellung auf dem Balkan dieses Mal die Waffen sprechen zu lassen. Daß Frankreich an die Seite Rußlands treten würde, konnte nicht zweifelhaft sein. Österreich-Ungarn stützte sich auf das Deutsche Reich, das sich durch den Dreibundvertrag zu jeder Hilfeleistung verpflichtet fühlte.

Unmittelbar nach Abbruch der österreichisch-serbischen Beziehungen setzte der Zar die „Kriegsvorbereitungsperiode" in Kraft. Sie sicherte der russischen Mobilmachung bei längerer Dauer der diplomatischen Verhandlungen einen Vorsprung, der die militärischen Aussichten der Mittelmächte für den Fall des Krieges erheblich verringern mußte. Die Lage war unhaltbar, sie zwang zu schnellen Entschließungen.

Die Entscheidung über Krieg und Frieden ruhte bei England, ohne dessen Beistand Rußland-Frankreich den Kampf gegen Deutschland-Österreich nicht wagen konnten. Am 29. Juli ließ die englische Regierung der deutschen in nicht mißzuverstehender Weise mitteilen, daß der Krieg Großbritannien an der Seite des Zarenreiches finden würde. Noch am gleichen Tage befahl der Zar für den südlichen Teil des russischen Reiches die Mobilmachung, der sich am Abend des 30. Juli die Gesamtmobilmachung des Heeres anschloß.

Die Würfel waren gefallen. Einen Tag später, am 31. Juli, sah sich der deutsche Kaiser genötigt, den „Zustand drohender Kriegsgefahr" anzuordnen und verlangte von Rußland innerhalb 24 Stunden die Einstellung der Mobilmachung, von Frankreich die Neutralitätserklärung. Da diese Forderungen zu keinem Ergebnis führten, wurde am 1. August der Mobilmachungsbefehl erlassen.

Der Krieg zwischen Deutschland und Österreich auf der einen, Rußland, Frankreich und Serbien auf der andern Seite begann. England zögerte noch einige Tage. Die Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland bot ihm am 5. August den willkommenen äußeren Anlaß zur Kriegserklärung. Japan verlangte die bedingungslose Übergabe der Kolonie Kiautschou und erklärte, als Deutschland auf dieses Ansinnen keine Antwort gab, den Krieg. Italien weigerte den Bundesgenossen die Waffenfolge und blieb vorläufig neutral; Rumänien beobachtete die gleiche Haltung.

Das militärische Kräfteverhältnis zwischen den beiden Mächtegruppen.

Durch die Teilnahme Japans und der englischen Kolonien griff der Kampf von vornherein über die Grenzen Europas hinaus. Er zog in seinem weiteren Verlauf sämtliche großen Mächte der Erde in seinen Strudel.

Das Übergewicht der Ententeländer ergibt sich aus einem Vergleich der Bevölkerungsziffern der miteinander im Kriege stehenden Länder. Rechnet man allein die weiße Bevölkerung, so standen schon bei Beginn des Krieges 120 Millionen Menschen der Zentralmächte 278 Millionen der Entente gegenüber. Fügt man die farbigen Hilfsvölker hinzu, so steigen die Zahlen auf 134 gegen 733 Millionen.

Im Jahre 1918 befanden sich 25 Staaten mit 1344 Millionen Menschen, also etwa $^3/_4$ der Gesamtbevölkerung der Erde, im Kriegszustand mit den Mittelmächten.

Diese Ziffern geben natürlich keinen Maßstab für das militärische Stärkeverhältnis der beiden einander feindlichen Ländergruppen. Sie zeigen aber, über welche unerschöpflichen Quellen die Entente für die Ergänzung und Vermehrung ihrer Heere und ihres Kriegsbedarfs verfügte, während die Kräfte der Mittelmächte selbst bei äußerster Anstrengung allmählich nachlassen mußten.*)

Die Entente konnte von ihrer Überlegenheit an Menschen und Kriegsmaterial aller Art nur Gebrauch machen, wenn sie die Herrschaft zur See besaß. Diese schien gesichert, da die Flottenstärke der alliierten Länder die der Mittelmächte um das Mehrfache übertraf. Das U-Boot, das geeignet gewesen wäre, das Gleichgewicht herzustellen, befand sich bei Kriegsbeginn, unglücklicherweise für Deutschland, noch im Anfange seiner Entwicklung. Die deutsche Flotte besaß 1914 nur 28 U-Boote, von denen höchstens 10 als wirklich kriegsbrauchbar gelten konnten. Diese geringe Zahl bot keinerlei Aussichten, eine günstige Wendung herbeizuführen.**)

*) Die Gesamtzahl der zum Kriegsdienst Ausgehobenen betrug in Deutschland ungefähr 13,25, in Österreich 9 Millionen, in Frankreich 7,9, Großbritannien (einschließlich Dominions) 8,3, Italien 5,2, Amerika 3,8, Rumänien 1, Belgien 0,4 Million. Von den anderen Staaten sind die Zahlen noch nicht bekannt. Rechnet man in Rußland nur 10 Millionen, bei den übrigen Kleinstaaten der Entente zusammen 1 Million, bei der Türkei und Bulgarien zusammen 2,5 Millionen, so ergeben sich die Annäherungsziffern von 24,75 Millionen Mobilisierte bei den Mittelmächten gegen 37,5 Millionen der Entente. Bei Kriegsende standen an Kampftruppen an der entscheidenden Westfront 3,36 Millionen Deutsche gegen 6,7 Millionen Mann der Entente. — **) Im Laufe des Krieges sind 371 Boote in Dienst gestellt, von denen im September 1918 128 Frontdienst taten. Durch feindliche Einwirkung gingen insgesamt 185 Boote verloren.

Bei der offensichtlichen Unterlegenheit zur See hing die ganze Hoffnung Deutschlands und Österreich-Ungarns, den bevorstehenden Kampf mit Ehren zu bestehen, an den Landheeren.

Die Ungunst der politischen Lage in dem Jahrzehnt vor dem Kriege und die militärischen Anstrengungen der Ententeländer mußte den Mittelmächten den Gedanken nahe legen, durch energische Friedensrüstungen und Ausbildung aller Kriegstauglichen so weit möglich das Gleichgewicht herzustellen.

In Österreich scheiterten alle Bemühungen dieser Art an den unglücklichen inneren Verhältnissen, die eine wirksame Zusammenfassung der Kräfte des Staates nicht gestatteten. In Deutschland wies der Generalstab frühzeitig darauf hin, daß das um 28 Millionen Menschen ärmere Frankreich dank der dreijährigen Dienstzeit mit annähernd der gleichen Heeresstärke in den Krieg eintreten würde wie das deutsche Reich und daß die russische Armee im Jahre 1913 den ungeheuerlichen Friedensstand von 1 300 000 Mann, im Jahre 1917 sogar von über 2 Millionen Mann, erreichen würde. Aber trotz dieser Warnungen hielten sich die deutschen Heeresvermehrungen weit unter der Grenze des Möglichen und trugen dem Ernst der politischen Lage nicht in vollem Maße Rechnung.*)

So war der Zeitpunkt des Kriegsausbruchs, militärisch betrachtet, in doppelter Hinsicht für Deutschland ungünstig. Für das Landheer kam er zu spät, da die russisch-französischen Rüstungen im Jahre 1914 bereits einen gewaltigen Vorsprung gewonnen hatten. Für die Flotte, deren Ausbau sich noch mitten in der Entwicklung befand, lag er zu früh.

---

*) Der deutsche Generalstab berechnete die Kriegsverpflegungsstärken im Frühjahr 1914 folgendermaßen:

Deutschland	2 061 000	Frankreich (ohne schwarze Truppen) . .	2 104 000
Österr.-Ung.	1 100 000	Rußland (ohne sibir. u. turkestan. Korps)	2 712 000
Summe	3 161 000	Belgien	180 000
		England	144 000
		Serbien	285 000
		Summe.	5 425 000

Die Berechnung erwies sich im wesentlichen als richtig. Vgl. auch v. Kuhl, „Der deutsche Generalstab“.

Die Friedensvorbereitungen des deutschen Generalstabes für den Krieg.

Mit Beginn des Krieges trat plötzlich der Generalstab in den Mittelpunkt der Verantwortung für Wohl und Wehe des Reiches. An seiner Spitze stand seit 1906 Helmuth von Moltke, ein Neffe des Generalfeldmarschalls. Von seiner stillen Friedensarbeit wußte die Öffentlichkeit wenig. Mit tiefer Sorge verfolgte er die unglückliche Gestaltung der politischen Verhältnisse, denn er sah, daß die militärischen Aussichten der Mittelmächte im Falle eines großen Krieges immer schlechter wurden und daß es der Kunst der deutschen Staatsmänner nicht gelang, auf anderem Wege den gebotenen Ausgleich zu schaffen.

Generalstab und Diplomatie hatten im Frieden nicht viel Fühlung. Sie schlossen sich mehr, als gut war, gegeneinander ab.

Der Generalstabschef hatte auf den politischen Verlauf der Dinge keinen wesentlichen Einfluß. Er machte nur, wie es seine Pflicht war, seit 1910 darauf aufmerksam, daß die Gunst der militärischen Lage sich immer schärfer auf die Seite der Gegner verschob. Im übrigen bereitete er sich auf alle Möglichkeiten eines zukünftigen Krieges vor und wartete auf seine Stunde*).

Am 1. August trat er das Erbe des Politikers an, — eine schwere Last! Die eisernen Schränke, in denen die Akten für Mobilmachung und Aufmarsch ruhten, sprangen auf. Einige Telegramme genügten, um eine Welt neuer Kräfte zu entfesseln. Fünf Tage dauerte die eigentliche Mobilmachung. Dann rollten in unendlicher Folge die Aufmarschtransporte den Grenzen zu. Nirgends entstand eine Reibung, es bedurfte nicht einer einzigen Rückfrage an den Großen Generalstab in Berlin. Genau zur festgesetzten Zeit, 15 Tage nach Ausspruch der Mobilmachung, standen die Armeen in ihren Aufmarschräumen. Die erste Probe war bestanden.

Die Mobilmachungsvorbereitungen des Generalstabes beschränkten sich auf die rein militärischen Maßnahmen. Eine wirtschaftliche Mobilmachung war nicht vorgesehen. Es war wohl einmal von der Notwendigkeit eines „wirtschaftlichen Generalstabes" die Rede gewesen. Aber der Gedanke rang sich nicht

*) S. Urkundenanhang: Aus den militärpolitischen Vereinbarungen des deutschen und österreichischen Generalstabschefs vor dem Kriege.

durch. Es bestand allgemein die Auffassung, daß ein europäischer Krieg nur von kurzer Dauer sein könne. Man glaubte, daß Deutschland sich in einem Zweifrontenkrieg ohne schnelle Entscheidung nicht würde halten können. An die Möglichkeit einer Festungsmauer von der flandrischen Küste bis zur Schweiz und von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer und an die vierjährige Belagerung ganzer Länder dachte niemand, obgleich manche Erfahrungen des ostasiatischen Krieges bereits in diese Richtung deuteten. Noch gewichtiger schienen Gründe wirtschaftlicher und finanzieller Art gegen eine lange Kriegsdauer zu sprechen. Trotz des blühenden Standes der deutschen Landwirtschaft bedurfte das dichtbevölkerte Land einer erheblichen Nahrungsmitteleinfuhr. Der künstliche, auf einen großen Warenimport eingerichtete Aufbau der deutschen Volkswirtschaft schien bei längerer Kriegsdauer unweigerlich dem Zusammenbruch unterliegen zu müssen.

Nur der ältere Moltke hatte mit der Möglichkeit eines langen Krieges gerechnet. Sein geniales Ahnungsvermögen hatte eine zutreffende Vorstellung von den mächtigen Quellen der Volkskraft und den unermeßlichen Aushilfen, die die moderne Technik bietet. Er hatte darauf hingewiesen, daß der Zukunftskrieg vielleicht 7, vielleicht auch 30 Jahre dauern könne. Aber seine Stimme war verhallt.

Die Operationspläne.

(Karte 1 Skizze a.)

Der Glaube an die Notwendigkeit einer kurzen Kriegsdauer bildete auch die Grundlage für die Operationspläne der beiden kriegführenden Ländergruppen.

Der deutsche Operationsplan für den Westen.

Der deutsche Generalstab sah die einzige Möglichkeit eines Sieges darin, daß man die beiden annähernd gleich starken Gegner im Osten und Westen nach einander schlug, indem man die Hauptkräfte des Heeres erst auf der einen, dann auf der andern Seite zusammenballte.

Die erste Entscheidung wurde im Westen gesucht, da im Osten bei der Geräumigkeit des russischen Reiches und der Unerschöpflichkeit seiner Menschenreserven wenig Hoffnung auf

einen schnellen durchschlagenden Erfolg bestand. Auch schien der schwerfällige russische Nachbar trotz der Heeresmassen, die er ins Feld schickte, der weniger gefährliche Gegner. Selbst wenn er Erfolg hatte und ostdeutsche Provinzen besetzte, so traf dies Deutschland nicht so tödlich, wie etwa der Verlust des Rheinlandes mit seinen lebenswichtigen Erz- und Kohlengruben und seiner unentbehrlichen Industrie.

Die Masse des deutschen Heeres, 7 Armeen, sollten also im Westen aufmarschieren. Während sie in Frankreich um den Sieg rangen, sollte inzwischen im Osten das österreich-ungarische Heer, verstärkt durch eine deutsche Armee, um Zeitgewinn kämpfen. War die Hauptarbeit im Westen getan und bekam man dort Kräfte frei, so hoffte man auch auf der Ostfront zur Entscheidung suchenden Offensive übergehen zu können.

Der deutsche Angriff gegen Frankreich wurde ungemein behindert durch das starke französische Festungssystem, das im Süden an der Schweiz und den Alpen, im Norden an den belgischen Maasfestungen Lüttich und Namur eine vortreffliche Anlehnung fand. Voraussichtlich hätte das frontale Vorgehen gegen Verdun–Toul–Epinal selbst im günstigen Falle nur zu einem eng begrenzten Durchbruch und anschließend zu langsamem Abringen mit den französischen Hauptkräften geführt. Die Aussicht, auf diesem Wege zu einer schnellen klaren Entscheidung zu kommen, bevor die russische Überlegenheit im Osten eine unhaltbare Lage schuf, war gering. Graf Schlieffen, bis 1906 preußischer Generalstabschef, der entschiedenste und bedeutendste Vertreter des „Känna"gedankens, der in der Einwirkung auf Flanke und Rücken, und daraus folgend in der Vernichtung des Feindes gipfelt, kam daher zu dem Entschluß, die französischen Festungen im Norden zu umgehen. Der deutsche rechte Flügel sollte sich nicht, wie die Franzosen hofften, durch die belgischen Festungen Lüttich und Namur nach Süden zusammendrängen lassen, sondern die Maassperre gewaltsam durchbrechen, um über Brüssel, Amiens, westlich um Paris herum ausholend, den linken französischen Heeresflügel wirksam zu umfassen. In einer solchen weit ausgreifenden Bewegung erkannte er den einzigen gangbaren und aussichtsreichen Weg für einen entscheidenden Sieg. Er mußte daher beschritten werden, trotz der schweren politischen Nachteile, die aus der Verletzung der belgischen Neu-

tralität unzweifelhaft zu erwarten waren. Alle Kräfte sollten an der entscheidenden Stelle im Norden zusammengefaßt werden. Der Südflügel des Heeres, von Metz aus bis zur Schweizer Grenze, sollte defensiv bleiben und so schwach als möglich gehalten werden. Einen französischen Erfolg hier fürchtete Schlieffen nicht, da er von der überwältigenden Wucht des deutschen Flankenstoßes im Norden die weit größere Wirkung erwartete.

Der Nachfolger des Grafen Schlieffen, Generaloberst v. Moltke, hielt an dem großen Umfassungsgedanken fest. Jedoch wurde der rechte Flügel zu Gunsten des linken geschwächt, um dem zwischen Metz und den Vogesen erwarteten französischen Angriff besser gewachsen zu sein. War dieser abgeschlagen, so ließen sich die frei werdenden Korps dem Schwenkungsflügel vielleicht so rechtzeitig nachführen, daß sie an den Entscheidungsschlachten im Norden noch mitwirken konnten.

Von den 7 Armeen des deutschen Westheeres wurden die 1. bis 5. für die Offensive bestimmt. Sie versammelten sich im Raume Aachen–Metz. Die 6. stellte sich zwischen Metz und den Vogesen, die 7. zwischen Saarburg und der Schweiz zu strategischer Abwehr bereit.

Der deutsche und österreichische Operationsplan für den Osten.

Im Osten hatten die Mittelmächte auf drei Kriegsschauplätzen zu kämpfen, in Serbien, Galizien und Ostpreußen. Von den 6 österreichischen Armeen marschierten 3 gegen Serbien auf in der Hoffnung, durch eine starke Überlegenheit hier einen schnellen Sieg herbeiführen zu können. Die Voraussetzung für diesen Aufmarsch war die irrige Annahme, daß der Krieg in Serbien lokalisiert werden könnte*) und daß Rußland entweder neutral bleiben oder erst zu einem späteren Zeitpunkt in den Kampf eintreten würde. Als die russische Mobilmachung diese Hoffnungen am 30. Juli zerstörte, war der Aufmarsch schon befohlen und man glaubte ihn ohne schwere Störung der Transportbewegung nicht mehr ändern zu können.

Obgleich unter diesen Umständen gegen Rußland anfangs nur 3 Armeen verfügbar blieben, beabsichtigte der österreichische

*) S. Urkundenanhang: Schreiben Conrads an Moltke vom 1.8.1914.

Generalstabschef Conrad v. Hötzendorff doch, die Russen anzugreifen, „um die der Zahl nach weit überlegenen feindlichen Massen auf sich zu ziehen, zu fesseln und dadurch dem verbündeten deutschen Heere jene Rückenfreiheit zu sichern, deren es in seinem vorläufigen Hauptkampfe gegen die Feinde im Westen bedurfte". Der linke Flügel des Heeres, die 1. und 4. Armee, sollte aus dem nördlichen Galizien über Cholm–Lublin in der allgemeinen Richtung auf Kowel–Brest-Litowsk vorgehen. Der rechte Flügel, die 3. Armee und Armeeabteilung Köveß, hatte sich bei und südöstlich Lemberg abwartend zu verhalten, um einen von Osten kommenden russischen Angriff abzuwehren, oder, falls dieser ausblieb, sich der Offensive nach Norden anzuschließen.

Die deutsche Kampfgruppe in Ostpreußen, die 8. Armee, mußte allein durch ihre Aufstellung östlich der Weichsel russische Kräfte auf sich ziehen und so die Österreicher von Anfang an entlasten. Wenn die Lage es erlauben würde, sollte sie aus dem südlichen Ostpreußen über den Narew hinweg in Richtung Sjedlce vorstoßen.

Die Verbindung zwischen den beiden Kraftgruppen in Ostpreußen und in Galizien wurde durch das preußische Landwehrkorps Woyrsch in Oberschlesien und die österreichische Armeeabteilung Kummer bei Krakau hergestellt.

Der Operationsplan für die deutsche Flotte.

Der Operationsplan für die deutsche Flotte verzichtete auf die Schlachtentscheidung auf der hohen See. Er begnügte sich mit kurzen Offensivvorstößen schwächerer Kräfte gegen die englischen Bewachungs- und Blockadestreitkräfte. Der Admiralstab rechnete damit, daß die Engländer den Versuch machen würden, die deutschen Schiffe in ihren Häfen anzugreifen. War dann der Feind durch die Wirkung der Seebefestigungen, Minen und Unterseeboote geschwächt, so wollte man selbst zum Gegenangriff übergehen.

Gegen dieses Verfahren erhob der Generalstab keine Einwendungen. Er verlangte lediglich den Schutz der deutschen Küsten gegen feindliche Landungsversuche. Wünsche anderer Art, etwa die Verhinderung der Landung des englischen Expeditionsheeres in Frankreich, wurden nicht ausgesprochen.

Da auch der Reichskanzler Wert darauf legte, daß die Flotte möglichst unversehrt bis zum Friedensschluß erhalten blieb, so vermochte sich die auf eine sofortige Entscheidung hindrängende Richtung im Marine-Offizierkorps, an der Spitze Großadmiral v. Tirpitz, nicht durchzusetzen.

Die Masse der Hochseestreitkräfte, 3 moderne Linienschiffsgeschwader, 1 Geschwader Aufklärungsschiffe und 7 Torpedobootflottillen, war in den Häfen der deutschen Bucht versammelt. In der Ostsee befanden sich nur schwache Kräfte. Die Mittelmeerdivision, 2 Kreuzer, stand bei Messina, ein Kreuzergeschwader in den ostasiatischen Gewässern.

Die Operationspläne der Entente.

Die Feinde Deutschlands hatten naturgemäß den dringenden Wunsch, die Aufmärsche im Osten und Westen möglichst zur gleichen Zeit zu vollenden. Die Beschleunigung der russischen Mobilmachung war daher für sie eine Hauptsorge gewesen, und Frankreich hatte es sich Milliarden kosten lassen, um das strategische Bahnnetz nach den Aufmarschräumen in Litauen und Polen zu verbessern. Immerhin ließ sich das Wirksamwerden der russischen Hilfe nicht ganz sicher berechnen. Die Franzosen mußten daher befähigt sein, dem ersten deutschen Anprall allein solange Stand zu halten, bis die russische Offensive Entlastung brachte. Das Mittel dazu bot neben der Vermehrung des französischen Heeres der Ausbau der Festungsfront.

Nach Durchführung dieser Maßnahmen sahen die Franzosen dem deutschen Ansturm mit gutem Vertrauen entgegen. Sie beabsichtigten nicht, ihn stehenden Fußes zu erwarten. Ebenso wie die Deutschen hielten sie den Angriff für die bessere Kampfform. Der rechte Flügel des Heeres, die Hauptkräfte der 1. und 2. Armee, sollte zwischen Vogesen und Metz hindurch vorstoßen. Der linke Flügel, die 3., 4. und 5. Armee, hatte etwa aus der Linie Verdun–Mézières heraus dem nördlich Metz erwarteten deutschen Angriff offensiv entgegen zu treten.

Das englische Expeditionsheer sollte sich bei Maubeuge versammeln und der französischen Bewegung anschließen.

Die sichere Entscheidung erwartete man von der Offensive der russischen Massen. Sie sollte so rasch als möglich und ohne das Eintreffen der asiatischen Armeekorps abzuwarten,

beginnen. Die gewaltige Überlegenheit erlaubte den Russen, gleichzeitig gegen Österreich-Ungarn und gegen Deutschland vorzugehen. Der Aufmarsch erfolgte in zwei getrennten Gruppen mit der 1. und 2. Armee gegenüber Ostpreußen, der 3., 4., 5. und 8. gegenüber Galizien.*) Zuerst sollten diese beiden weit nach Osten vorspringenden Bastionen zertrümmert werden, die den Weg in das Innere Deutschlands und Österreich-Ungarns versperrten. Der Raum bei Warschau und das ganze Land westlich der Weichsel blieb vorläufig frei.

Auf dem Meere war zwischen den Alliierten eine Vereinbarung dahin getroffen, daß fast die gesamte englische Flotte in der Nordsee vereinigt wurde und neben den eigenen Aufgaben auch den Schutz der französischen Küsten übernahm, während die Franzosen ihre Hauptkräfte im Mittelmeer zusammenfaßten.

Die englischen Seestreitkräfte standen im Kanal und an den Orkneyinseln, um die deutsche Bucht und die Ostsee von der Außenwelt abzuschließen. Die „große Flotte", 4 Schlachtgeschwader, 1 Schlachtkreuzergeschwader und 3 Kreuzergeschwader sperrte die Nordsee zwischen Schottland und Norwegen. Die „Kanalflotte", 4 Schlachtgeschwader, 7 Kreuzergeschwader, sicherte im Kanal die ungestörte Verbindung zwischen England und Frankreich.

*) Die 6. Armee sollte Petersburg gegen etwaige Überraschungen, insbesondere gegen einen schwedischen Angriff, schützen; sie wurde jedoch noch vor Beginn der Operationen auf die anderen Armeen verteilt. Die 7. sicherte zunächst an der russisch-rumänischen Grenze. Ende August wurde, hauptsächlich aus Truppen der ursprünglich geplanten 6. Armee, die 9. Armee bei Warschau gebildet. Sie war die Reserve der Obersten Heeresleitung.

Der Krieg von 1914 bis zum Frühjahr 1915.

Der Feldzug im Westen.

Die Eroberung von Lüttich und der Aufmarsch der 1. und 2. deutschen Armee in Belgien. (Karte 1, Skizze a und b.)

Für das Gelingen der deutschen Pläne im Westen war die schnelle Eroberung der Festung Lüttich, die dem rechten deutschen Heeresflügel den Weg nach Brüssel versperrte, von entscheidender Bedeutung. Sie mußte fallen, bevor französische oder englische Hilfe zur Stelle war. Ein planmäßiger Angriff hätte zu viel Zeit beansprucht. Es war daher der kühne Gedanke entstanden, bereits vor beendetem Aufmarsch mit voraus beförderten Truppen die Festung im Überfall zu nehmen. Man rechnete auf die Überraschung und hoffte, daß die Armierung der Werke noch nicht weit gediehen sein würde.

Am Abend des 5. August standen einige deutsche Brigaden vor dem Fortgürtel von Lüttich und versuchten, in der Dunkelheit zwischen den Werken in das Innere der Festung einzubringen. Fast wäre der Handstreich mißlungen. Die Sturmtruppen kamen nicht vorwärts, Teile verloren die Führer und gerieten in Gefangenschaft. In diesem kritischen Augenblick wollte es das Glück, daß General Ludendorff, der vorübergehend zum Stabe des Führers der Angriffstruppen, Generals von Emmich, kommandiert war, sich zu einer der Sturmkolonnen, der 14. Infanterie-Brigade, begeben hatte. Er stellte sich an die Spitze der Brigade, deren Führer gefallen war, riß durch sein persönliches Beispiel eine Handvoll beherzter Männer vorwärts und drang durch die Fortlinie in den inneren Raum der Festung hinein. Mit dieser einzigen Brigade bemächtigten sich dann die Generale Emmich und Ludendorff, durch die noch von den Belgiern besetzte Fortlinie völlig von der Außenwelt abgeschieden,

des Kerns der Festung, deren Besatzung vor den wenigen deutschen Bataillonen kopflos das Feld räumte. Erst nach 36 Stunden trafen Verstärkungen ein. Das Wagnis war geglückt, Lüttich fiel.

General v. Moltke atmete auf. Die Gefahr, daß der rechte deutsche Flügel durch die beiden gewaltigen Maassperren Lüttich und Namur in dem Raum südlich der Maas zusammengedrängt werden würde, war beseitigt. Namur konnte von Norden her umgangen werden. Die deutsche Umfassungsbewegung hatte freie Bahn.

In Deutschland löste die erste schöne Waffentat große Begeisterung aus. Für die Stimmung des Heeres war sie von höchster Bedeutung.

Durch die bei Lüttich geschlagene Bresche strömten sogleich, noch vor völlig beendetem Aufmarsch, die 1. und 2. Armee in den Raum östlich von Brüssel und Namur. Von hier aus sollte am 18. August der Vormarsch in das nördliche Frankreich gemeinsam mit der 3., 4. und 5. Armee angetreten werden.

Die belgische Armee versuchte, sich der 1. Armee an dem Abschnitt des Getteflüßchens, halbwegs zwischen Lüttich und Brüssel, vorzulegen. Sie wurde aber am 19. August von dort verdrängt und wich unter dem unwiderstehlichen Druck des deutschen Vormarsches ohne weiteren Widerstand nach der starken belgischen Lagerfestung Antwerpen aus. General v. Moltke begnügte sich vorläufig damit, die Südfront der Festung durch ein Beobachtungskorps abzuschließen.

Die Bedeutung dieser Ereignisse ist von der französischen Heeresleitung anscheinend nicht sofort in vollem Umfange gewürdigt worden. Der französische Generalstabschef Joffre hielt auch nach dem Fall von Lüttich an seiner Meinung, daß die Masse der deutschen Angriffstruppen südlich von Lüttich—Namur vorgehen würde, fest. Dementsprechend beließ er die Hauptteile der auf dem linken Flügel des französischen Heeres stehenden 5. Armee noch bis zum 15. August in Gegend Rethel—Sedan. Erst an diesem Tage wurde er sich der Gefahr, die ihm im Norden durch die weit klafternde deutsche Umfassung drohte, einigermaßen bewußt. Jetzt verschob er die gesamte 5. Armee in die Ecke zwischen Maas und Sambre, in der bestimmten Erwartung, daß sie zu-

sammen mit Engländern und Belgiern genügen würde, um den durch das nördliche Belgien vorgehenden Deutschen halt zu gebieten.

Am 18. August begannen die stählernen Ringe der 5 deutschen Angriffsarmeen ihren Kreislauf um den Drehpunkt Diedenhofen. Am 20. August war die Bewegung in vollem Fluß. Die 1. Armee durchschritt Brüssel auf dem Wege nach Mons, wo die Engländer standen. Die 2. Armee schwenkte westlich Namur gegen die Sambre ein, hinter der die französische 5. Armee eben Aufstellung nahm. Die 3. Armee marschierte, fast ohne Widerstand zu finden, auf Dinant, geraden Wegs in die zwischen der 4. und 5. französischen Armee entstandene Lücke hinein. Die deutsche 4. und 5. Armee näherten sich der Maas zwischen Mézières und Verdun, von wo aus ihnen die französische 3. und 4. Armee entgegenmarschierten.

Südlich von Metz kamen an diesem Tage die Dinge bereits zur Entscheidung.

Die Offensive des französischen rechten Heeresflügels nach Lothringen.

Die Offensive des französischen Südflügels wurde dadurch eingeleitet, daß seit dem 7. August Teile der 1. Armee in das Elsaß einzudringen suchten, in der Hoffnung, durch einen schnellen militärischen Anfangserfolg eine große politische und moralische Wirkung zu erzielen. Es kam zu wechselvollen Kämpfen. Die Franzosen gelangten bis Mülhausen, wurden aber am 9. August geschlagen und über die Grenze auf Belfort zurückgeworfen. Es bildete sich dann bei Belfort eine neue Kraftgruppe, die sogenannte „Elsässer Armee“, die hauptsächlich aus den von der italienischen Grenze herangezogenen Grenzschutz- und Alpentruppen bestand. Sie ging am 17. August wiederum auf Mülhausen vor und nahm die Stadt in Besitz. Am 19. August wies sie hier den Gegenangriff schwächerer deutscher Kräfte ab, mußte dann aber doch auf Belfort zurückgenommen werden, da ihre Divisionen auf dem Nordflügel des französischen Heeres dringlich gebraucht wurden, wo inzwischen eine schwierige Lage entstanden war. Die Armee wurde aufgelöst. Die elsässische Episode hatte damit ihr Ende erreicht.

Der Hauptangriff nach Lothringen hinein begann am 15. August. Auf deutscher Seite bestand der Plan, die Franzosen in eine Falle zu locken. Die 6. Armee sollte in nordöstlicher Richtung auf die Saar ausweichen, während sich gleichzeitig die 7. Armee bei und südlich Saarburg zusammenzog. Man hoffte, der Feind würde folgen und wollte ihn dann mit der 6. und mit den inneren Flügeln der 7. und 5. Armee von Saarburg, Saargemünd und Metz aus in Front und Flanken angreifen. Tatsächlich traten die Franzosen, allerdings ziemlich zögernd und vorsichtig, den Marsch in der gewünschten Richtung an. Trotzdem kam der deutsche Plan nicht in der beabsichtigten Form zur Durchführung. Im Hauptquartier des Führers der 6. Armee, des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, dem auch die 7. Armee unterstellt war, entstand der Eindruck, daß es den Franzosen mit ihrem Angriff nicht Ernst sei, daß sie vielleicht nur den Auftrag hätten, deutsche Kräfte zu fesseln. Die überwiegend aus bayrischen Korps bestehende 6. Armee, die nur mit größtem Widerwillen in diesen Tagen des allgemeinen stürmischen Vormarsches eine rückgängige Bewegung ausführte, machte, ohne daß die Oberste Heeresleitung Einspruch erhob, schon am 20. August kehrt und stürzte sich, von Teilen der linken Nachbararmee unterstützt, auf den Feind. Die „Schlacht in Lothringen“ endete am 22. August mit dem Sieg der deutschen Waffen. Die Franzosen wurden hinter ihre Festungen zurückgeworfen.

Eine Vernichtungsschlacht, ein „Kannä“, war aber nicht geglückt. Zum ersten Male in diesen entscheidungsvollen Wochen rächte es sich, daß die Oberste Heeresleitung die Zügel nicht straffer führte. Damit entglitt ihr vielleicht ein großer Erfolg, der von ausschlaggebender Bedeutung hätte werden müssen. Es war aber wenigstens so viel erreicht, daß irgendwelche Sorge für den deutschen linken Heeresflügel jetzt nicht mehr bestand. Er hätte daher unbedenklich geschwächt, die frei werdenden Truppen der Entscheidung im Norden zugeführt werden können. Allerdings waren die Bahnlinien durch Belgien zerstört und es war schwer zu übersehen, ob die Korps noch rechtzeitig herankommen würden. Überdies ließen, und das hat wohl bei den Erwägungen im Großen Hauptquartier den Ausschlag gegeben, die gewaltigen Fortschritte der mit hinreißendem Schwung vorwärts eilenden Armeen des rechten deutschen

Flügels eine Verstärkung dort nicht als dringlich erscheinen. Statt dessen entstand der Gedanke, den anfänglichen Operationsplan zu erweitern. Gelang es der 6. und 7. Armee, in Ausnutzung des Sieges in Lothringen, zwischen Toul und Epinal durchzubrechen, so bahnte sich eine doppelseitige Umfassung der französischen Front an, die zu einer Vernichtungsschlacht größten Stils ausgestaltet werden konnte. Der Ausführung standen zwar die durch ihre natürliche Lage besonders starken französischen Festungen Epinal, Nancy, Toul im Wege. Indessen schien das leichte Spiel, das man mit den wie Kartenhäuser zusammenstürzenden belgischen Festungswerken hatte, die Hoffnung zu rechtfertigen, daß die Belagerung der französischen Festungen im Süden einen ähnlichen Verlauf nehmen würde.

So ließ denn die Oberste Heeresleitung den Bayern freie Bahn, die, gehoben durch das Gefühl des erstrittenen Sieges, frischen Mutes den schweren Angriff auf die Festungsfront begannen.

Der deutsche Vormarsch durch Belgien und Nordfrankreich.

Während am 20. August in Lothringen ein großer taktischer Erfolg errungen wurde und die deutsche Heeresleitung sich hoffnungsfroh anschickte, ihn zur höchsten strategischen Bedeutung zu erweitern, eilten auch im nordöstlichen Frankreich und in Belgien die Ereignisse einer anscheinend glücklichen Entwicklung zu. In der Mitte prallte die französische 3. und 4. Armee am 22. August bei Longuyon–Longwy und bei Neufchâteau im südlichsten Zipfel von Belgien auf die deutsche 4. und 5. Armee. Wurden die Franzosen Sieger, so geriet der ganze deutsche Angriffsflügel in die Gefahr, nach Norden gegen Holland zu abgedrängt zu werden. Es kam jedoch anders. Der Sieg neigte sich ohne Schwanken auch in dieser zweiten großen Feldschlacht auf die deutsche Seite. Am Abend des 23. August war die Entscheidung bereits gefallen. Die Franzosen wichen geschlagen zurück. Ein von Etain, östlich Verdun, gegen den linken Flügel der verfolgenden 5. Armee gerichteter Entlastungsstoß konnte pariert werden und änderte an dem Gesamtergebnis nichts. In hartnäckigen, vielfach erbitterten Kämpfen näherten sich die Deutschen in den folgenden Tagen der Maas. Hier leisteten die Franzosen

noch einmal Widerstand. Es entspann sich um die Maasübergänge zwischen Sedan und Verdun in den letzten Augusttagen eine neue Reihe großer Kämpfe. Am 30. August war das westliche Flußufer überall in deutscher Hand. Der zum zweiten Mal geschlagene Feind ging auf die Aisne und den Argonnerwald zurück, während die Deutschen, um die Nordfront von Verdun herumschwenkend, ihm hart an der Klinge blieben.

Auch auf dem rechten Heeresflügel überstürzten sich die Erfolge.

Die 2. Armee, die von Generaloberst v. Bülow befehligt wurde, hatte, nach Süden einschwenkend, zwischen Maubeuge und Namur die Sambre zu überschreiten. Sie traf am 22. August beiderseits Charleroi auf die französische 5. Armee. Die Lage war für die Franzosen gefahrvoll, weil die deutsche 3. Armee unter Generaloberst v. Hausen, ohne selbst einen Feind vor der Front zu haben, südlich Namur in Richtung auf Dinant und Givet gegen Flanke und Rücken des in heftige Frontalkämpfe verwickelten Gegners vorging. Hätte sie ohne Zögern und ohne Ablenkung den Marsch in dieser Richtung fortgesetzt und hätte sich Bülow mit der Durchführung des Angriffs bei Charleroi etwas mehr Zeit gelassen, so wären die Franzosen schwerlich einer vernichtenden Niederlage entgangen. Unglücklicherweise fehlte den Oberkommandos der Überblick über die unvergleichliche Gunst der Lage, und die Oberste Heeresleitung, die ein klareres Bild hatte, war in Koblenz zu weit entfernt, um zur rechten Zeit die nötigen Anweisungen geben zu können. Die 3. Armee verlor Zeit und ließ sich durch die Vorstellungen der 2., die auf enge Fühlung Wert legte, aus der wirkungsvollsten Richtung auf Givet, tief in Flanke und Rücken hinein, nach Norden zu ablenken. Lanrezac, der Führer der 5. französischen Armee, erkannte die Gefahr gerade noch zur rechten Zeit und riß seine Korps zurück, bevor die Deutschen richtig zugepackt hatten. Die 3. Armee machte einen Luftstoß. Die Schlacht bei Charleroi endete als „ordinärer“ Sieg.

Das Entkommen des Gegners war eine herbe Enttäuschung. Zum zweiten Male war ein Teil des französischen Heeres einem „Kannä“ entgangen, weil die deutsche Heeresleitung sich einer lebendigen Einwirkung auf die Vorgänge des Schlachtfeldes enthalten hatte.

Der weitere glückliche Verlauf der Gesamtereignisse ließ aber den Fehlschlag bald vergessen. Bei Guise–St. Quentin stellte sich Lanrezac am 29. und 30. August von neuem zur Schlacht, ging sogar zum Gegenangriff über. Wiederum geschlagen, wich er südwärts auf die Aisne zurück.

Auf dem äußersten rechten Flügel war die 1. Armee unter Generaloberst v. Kluck am 23. August bei Mons auf die Engländer gestoßen und hatte sie im ersten Anprall zurückgeschleudert. Vergeblich versuchte General French bei Solesmes und Le Cateau erneuten Widerstand, vergeblich stellten sich bei Cambrai französische Verstärkungen entgegen. Mit unerhörter Wucht und rasender Schnelligkeit warf die 1. Armee alles aus dem Wege, was ihr auf ihrem Bogenlauf entgegentrat und jagte Engländer und Franzosen auf Paris zu.

Die Verbindung des englischen Expeditionsheeres mit Dünkirchen und Calais zerriß. Sein Schicksal verknüpfte sich immer fester mit dem des französischen Heeres, dessen geschlagener linker Flügel sich in scheinbar unaufhaltsamem Rückzuge nach Süden befand.

Am 24. August fiel Namur nach nur dreitägiger Belagerung. Die sehr unbequeme Enge zwischen Antwerpen und Namur war gesprengt.

Die Marneschlacht. (Karte 1 Skizze c).

Die Entwicklung zur Schlacht.

Ende August blickte das deutsche Heer auf eine ununterbrochene Kette glänzender Erfolge zurück. Die französischen Offensiven in Lothringen und bei Longwy waren völlig gescheitert. Über Erwarten war das große deutsche Schwenkungsmanöver durch Belgien gelungen. Die Festungen öffneten die Tore und im freien Felde jagte der Sturmschritt der Armeen den Feind vor sich her. Die Krise des Feldzuges schien überschritten und das Ende nicht mehr zweifelhaft.

Aber gerade in diesen Tagen der stolzesten deutschen Hoffnungen entwickelten sich die tragischen Umstände, die zum Wendepunkt des Krieges führten.

Die vielfach übertriebenen Meldungen der Armee-Oberkommandos über den „fluchtartigen" Rückzug des Feindes ver-

anlaßte die Oberste Heeresleitung zu einer folgenschweren Schwächung des rechten Heeresflügels, dessen Kräfte ohnehin für seine gewaltigen Aufgaben von vornherein knapp bemessen waren. Unter dem Eindruck, daß das französisch-englische Heer sich bereits in halber Auflösung befinde, hielt der deutsche Generalstabschef es an der Zeit, dem schwerbedrängten Osten zu helfen. Das Gefühl der verantwortlichen Männer sträubte sich dagegen, das Land östlich der Weichsel noch länger dem Einfall der „Kasaken“ Preis zu geben. Man beschloß, ursprünglich 6, dann 4, schließlich 2 Korps nach Ostpreußen zu entsenden. Sie wurden dem Nordflügel entnommen, da hier gerade 2 Korps durch den Fall der Festung Namur frei wurden. Diese Abgabe war um so bedenklicher, als der rechte Flügel schon 2 Korps vor Antwerpen hatte stehen lassen, und ein weiteres Korps zur Belagerung von Maubeuge abzweigen mußte. Eine Verstärkung durch Heeresreserven kam nicht in Frage, da die Oberste Heeresleitung das letzte, worüber sie verfügte, 6 Ersatzdivisionen, bereits an die 6. Armee verausgabt hatte.

Die Annahme des Generals v. Moltke, daß die Entscheidung auf dem rechten Flügel schon gefallen sei, erwies sich als folgenschwerer Irrtum. Das deutsche Heer hatte viele Erfolge errungen und dem Feinde ernste Verluste beigebracht, aber ein vernichtender Schlag war doch noch nirgends geglückt. Die moralische Widerstandskraft der französischen und englischen Soldaten hatte durch die niederziehenden Eindrücke von Niederlage und Rückzug zweifellos gelitten, aber sie war doch weit größer, als man auf deutscher Seite annahm. Der Vormarsch des Heeres hatte viele Kräfte verbraucht. Der Nachschub wurde schwierig. Die Marschverluste, das feindliche Land, der Schutz der langgestreckten Etappenlinien, die Einschließung von Antwerpen, Maubeuge, alles das verminderte die für den Enderfolg allein maßgebende Stärke der Kampffront am rechten Flügel. Was der klare Blick Schlieffens vorausgesehen hatte, war eingetreten. Aber die großen Reserven, die er hier hatte anhäufen wollen, um die Lücken zu füllen, waren jetzt nicht vorhanden. Sie kämpften vor Nancy und Epinal, sie rollten nach Ostpreußen.

In den ersten Septembertagen wurde das Problem „Paris“ brennend. Es nahm alle Gedanken im Großen Hauptquartier

gefangen. Schlieffen hatte daran gedacht, beiderseits von Paris vorzugehen. Auch die Anweisungen der deutschen Obersten Heeresleitung vom 27. August hielten sich noch an diese Lösung. Die 1. Armee erhielt als Marschziel die untere Seine westlich Paris, die 2. Armee Paris selbst.

Am 30. August trat in diesen Absichten eine Änderung ein. Die Armeen nahmen die Marschrichtung mehr nach Süden, derart, daß nunmehr die 1. mit ihrem rechten Flügel auf die Nordostfront von Paris marschierte. Ein Festhalten der Marschziele vom 27. August hätte unweigerlich zum Zerreißen des Heeres geführt. Die Kräfte des rechten Flügels reichten für eine so weit ausgreifende Operation nicht mehr aus. Man mußte östlich Paris bleiben. Damit verlor der Operationsplan seine zwingende Kraft. Der französische linke Heeresflügel wurde frei. Er fand an der Lagerfestung Paris Halt und Anlehnung, bot nicht nur der Überflügelung ein Ziel, sondern bedrohte selbst die rechte deutsche Flanke.

Bis zum 4. September sträubte sich die deutsche Heeresleitung dagegen, sich diese ungünstige Gestaltung der Dinge einzugestehen. Noch in der am Morgen des 3. September ausgegebenen Weisung sprach sie die Absicht aus, den französischen linken Heeresflügel in südöstlicher Richtung von Paris abzudrängen. Die 1. Armee sollte der 2. gestaffelt folgen und den Flankenschutz des Heeres gegen Paris übernehmen. Am Abend des 4. September gab Moltke schweren Herzens auch diesen Plan auf. Die Gefahr, die von Paris ausstrahlte, war ihm zu klarem Bewußtsein gekommen. Er legte nun den ganzen Umfassungsgedanken beiseite und faßte den Entschluß zu einer neuen Operation.

Das Schwergewicht wurde vom rechten Flügel auf die Mitte und den linken Flügel verschoben. Die feindliche Front sollte zu beiden Seiten des Festungsklotzes Verdun–Toul durchbrochen werden. Südlich Verdun hatte die 6. und 7. Armee den bereits begonnenen Angriff auf Epinal–Toul durchzuführen. Die 4. und 5. Armee sollten diese schwere Aufgabe erleichtern, indem sie unter Abschließung von Verdun gegen den Rücken der Festungsfront Toul–Epinal vorstießen. Der 1. und 2. Armee wurde die Sicherung gegen Paris übertragen, wobei die 1. nördlich, die 2. südlich der Marne stehen bleiben sollte; die 3.

erhielt die Marschrichtung auf Troyes. Sie sollte je nach der Lage rechts oder links unterstützen*).

Die Befehle erreichten die Armee-Oberkommandos am 5. September früh. Wäre es gelungen, sie zur Durchführung zu bringen, so wäre die bald darauf eintretende Krise auf dem rechten Heeresflügel vermieden worden. Aber es traten unglückliche Umstände ein, welche die Absichten der Obersten Heeresleitung gerade in dem Augenblick durchkreuzten, als Joffre, vom Schicksal in seltener Weise begünstigt, seine letzte Karte ausspielte.

Bei der deutschen 1. Armee wurde die Gefahr, die von Paris her drohte, nicht voll erkannt. Die weite Entfernung des Großen Hauptquartiers in Luxemburg erschwerte am 4. und 5. September Meinungsaustausch und Aufklärung über die veränderte Auffassung. Das Armee-Oberkommando drehte die Marschsäulen noch mehr nach Südosten ein und setzte den Vormarsch, Paris rechts liegen lassend, zwischen Meaux–Château Thierry auf das südliche Marneufer fort, in der Absicht, die vor der 2. Armee zurückgehenden Franzosen in überholender Verfolgung in der Flanke zu fassen. Ein einziges Korps, das IV. Res.-Korps, blieb als Flankenschutz nördlich der Marne vor der Nordostfront von Paris zurück. Auch nach Empfang des Befehls der Obersten Heeresleitung am Morgen des 5. September, der die 1. Armee auf das nördliche Marneufer zurückrief, ließ das Oberkommando die bereits begonnene Marschbewegung an diesem Tage auslaufen.

Als dann endlich für den 6. September der Rückmarsch hinter die Marne in die Wege geleitet wurde, trafen bereits Nachrichten ein, welche die drohende Gefahr enthüllten.

Auf französischer Seite waren nach dem Scheitern der Offensive durch Lothringen und das südliche Belgien die Grundlagen für die Marneschlacht durch den Entschluß des Generals Joffre geschaffen worden, die Nordfront des französischen Heeres zurückzunehmen, um sie zunächst einmal von der verderbenbringenden Bindung mit den deutschen Verfolgern zu lösen und die Freiheit des Handelns wieder zu gewinnen. Dieser rettende Entschluß ist nicht von vornherein als fertiger Plan entstanden, sondern er hat sich allmählich entwickelt.

*) S. Urkundenanhang: Der deutsche Operationsbefehl unmittelbar vor Beginn der Marneschlacht.

Die Führung der Operationen durch die französische Oberste Heeresleitung war in den ersten Wochen des Krieges nicht glücklich gewesen. Die Gefahr, die der linken Flanke drohte, war reichlich spät erkannt worden. Auch nachdem sich die Heeresleitung endlich zur richtigen Auffassung der Lage durchgerungen hatte und zu dem Entschluß gelangt war, den linken Heeresflügel geschlossen zurückzunehmen, stellten sich der Durchführung noch ernste Hemmungen entgegen. Bei der ungestümen deutschen Verfolgung war es schwierig, die französischen Armeen, vor allem die 5., aus den Kämpfen, in die sie sich immer wieder verstricken ließen, frei zu machen. Ursprünglich hatte Joffre gehofft, den Widerstand schon in der Linie Amiens-La Fère-Laon-Reims neu organisieren zu können. Die bei Amiens aufgestellte 6. Armee unter General Manoury sollte dem linken Heeresflügel als Stütze dienen. Aber ihre Divisionen waren noch vor beendeter Versammlung an der Somme von General v. Kluck gepackt und geworfen worden. Der Widerstand der 5. Armee bei Guise-St. Quentin hatte mit einer schweren Niederlage geendet. Bei der 3. und 4. französischen Armee sah es nicht viel besser aus; es war ihnen weder an der Maas noch an der Aisne gelungen, festen Fuß zu fassen. Sie fanden auch bei Reims und in den Argonnen keinen Halt.

Unter diesen Umständen entschloß sich Joffre den Rückzug noch weiter nach Süden bis zur Marne, äußerstenfalls bis zur Seine, fortzusetzen. Hier sollte dann der letzte verzweifelte Widerstand geleistet werden.

Durch diesen Entschluß bekam Joffre die Zügel endlich in die Hand. Es gelang ihm, die englischen und die französischen Truppenverbände so weit aus der Verfolgung los zu lösen, daß er wieder frei über sie verfügen konnte. Manoury wurde dem Gouverneur von Paris, Gallieni, unterstellt. Eine weitere neue Armee, die 9., unter General Foch, sammelte sich südwestlich Châlons um die Lücke zwischen der 4. und 5. zu füllen.

Neben den operativen Schwierigkeiten hatte die französische Heeresleitung auch gegen die umsichgreifende Entmutigung der Truppe anzukämpfen. Vor allem war der Geist des englischen Expeditionsheeres gesunken. Am 29. August äußerte ein englischer Kommandierender General, es bliebe nur übrig, die Truppen wieder einzuschiffen und nach Hause zurückzukehren. Und am

30. August schrieb der Oberkommandierende French an den Kriegsminister Lord Kitchener: „Ich kann nicht sagen, daß ich dem weiteren Verlauf des Feldzugs in Frankreich hoffnungsvoll entgegensehe. Mein Vertrauen zu den Fähigkeiten der französischen Führer, diesen Feldzug zu einem glücklichen Ende zu führen, schwindet schnell"*).

Am 2. September wurde der Sitz der französischen Regierung von Paris nach Bordeaux verlegt. Die Krisis hatte ihren Höhepunkt erreicht.

Aber die führenden Männer in Frankreich und England ließen sich von dieser Welle von Entmutigung nicht mitreißen. Sie hofften auf Rußland und hatten den festen Willen bis zum Äußersten weiter zu kämpfen. Zur Zeit der größten Not, am 4. September, kam in London ein Vertrag zustande, in dem die Ententeländer sich untereinander verpflichteten, keinen Sonderfrieden abzuschließen.

Durch den Weitermarsch der 1. und 2. deutschen Armee über die Marne in südlicher Richtung ergab sich ganz plötzlich eine neue für die Franzosen überaus vorteilhafte strategische Lage. Eingerahmt durch Paris und Verdun, immer tiefer nach Süden vordringend, mit freier rechter und schwacher linker Flanke, bot die Masse des deutschen Heeres geradezu ideale Vorbedingungen für einen vernichtenden Schlag. Es mußte sich der Gedanke aufdrängen, sich jetzt nicht mehr auf die Verteidigung zu beschränken, sondern zum Gegenangriff überzugehen. Von dem Gouverneur von Paris Gallieni auf die unvergleichliche Gunst der Lage hingewiesen, entschloß sich Joffre, dem Rufe des Kriegsglücks zu folgen und das Schicksal Frankreichs noch einmal auf die Angriffskarte zu setzen. Er ordnete für den 6. September die Offensive auf der gesamten Front zwischen Paris und Verdun an**).

Die Ausführung dieses Entschlusses krankte vor allem daran, daß an den entscheidenden Stellen, nördlich Paris und bei Verdun, keine ausreichenden Massen bereit standen, um den Stoß in Flanke und Rücken mit der nötigen Kraft durchzuführen. Die 6. Armee bei Paris war zu schwach. In Verdun waren über-

*) Kuhl: Französisch-englische Kritik des Weltkrieges.

**) S. Urkundenanhang: Der französische Operationsbefehl für die Marneschlacht.

haupt keine Reserven vorhanden. So wurde das „Marnewunder" kein „Kannä", nicht einmal ein „ordinärer Sieg", sondern letzten Endes eine taktisch unentschiedene Schlacht, die nur infolge besonderer Umstände mit einer Zurücknahme des rechten deutschen Flügels endete.

Der Beginn der Schlacht.

Der Durchbruchsversuch der 6. und 7. deutschen Armee bei Nancy und Epinal hatte nicht zum Erfolge geführt. Die Verfolgung gewann zwar zunächst über Luneville–Baccarat–St. Dié Boden. Dann aber rannte sie sich an den starken Befestigungen von Nancy und Epinal fest. Die Divisionen verbluteten sich in ergebnislosem Ansturm gegen eine wohlgeschützte französische Minderheit. Die Offensive war nicht einmal imstande, die französischen Kräfte zu binden.

Die hochgespannten Erwartungen der Obersten Heeresleitung wichen allmählich einer bitteren Enttäuschung.

Der Befehl vom 5. September, das Oberkommando der 7. Armee und je ein Korps der 6. und 7. Armee zum Abtransport bereitzuhalten, deutet bereits den Zweifel über die Durchführbarkeit des Angriffs und zugleich die wachsende Sorge für den rechten Heeresflügel an. Vom 8. September an wurden weitere Teile der 6. Armee herausgezogen, um nach St. Quentin überführt und dort unter dem Armee-Oberkommando 7 zu einer neuen Armee zusammengestellt zu werden. Die Weiterführung der Offensive gegen die Festungen wurde aufgegeben. Die Elsaß-Lothringer Front erstarrte.

Die Vorwärtsbewegung der 4. und 5. Armee fand westlich Verdun am 6. September entschlossenen Widerstand und geriet ins Stocken. Die 3. Armee, noch immer ohne stärkeren Feind vor der eigenen Front, teilte im Sinne des Heeresbefehls vom Morgen des 5. September, den Hilferufen der Nachbarn nachgebend, ihre Kräfte nach rechts und links.

Die Oberste Heeresleitung enthielt sich einer Stellungnahme hierzu und verzichtete darauf, das Schwergewicht in die eine oder die andere Richtung zu verlegen.

Die 2. Armee wollte am 6. September, der Anweisung der Obersten Heeresleitung folgend, durch eine Schwenkung nach Westen die Front auf Paris nehmen. Die Bewegung des linken

Flügels stieß auf kräftigen Widerstand, der rechte wurde heftig angegriffen. Die Armee kam in eine schwere Lage.

Die hier sich entspinnenden Kämpfe wurden entscheidend beeinflußt durch den Lauf der Ereignisse bei der 1. Armee.

In den Nachmittagsstunden des 5. September war durch einen aus der Initiative des Führers des IV. Reservekorps, Generals v. Gronau, entstandenen Vorstoß nördlich der Marne die Bereitstellung der Armee Manoury, einen halben Tag zu früh für den Plan Joffres, erkannt worden.

Der Armee-Oberbefehlshaber General v. Kluck und sein Generalstabschef, General v. Kuhl, kamen nicht einen Augenblick aus der Fassung. Sie ließen zwei Armeekorps zum Rückenschutz auf dem südlichen Marneufer zurück, machten mit dem ganzen Troß und der Masse der Kampftruppen kehrt und eilten dem IV. Reservekorps zu Hilfe, das sich mit größtem Heldenmut aber mit versagender Kraft gegen die Übermacht wehrte.

Die Kehrtschwenkung glückte, der französische Stoß wurde am 6. September am Ourcq aufgefangen. Durch das Heranziehen der noch auf dem Südufer der Marne verbliebenen Teile wurde einen Tag später nicht nur das Gleichgewicht hergestellt, sondern sogar die Möglichkeit zur eigenen Offensive geschaffen. Am 8. September kämpften die Franzosen in der Linie Crépy en Valois-Meaux bereits in der Abwehr und um Zeitgewinn, am 9. September reifte in den Mittagsstunden der deutsche Sieg heran. Die Franzosen verloren, im Norden umfaßt, den Halt, ihr linker Flügel war geschlagen. Die 1. Armee hatte es in der Hand, den Erfolg zu vollenden. Sie stand in diesem Augenblick auf dem Gipfel ihrer bewundernswerten Leistungen.

Aber auf dem südlichen Marneufer war durch den Abmarsch der gesamten 1. Armee eine üble Lage entstanden. Es hatte sich zwischen La Ferté und Esternay eine Lücke gebildet, die von der schwer ringenden 2. Armee nicht ausgefüllt werden konnte und in die sich die Engländer langsam hineinschoben. Zunächst gelang es, das entstandene Leck durch 2 Kavalleriekorps notdürftig zu stopfen. Alles hing davon ab, ob der dünne Kavallerieschleier den Einbruch der britischen Armee so lange verzögern konnte, bis Kluck und Bülow ihrer Gegner Herr geworden waren. Es war ein Glück, daß die Engländer langsam und vorsichtig vorgingen. Während des 6. September hielt die Kavallerie am Flußlauf des Grand

Morin stand. Im Laufe des 7. September wich sie hinter den Petit Morin zurück. Am folgenden Tage riß das schwache Gewebe auseinander und gab den Weg an die Marne zwischen La Ferté und Château Thierry frei. Am Morgen des 9. September überschritt ein Teil der englischen Armee ohne Eile den Fluß.

Trotz des Ernstes der hierdurch entstandenen Lage verlor die Gefahr für die 1. Armee an Schärfe durch den sich anbahnenden Sieg über die Armee Manoury, der es gestattete, noch während des 9. September stärkere Kräfte zum Schutz der Flanke frei zu machen.

Auch bei der Armee Bülow bereitete sich eine Besserung vor. Der rechte Flügel hatte freilich vor dem überlegenen Angriff der französischen 5. Armee zurückgebogen werden müssen und suchte hart östlich Château Thierry Anlehnung an die Marne. Jedoch ließ der französische Druck am 9. September bereits etwas nach, da die Erfolge auf dem linken Flügel der 2. und rechten Flügel der 3. Armee in Gegend Fère Champenoise anfingen, sich fühlbar zu machen. Dort war die Armee Foch in dreitägigen harten Kämpfen niedergerungen und nach Süden, der Seine entgegen gedrängt worden. Der Weg in westlicher Richtung auf Sézanne-Esternay zur Entlastung der 2. Armee wurde frei.

Die Krise der Schlacht.

Trotz der Besserung der Lage machte sich beim Oberkommando der 2. Armee in den Nachmittagsstunden des 8. September eine pessimistische Auffassung geltend. Man sah den Einbruch der Engländer für sehr ernst an und hielt vor allem Kluck für schwer gefährdet. Die einzige Möglichkeit zur Beseitigung der Schwierigkeiten erblickte man in der Zurücknahme des rechten Heeresflügels, um die zwischen der 1. und 2. Armee entstandene Lücke mit Hilfe der bei St. Quentin in Bildung begriffenen 7. Armee zu schließen.

Die Krise der Schlacht war da. Es war eine Lage entstanden, in der die seelischen Kräfte der obersten Führer den Ausschlag gaben, die weit ab von den nervenerschütternden Einflüssen des Kampfes das Ganze überblickten und die Stärke ihres Willens da zur Geltung bringen mußten, wo Schwächen in der Front entstanden waren. Nach viertägigen Kämpfen stand die Ent-

scheidung auf des Messers Schneide. Durch eine riesige Anstrengung hatte Kluck die Gefahr, die der rechten deutschen Flanke drohte, abgewendet. In der Front wich die Armee Foch zurück. Auf der andern Seite der Wage lastete der Erfolg der französischen 5. Armee gegen die deutsche 2. und das Vorgehen der Engländer in die Lücke zwischen der 1. und 2. Armee. Niemand kann es wagen, von einem Sieg auf der einen oder der andern Seite zu reden, aber die Aussichten auf Sieg für die Deutschen dürfen doch zum mindesten gleich eingeschätzt werden.

Die deutsche Oberste Heeresleitung hatte sich bisher aller Eingriffe in den Verlauf der Schlacht enthalten. Der General von Moltke hatte das Vertrauen, in dem er durch die ziemlich zuversichtlich lautenden Meldungen bestärkt wurde, daß die Armeeführer keiner Befehle bedurften, um der Lage Herr zu werden. Die weite Entfernung und die sehr mangelhafte Verständigungsmöglichkeit zwischen dem Standort der Obersten Heeresleitung in Luxemburg und den Armee-Hauptquartieren des rechten deutschen Flügels, sowie das Fehlen einer geeigneten Zwischenbefehlsstelle, welche das Große Hauptquartier entlastet hätte, erschwerten die zentrale Leitung. Die Führer vorn handelten infolgedessen unter dem Zwang der stürmischen Ereignisse selbständig, ohne doch die Gesamtlage stets richtig beurteilen zu können.

Am 8. September entsandte Moltke einen Abteilungschef seines Stabes, den Oberstleutnant Hentsch, zu den drei Armeen des rechten Flügels, um sich über den Stand der Dinge zu unterrichten und die Einheitlichkeit der Kampfhandlung dort sicherzustellen. Bei aller Entschlossenheit, die entstandene Krise zu überwinden und jede rückgängige Bewegung zu verhindern, hatte Moltke bei seiner Anweisung an Hentsch doch auch die Möglichkeit eines kurzen Ausweichens erwähnt, und Hinweise für die Richtung des etwa erforderlich werdenden Rückzuges gegeben.

Das Ende der Schlacht. — Der Rückzug.

Hentsch machte sich die ungünstige Auffassung, die beim Oberkommando der 2. Armee herrschte, zu eigen. Mit seinem ausdrücklichen Einverständnis ordnete Bülow am 9. September, ohne vorherige Rücksprache mit General v. Kluck, das Zurückgehen der 2. Armee in nordöstlicher Richtung an. Das Schicksal der

Schlacht war damit entschieden. Alles weitere war notwendige Folge. Wenige Stunden später befahl auch das Oberkommando der 1. Armee, zu dem sich Hentsch inzwischen begeben hatte, auf dessen Drängen den Rückzug. Von den Männern, die sich zu einer, wie sie glaubten, kurzen und vorübergehenden rückgängigen Bewegung entschlossen, ahnte niemand, daß sie damit den Wendepunkt des Krieges einleiteten. Der Rückzug wurde von den Engländern und Franzosen nicht erheblich gestört. Auch darin zeigte es sich, wie wenig sie sich als Sieger fühlten.

Die Oberste Heeresleitung, die sich notgedrungen mit den unabänderlichen Geschehnissen abfinden mußte, hoffte, des Rückschlages bald wieder Herr zu werden. Aber in den folgenden Tagen mußte sie sich überzeugen, daß sich das Schicksal nicht mehr wenden ließ. Die Kräfte auf dem rechten Heeresflügel waren zu schwach geworden und zu sehr verbraucht. Der Rausch der ununterbrochenen Erfolge hatte über die unerhörten Anstrengungen hinweg geholfen. Nun setzte mit dem Rückschlage eine schwere körperliche und seelische Abspannung ein. Die Hoffnung, mit der 3., 4. und 5. Armee die Vorwärtsbewegung wieder in Gang zu bringen, mußte schon am Abend des 10. September aufgegeben werden. Nicht einmal das Ausharren dieser Armeen in den augenblicklichen Stellungen schien dem General v. Moltke nach persönlicher Rücksprache mit den Armeeführern am 11. September tunlich. Auch für sie wurde der Rückzug befohlen. Er endigte Mitte September hinter der Aisne und Vesle zwischen Compiègne und Reims. Von dort verlief die Kampffront in ziemlich gerader Linie nach Verdun.

General von Falkenhayn Generalstabschef.

General v. Moltke unterlag den schweren seelischen Eindrücken des Unglücks, das über das deutsche Heer hereingebrochen war. Ohnehin schon seit längerer Zeit körperlich leidend, fühlte er sich der Bürde seines Amtes nicht mehr gewachsen und wurde durch den bisherigen Kriegsminister, General v. Falkenhayn, ersetzt.

Der neue Generalstabschef übernahm die Geschäfte in tragischer Stunde. Der Plan, auf den Schlieffen und dessen Nachfolger Moltke das Schicksal des Krieges aufgebaut hatten,

war dicht vor dem Gelingen gescheitert. In den gleichen Tagen, in denen den Deutschen im Westen das Glück unter den Händen zerbrach, gestalteten sich die Dinge für den österreichischen Bundesgenossen im Osten fast hoffnungslos. Die Lage verlangte ein ungewöhnliches Maß von Nervenkraft und Verantwortungsfreudigkeit. General v. Falkenhayn ergriff mit eiserner Hand die schlaffen Zügel. Er gab den Krieg nicht verloren, trotz allem wollte er ihn gewinnen.

Der „Wettlauf zum Meer“.

Das heiße Bemühen der Franzosen und Engländer, nachdem sie erst einmal klar erkannt hatten, daß sie die Sieger waren, den Erfolg in eine entscheidende deutsche Niederlage zu verwandeln, mißglückte. An der von den Deutschen gewählten Front an der Aisne entwickelten sich heftige Kämpfe. Aber die englisch-französischen Angriffe endeten ohne wesentliches Ergebnis, und General Joffre mußte sich eingestehen, daß der Widerstand frontal nicht zu erschüttern war. Jetzt endlich erinnerte er sich des freien Raums zwischen dem rechten deutschen Flügel und dem Meere und entschloß sich — zu spät —, diese Operationsmöglichkeit zur überholenden Verfolgung auszunutzen. Auf der andern Seite war die deutsche Oberste Heeresleitung entschlossen, den eroberten Boden Belgiens und Frankreichs festzuhalten. Darüber hinaus plante Falkenhayn, so bald als möglich wieder offensiv zu werden, um die verlorene Initiative zurückzugewinnen. Auch seine Blicke richteten sich auf den freien Raum zwischen dem Meere und der bisherigen Kampffront. Es ergab sich hieraus „der Wettlauf zum Meer“, der die zweite Hälfte des September und den Oktober ausfüllte und der Anfang November in der Ypernschlacht sein Ende fand.

Beide Gegner zogen also alle im Süden und in der Mitte entbehrlichen Kräfte heraus und warfen sie in dem Bestreben, dem Feind zuvorzukommen, nach Norden. Die Franzosen und Engländer waren hierbei im Vorteil, da sie über ein vorzügliches Bahnnetz verfügten, während die Deutschen in ihren Transportbewegungen durch die Bahnzerstörungen in Belgien und Nordfrankreich behindert wurden.

Es kam der deutschen Heeresleitung in der schwierigen Lage, in die sie geraten war, sehr zustatten, daß sich Maubeuge mit

seiner 30 000 Mann starken Besatzung am 7. September ergeben hatte. Die verfügbar werdenden Belagerungstruppen boten die erste Stütze für den rechten Heeresflügel. Mitte September traf dann das Armee-Oberkommando 7 mit den aus der Lothringer Front herausgenommenen Korps ein. Es wurde in die Lücke zwischen der 1. und 2. Armee eingeschoben. Die nachfolgende 6. Armee kam gerade noch zur Zeit, um den von französischer Umfassung bedrohten rechten deutschen Flügel nach Norden zu verlängern. Sie dehnte sich allmählich bis in die Gegend von Lille aus.

Auf französischer Seite stießen bereits am 16. September schwächere Kräfte von Compiègne auf Noyon vor, wo sie aufgefangen wurden. Am 21. September setzte sich die bei Amiens neu gebildete Armee de Castelnau in Richtung St. Quentin in Bewegung. Sie wurde bei Bapaume–Roye zum Stehen gebracht. Ende September trat westlich Arras eine neue Armee auf. Auch ihr Angriff wurde bei Béthune–Lens–Arras abgewehrt. Schließlich sammelte sich Mitte Oktober die an der Aisnefront freigemachte britische Armee nordwestlich Lille, daran anschließend eine aus Belgiern, Franzosen und Engländern gemischte Kampfgruppe, die endlich die Anlehnung ans Meer fand.

Bei und nördlich Lille stand zunächst in der Hauptsache nur die deutsche Heeres-Kavallerie zur Abwehr bereit und der Feind drang dort tief in die Flanke ein.

Die Eroberung von Antwerpen.

Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß in diesen Tagen Antwerpen, das eine magnetische Anziehungskraft auf die Franzosen und Engländer ausübte, erobert wurde. Zweimal hatten die Belgier erfolglos Versuche gemacht, durch große Ausfälle Einfluß auf die Feldoperationen zu gewinnen, das erste Mal am 25. August, dann während der Marneschlacht am 9. September. Jetzt entschloß man sich im Großen Hauptquartier die Festung, die dem Heere schwer im Nacken lastete, anzugreifen. Am 9. September erhielt der Führer der Einschließungstruppen, General von Beseler, den Befehl, die Belagerung einzuleiten. Der Angriff erfolgte lediglich auf der Südfront, da die Belagerungstruppen nicht ausreichten, die gewaltige Lagerfestung in ihrem ganzen Umfange einzuschließen.

Wieder taten die im Volksmunde unter dem Namen der „Dicken Berta“ bekannten 42 cm-Geschütze ihre Schuldigkeit. Von Fort zu Fort, von Stellung zu Stellung kämpfte sich der Angreifer in der Zeit vom 24. September bis 8. Oktober vorwärts. Am 9. Oktober fiel die Festung. Leider ließ sich der Abzug der Masse der belgischen Armee durch die offene Nordfront nicht verhindern.

Die Schlachten an der Yser und bei Ypern.

Die Hauptteile der Belagerungsarmee und 4 in Deutschland neu aufgestellte Korps bildeten zum ersten Male seit der Marneschlacht eine über den notwendigsten Bedarf hinausreichende Reserve der Obersten Heeresleitung. General von Falkenhayn faßte daher den Entschluß, in letzter Stunde den Versuch zu machen, die verlorene Initiative wieder an sich zu reißen. Ein kräftiger Angriff vom Meer bis Lille sollte den Anstoß geben, um in die erstarrende Front neue Bewegung zu bringen. Der am 17. Oktober beginnende Vormarsch der für den Angriff neu zusammengestellten 4. Armee stieß jedoch an der Yser mit starken englischen und französisch-belgischen Kräften zusammen, die im Begriff waren, den bereits so oft vereitelten Versuch, die Deutschen zu überflügeln, hier zum letzten Male zu wiederholen. Die Schlachten an der Yser und später bei Ypern waren besonders blutig. Aber alle Willenskraft der deutschen Führung und die begeisterte Opferfreudigkeit der jungen Korps war doch nicht imstande, den Widerstand der Feinde, die vor Dünkirchen und Calais englische Lebensinteressen verteidigten, zu brechen. Anfang November fanden die Kämpfe infolge der Erschöpfung auf beiden Seiten ihr Ende.

Das Erstarren der Front.

Es trat nun das merkwürdige, in dieser Form bisher unbekannte Schauspiel des Stellungskrieges auf hunderten, später tausenden von Kilometern Front ein. Aus der Not der Stunde als strategisches Aushilfsmittel geboren, erlaubte er den Mittelmächten, sich zunächst einmal gegen die erdrückende Übermacht zu behaupten. Als aber aus der Aushilfe ein Normal- und Dauerzustand wurde, verwandelte sich der anfängliche Vorteil in einen schweren Nachteil. Deutschland und Österreich wurden

zur belagerten Festung und es entstand bei der Entente der gefährliche Gedanke des Abnutzungs- und Aushungerungskrieges. Gegen ihn gab es nur ein Mittel. Mochten die hungernden, frierenden und überanstrengten Völker der Mittelmächte auf dem Schlachtfelde und im Innern des Landes noch so Übermenschliches leisten, damit war ein günstiger Ausgang nicht zu erzwingen. Die Zeit arbeitete, da der Wille, bis zum bittern Ende durchzuhalten, auf beiden Seiten gleich stark war, nicht für die Mittelmächte, sondern für ihre Feinde. Den Ring mit Gewalt zu sprengen, das Übergewicht der Waffen zu gewinnen, darin bestand die einzige Rettung.

Die Feldzüge im Osten.

Der erste große Angriff der Russen in Galizien.

(Karte 1 Skizze d.)

In denselben Tagen, in denen den Deutschen der fast sichere Sieg im Westen infolge unglücklicher Maßnahmen der Führung entrissen wurde, stand das österreichische Heer in Galizien und Südpolen im Kampfe gegen starke russische Übermacht.

Die Ungleichheit der Kräfte gestaltete sich für die Österreicher noch ungünstiger dadurch, daß die an der serbischen Grenze aufmarschierte 2. Armee für die ersten Operationen sowohl in Serbien wie in Galizien ausfiel. Die österreichische Heeresleitung hatte sich nach beendetem Aufmarsch zu dem Entschlusse durchgerungen, sie doch noch nach der galizischen Front abzubefördern. Sie traf jedoch dort erst ein, als bereits wichtige Entscheidungen gefallen waren. Die Lage in Ostgalizien war daher für die Österreicher von vornherein schwierig und weder die im Beginn des Krieges hervorragende Tapferkeit der k. u. k. Truppen noch der von unerschöpflicher Angriffsfreudigkeit beseelte Geist Conrads von Hoetzendorff vermochte den Ausgleich zu schaffen.

Ungefähr zu gleicher Zeit traten die beiden Gegner den Vormarsch an und stießen in der Bewegung aufeinander. Die Russen marschierten mit der 5. und 4. Armee von Norden her, der 3. und 8. von Nordosten und Osten konzentrisch auf Przemysl–Lemberg. Im Norden prallte die österreichische 1. Armee unter General Dankl am 23. August bei Krasnik auf den rechten russi-

schen Flügel, der geschlagen zurückwich. Jedoch kam die Verfolgung bereits einen Tagesmarsch südlich Lublin zum Stehen.

Die 4. österreichische Armee unter General v. Auffenberg, die als 2. Staffel am 26. August der Vorwärtsbewegung folgte, warf die Russen in den Kämpfen bei Tarnowatka-Komarow vom 26. August bis 1. September auf Hrubieszow zurück.

Auf dem östlichen Flügel bei Lemberg kämpften dagegen die Österreicher unglücklich. Die beiden Armeen des russischen Ostflügels überschritten mit ihrer Masse am 22. August in Richtung Zloczow die galizische Grenze. Es wurde sogleich klar, daß die Gruppe Köveß, die an Stelle der anrollenden 2. Armee dort vorläufig die Heeresflanke decken sollte, dieser Aufgabe allein nicht gewachsen war. General v. Conrad sah sich daher genötigt, die um Lemberg massierte 3. Armee unter General von Brudermann, die er lieber zur Teilnahme an der Offensive in nördlicher oder nordöstlicher Richtung bereit gehalten hätte, nach Osten einzusetzen. Er hoffte, daß durch einen kurzen Schlag in Richtung Zloczow die der rechten Flanke drohende Gefahr schnell beseitigt werden würde. Aber der Vorstoß traf auf starke russische Überlegenheit und der Kampf endigte unglücklich. Am 28. August waren die Armee Brudermann und die Armeeabteilung Köveß geschlagen und mußten zurückgenommen werden.

Da der Besitz von Lemberg für die Weiterführung der Operationen des österreichischen Nordflügels entscheidend war, hielt Conrad die Truppen bereits an dem Abschnitt der Gnila Lipa und hart östlich Lemberg wieder fest. Aber die am 29. und 30. August mit großer Überlegenheit fortgesetzten russischen Angriffe brachten die Österreicher erneut zum Wanken. Auch die jetzt endlich eintreffenden vordersten Staffeln der 2. Armee vermochten an der schweren und verlustreichen neuen Niederlage des österreichischen Ostflügels bei Przemyslany nichts mehr zu ändern. Lemberg war nicht zu halten, der Weg in den Rücken der weiter nördlich bei Hrubieszow kämpfenden Armee Auffenberg wurde frei.

Trotz der Gefahr der Stunde fand Conrad einen Ausweg, um die Lage wieder herzustellen. Er brach die glücklich eingeleiteten Angriffsoperationen im Norden kurzerhand ab und verlegte durch eine gewaltige Anstrengung den Schwerpunkt des Feldzuges in den Raum bei Lemberg. Auffenberg

erhielt den Befehl, aus Sieg und Verfolgung heraus auf der Stelle kehrt zu machen, um dem General v. Brudermann bei Lemberg zu Hilfe zu eilen. Die 2. und 3. Armee wurde unweit westlich Lemberg an dem starken Abschnitt der Grodeker-Teiche und der Wereszyca angehalten. Sie sollten von dort wieder vorgeführt werden, sobald sich von Norden her das Vorgehen Auffenbergs von Tomaszow über Rawaruska auf Lemberg fühlbar machte. Dank der lässigen russischen Verfolgung gelang es den Österreichern, die Ausgangsstellungen für diese gewagte Operation zu gewinnen. Am 8. September traten die 3 Armeen, die in diesen Wochen eine bewundernswerte Spannkraft und Operationsfähigkeit bewiesen, dem starken Willen Conrads gehorchend, zum Angriff an.

Es zeigte sich jedoch, daß dem österreichischen Heere zu viel zugemutet wurde. An allen Stellen des weitgespannten Kriegsschauplatzes erwiesen sich die Kräfte als unzulänglich für die gestellten Aufgaben. Der Bogen war überspannt. Wie in den ersten Wochen des Feldzuges der rechte, so versagte jetzt der linke Heeresflügel. Die im Norden kämpfenden russischen Armeen, vom Druck des österreichischen Angriffs befreit, hatten sogleich kehrt gemacht und sich auf die Armee Dankl und die an Stelle der 4. Armee zurückgebliebene Armeeabteilung Erzherzog Joseph Ferdinand geworfen. Schon am 4. September mußte Dankl langsam zurückweichen.

Das preußische Landwehrkorps Woyrsch, das ohne Widerstand zu finden, von Schlesien über Kielze zu Hilfe eilte, gab ihm noch für kurze Zeit eine notdürftige Stütze. Aber am 9. September wurde die Lage unhaltbar. Nach siebzehntägigen ununterbrochenen Kämpfen mußte Dankl sich entschließen, seine Armee hinter den Unterlauf des San zurückzuführen. Auch Erzherzog Joseph Ferdinand war den russischen Angriffen nicht gewachsen. Schritt für Schritt wich er von Hrubieszow auf Rawaruska zurück und jeder Schritt rückwärts führte die Russen tiefer in den Rücken der noch bei Lemberg um den Sieg ringenden österreichischen Armeen.

Dort war die Schlacht bis zum 10. September in der Schwebe geblieben. Die 2. Armee hatte im Süden auf Lemberg zu Gelände gewonnen, aber der nördlich anschließenden 3. Armee versagten die Kräfte. Die 4. Armee, die den Flankenstoß auf

Lemberg führen sollte, wurde selbst von Osten und Nordosten her umfaßt und kämpfte von Anfang an in der Verteidigung. Der Einbruch russischer Kräfte bei Cieszanow westlich Rawaruska in den Rücken der 4. Armee enthob endlich die österreichische Heeresleitung jeden Zweifels, daß die Schlacht verloren war.

In den Mittagsstunden des 11. September reifte bei General Conrad der schwere Entschluß, den Kampf bei Lemberg abzubrechen und die Armeen zunächst hinter den San zurückzuführen. Es kam jetzt nur noch darauf an, das in seinem Halt tief erschütterte österreichische Heer vor der Vernichtung zu retten. Galizien war verloren. In dem mächtigen Wall der Karpathen und an der Strombarriere der Weichsel hoffte Conrad die Stützen zu finden, an denen sich die Armeen anklammern und wieder aufrichten konnten. Deutsche Truppen sollten helfen.

Der Flußlauf des San mit der starken Festung Przemysl genügte aber nicht, um das geschlagene, auf breiter Front zurückflutende Heer zum Stehen zu bringen. Erst hinter der Wisloka, in dem engen Raum zwischen den Karpathen und der Weichsel, faßten die 3., 4. und 1. Armee festen Fuß. Die 2. sperrte in weitgestreckter dünner Aufstellung, verstärkt durch Landsturmformationen, die Karpathenpässe. Griffen die siegreichen Russen hier mit starker Macht an, so stand ihnen der Weg nach Ungarn hinein offen. Aber sie nutzten ihren Erfolg weder nach dieser Richtung noch nach Westen zu aus. Sie folgten schwerfällig und ließen den Mittelmächten Zeit, wirksame Gegenmaßnahmen zu treffen.

Die österreichischen Kämpfe in Serbien.

(Karte 1 Skizze a.)

Auch in Serbien kämpften die Österreicher unter General Potiorek ohne Glück. Von den 3 ursprünglich für diesen Kriegsschauplatz bestimmten österreichischen Armeen waren die 5. und 6. in Bosnien an der Drina, die 2. beiderseits Belgrad, aufmarschiert. Auf die Teilnahme der 2. Armee beim Angriff wurde mit Rücksicht auf ihren bevorstehenden Abtransport nach Galizien verzichtet. Jedoch hoffte man, daß ihre Anwesenheit wenigstens für die Einleitung der Operation noch nützlich sein würde. Sie überschritt mit Teilen Mitte August die Save, ohne

daß diese demonstrierende Tätigkeit auf den ungünstigen Gesamtverlauf der Dinge wesentlichen Einfluß gewonnen hätte.

Der Übergang der 5. und 6. Armee über die Drina begann am 12. August. Der auf Kragujevac gerichtete Angriff führte in unwegsames Gebirgsgelände und stieß sehr bald auf den hartnäckigen Widerstand der 2. und 3. serbischen Armee. Die achttägigen Kämpfe endigten mit der Niederlage der Österreicher, die unter erheblichen Verlusten hinter die Drina zurückgenommen werden mußten. Die Bemühungen der Serben, in Ausnutzung ihres Sieges den Krieg in österreichisches Land zu tragen, blieben erfolglos.

.Ende Oktober wurde der Versuch der Offensive nach Serbien hinein wiederholt. Auch dieses Mal führte die Angriffsrichtung nicht über Belgrad in das Moravatal, sondern erneut von der Nordwestecke Serbiens aus auf Valjevo. Wiederum hatte der Angriff mit den außergewöhnlichen Geländeschwierigkeiten zu kämpfen. Zwar wurde unter unendlichen Mühen bis Anfang Dezember Valjevo genommen, die Kolubara erreicht und überschritten, Belgrad kampflos besetzt. Aber dann war die österreichische Kraft zu Ende. Als am 3. Dezember der Gegenangriff fast des gesamten serbischen Heeres begann, brach der unter schlechten Nachschubverhältnissen leidende rechte österreichische Flügel östlich Valjevo zusammen und riß die ganze Front mit sich zurück. Erst hinter Save und Drina sammelten sich die Österreicher wieder, nachdem sie überaus harte Verluste erlitten hatten.

In der Folgezeit wurde die Balkanfront geschwächt. Es blieben dort nur so viel Truppen zurück, als für die Abwehr serbischer Angriffe notwendig schien.

Der Feldzug in Ostpreußen.

Der nördliche Eckpfeiler der strategischen Position, Ostpreußen, hielt dem feindlichen Ansturm zum Glück besser stand als der südliche. Dort kämpfte die 8. deutsche Armee, 9 Infanterie-Divisionen und 1 Kavallerie-Division, gegen die 1. und 2. russische Armee mit 31 Infanterie-Divisionen und 9½ Kavallerie-Divisionen.

Die 1. russische Armee (Njemenarmee), unter Rennenkampf überschritt am 17. August die ostpreußische Grenze längs der

Bahn Kowno–Insterburg. Die 8. Armee setzte zwischen den Masurischen Seen und Gumbinnen zum Gegenstoß an. In der am 19. August bei Goldap–Gumbinnen entbrennenden Schlacht waren die deutschen Flügel erfolgreich, die Mitte im Nachteil. In dieser noch unentschiedenen, aber aussichtsvollen Lage erhielt das Oberkommando am 20. September die Nachricht, daß sich russische Kräfte — es war die 2. Armee unter Samsonof — von Ostrolenka und Lomsha her der südpreußischen Grenze näherten. In der Sorge um Flanke und Rücken entschloß sich der Oberbefehlshaber, Generaloberst v. Prittwitz, den Kampf abzubrechen und auf die Weichsel zurückzugehen. Mit diesem Entschluß war die Oberste Heeresleitung, die eine kraftvollere Kampfführung für möglich und angezeigt hielt, jedoch nicht einverstanden und veranlaßte einen Wechsel in der Armeeführung. General von Hindenburg übernahm den Oberbefehl, Ludendorff wurde sein Generalstabschef.

Tannenberg.

(Karte 1 Skizze e.)

Beide Männer bewahrten den gesamten Osten vor dem Zusammenbruch.

Zuerst stellten sie die Lage in Ostpreußen durch zwei glänzende Schlachten wieder her.

Da Rennenkampf dem deutschen Abmarsch unbegreiflicherweise nur ganz zögernd gefolgt war, hatte Moltke eine Offensive gegen die Narew-Armee an Stelle des Rückzuges an die Weichsel angeregt. Die ersten Maßnahmen in diesem Sinne waren bereits in die Wege geleitet, noch bevor der Wechsel im Oberkommando erfolgte. Hindenburg und Ludendorff waren die richtigen Männer, dem kühnen Gedanken zum Leben zu verhelfen.

Während die Kavallerie den Abmarsch der Armee vom Schlachtfeld bei Gumbinnen verschleierte, schoben sich die Korps in Gegend Allenstein in größter Eile zusammen.

Die Schlacht von Tannenberg, die am 23. August begann und am 30. August endigte, wurde als „Kannä" im Schlieffenschen Sinne geplant und durchgeführt. Es war eine Operation von höchster Kühnheit. Mitten aus dem Rückzug heraus unternommen, mit der Armee Rennenkampf im Rücken, wollte sie den

Feind nicht nur schlagen, sondern durch Einkreisung vernichten. Das ganze strategische Gebäude lastete auf der Widerstandskraft des die Schlachtmitte bildenden verstärkten XX. Armeekorps unter General v. Scholtz, das den Stoß der Narew-Armee aufzufangen hatte, bis die nach den Flügeln heraneilenden Hauptkräfte der 8. Armee ihre Ausgangsstellungen an der Bahn Deutsch Eylau–Soldau und bei Bischofsburg erreicht hatten. Drei Tage lang kämpfte das Korps in Gegend Gilgenburg–Hohenstein allein. Die Front bog sich, aber sie hielt, bis der Angriff des I. Armeekorps über Usdau, des I. Reservekorps und XVII. Armeekorps über Allenstein und Passenheim die russischen Flügel zertrümmerte und der Ring bei Willenberg sich schloß. Noch im letzten Augenblick entstanden Gefahren. Im Norden hatte Rennenkampf nun doch endlich den Vormarsch angetreten; im Süden stießen starke Kräfte der in Warschau gebildeten 9. Armee über Mlawa auf Neidenburg vor. Fast schien es, als ob der Ring geöffnet werden müsse. Aber beide Krisen wurden überwunden. Am 30. August erlag die Narewarmee der deutschen Umklammerung. 90 000 Russen gerieten in Gefangenschaft.

Mit dem ungeheuren Schwunge, der jedem Teilnehmer jener ruhmvollen Kämpfe unvergeßlich sein muß, wurde die 8. Armee unmittelbar nach der Schlacht gegen die den Rücken bedrohende Armee Rennenkampf nach Norden herum geworfen. Aber Rennenkampf wartete den Angriff nicht ab, sondern trat am 31. August den Rückzug hinter die masurischen Seen an.

Ohne Rast eilten in den ersten Tagen des September die deutschen Truppen, die inzwischen durch 2 Armeekorps aus dem Westen verstärkt waren, einer neuen Schlachtentscheidung zu. Der Nordflügel der 8. Armee sollte nördlich der Masurischen Seen zwischen Angerburg und Wehlau die russische Front anpacken, der Südflügel durch die Seeengen bei Lötzen hindurch gegen die Flanke vorstoßen.

Am 7. September begann die Schlacht, die kaum weniger groß gedacht war, als Tannenberg. Aber Rennenkampf entzog, durch das Schicksal Samsonofs gewarnt, die geschlagene Armee rechtzeitig der drohenden Vernichtung und führte sie in den Schutz der Njemenfestungen Grodno und Kowno zurück.

Ostpreußen war frei.

Der Feldzug in Südpolen.

(Karte 1 Skizze f.)

Zur Verfolgung und Weiterführung der Operation war nicht die Zeit. Die Not der Österreicher verlangte sofortige und unmittelbare Hilfe. Der Gedanke eines Angriffs auf Sjedlce tauchte wieder auf, aber er wurde als unsicher in der Wirkung aufgegeben. Wichtiger war jetzt, dem österreichischen linken Flügel rasch eine feste Stütze zu geben.

Während nur ein Bruchteil der bisherigen 8. Armee, hauptsächlich Landwehr und Landsturm, in Ostpreußen zurückblieb, wurde die Masse der kampfkräftigen Truppen unter dem Generaloberst von Hindenburg als 9. Armee in den Raum Krakau–Kattowitz–Beuthen befördert. Mit der österreichischen Heeresleitung wurde eine gemeinsame Offensive vereinbart. Die westlich der Wisloka zwischen den Karpathen und dem Oberlauf der Weichsel stehenden Armeen hatten bis zum San, wenn möglich noch darüber hinaus, vorzugehen. Nördlich davon sollte die 9. deutsche und 1. österreichische Armee in Polen eindringen. Ihr nächstes Ziel war die mittlere Weichsel bis hinauf nach Warschau. Ließ sich nicht mehr gewinnen, so hoffte man wenigstens an den Flußläufen des San und der Weichsel mit Anlehnung an die Karpathen eine günstige Verteidigungslinie zu schaffen.

Ohne allzu schwere Kämpfe erreichten die Armeen ihre Ziele. Im Süden wurde Przemysl befreit. Im Norden schoben sich die Deutschen bis an Iwangorod und an die Südforts von Warschau heran. Der Feldzug schien geglückt. Da veränderte der russische Gegenzug das Bild von Grund aus.

Der zweite große Angriff der Russen in Polen.

Der Oberbefehlshaber, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch hatte nach dem Rückzuge der Österreicher einen neuen Operationsplan in die Wege geleitet. Die Hauptkräfte des Heeres wurden aus Galizien an die Weichsel zwischen Warschau und Sanmündung geführt. Es versammelten sich hier annähernd 30 Korps. Mit dieser Masse gedachte der russische Heerführer den entscheidenden Stoß durch Schlesien nach Deutschland hinein zu führen.

Seit Mitte Oktober verschärfte sich bei Warschau der Druck auf den linken deutschen Flügel und wurde allmählich unerträg-

lich. Auch bei Iwangorod, wo die deutschen Truppen durch Österreicher abgelöst waren, kam die Front ins Wanken.

Ende Oktober mußte der Entschluß zum Rückzuge gefaßt werden. Die 9. Armee wich auf Schlesien aus. Die Masse der Österreicher ging in Gegend Krakau zurück. Przemysl wurde von den Russen erneut eingeschlossen.

Der deutsche Gegenangriff bei Lodz.

(Karte 1 Skizze g.)

Der Feldzug war nun doch mißglückt. Die Lage wurde für die Mittelmächte sehr bedrohlich. Nur ein neuer starker Erfolg über das russische Heer konnte dessen Vormarsch noch zum Stehen bringen.

Am 29. Oktober telegraphierte Conrad an Falkenhayn: „.... Unter diesen Umständen erscheint mir ein schleuniges Eingreifen namhafter deutscher Kräfte links der deutschen 9. Armee von entscheidender Bedeutung und zwar derart angesetzt, daß der russische Vormarsch in seiner rechten Flanke getroffen wird... Ich erachte dafür, daß in den ersten 6 Wochen die Hauptentscheidung im Westen, das ist auf dem französischen Kriegsschauplatze, gelegen war, daß sie aber jetzt auf dem östlichen Kriegsschauplatz, das ist in Russisch-Polen, gelegen ist... Es müßten daher mindestens 30 deutsche Divisionen links der 9. Armee eingesetzt werden..."

Falkenhayn antwortete angesichts der noch nicht abgeschlossenen Kämpfe bei Ypern zunächst ablehnend. Der Abtransport beträchtlicher Kräfte aus dem Westen käme erst in Frage, wenn die Franzosen und Engländer so weit geschwächt wären, daß ihre Offensivkraft erschöpft sei. In jedem Falle müsse man im Osten vorläufig hinhaltend verfahren.

Aber Conrad hatte in Hindenburg und Ludendorff Bundesgenossen gefunden. Auch sie waren von der Überzeugung durchdrungen, daß die russische „Dampfwalze" nur durch offensiven, entscheidungsuchenden Kampf zum Stehen gebracht werden könne und daß kein Augenblick mehr verloren werden dürfe. In den beiden willensstarken Männern reifte daher der schnelle Entschluß, den Stoß gegen die rechte russische Flanke allein mit den wenigen im Osten verfügbaren Korps zu wagen. Sie rafften alle irgend entbehrlichen Kräfte zusammen, brachten sogar das

Opfer, die 8. Armee in Ostpreußen hinter die Masurischen Seen und die inzwischen befestigte Angerapplinie zurückzunehmen, um ihr noch weitere Truppen entziehen zu können. Zum zweiten Male fiel der östlichste Teil Ostpreußens in Feindes Hand. Trotz aller Bemühungen konnte Hindenburg für die Offensive aber doch nur 5½ Korps zusammenbringen. Es nutzte auch nicht viel, daß sich Falkenhayn nach Abschluß der Kämpfe bei Ypern am 8. November endlich bereit fand, eine Anzahl Armeekorps aus dem Westen zur Verfügung zu stellen. Hindenburg konnte auf ihre Ankunft nicht mehr warten. Sie trafen erst ein, als die Entscheidungen schon gefallen waren, und es entging hierdurch der Operation, die zu den glänzendsten des ganzen Krieges gehört, ein Teil des verdienten Erfolges. Ein geringes Mehr an Kraft und Glück hätte hier wohl genügt, dem Kriege eine andere Wendung zu geben.

Während der Vorbereitungen für die Offensive wurden die Befehlsverhältnisse im Osten neu geregelt. Am 18. September war General v. Hindenburg, unter Beibehalt des Befehls über die neugebildete 9. Armee, mit der Leitung der gesamten deutschen Operationen auf dem östlichen Kriegsschauplatz beauftragt worden. Es hatte sich jedoch gezeigt, daß sich die Aufgaben der Armeeführung und Heeresgruppenführung nicht gut in einer Hand vereinigen ließen. Hindenburg wurde daher am 1. November von dem Armeeoberbefehl entbunden und zum Oberbefehlshaber Ost ernannt. Sein Befehlsbereich erstreckte sich über alle deutschen Truppen im Osten. Das Kommando über die 9. Armee übernahm an seiner Stelle General v. Mackensen.

Der durch die vorausgegangenen Schlachten und Märsche bereits geschwächten deutschen Stoßgruppe war ein sehr hohes Ziel gesteckt. Sie sollte den rechten russischen Flügel eindrücken, von Warschau abdrängen, auf Iwangorod zurückwerfen und dann die ganze Front westlich der Weichsel aufrollen.

Am 10. November brach Mackensen überraschend aus der Linie Thorn–Wreschen längs des südlichen Weichselufers gegen die rechte Flanke der feindlichen Hauptkräfte vor, die, 5 Armeen stark, im Gefühl ihrer ungeheuren Überlegenheit sich langsam und ohne Sorge vorwärts schoben und den ganzen Raum zwischen Lodz und Krakau mit ihren Massen erfüllten.

Teile der 1. russischen Armee, welche die Flanke der Hauptkräfte decken sollten, warfen sich zwischen Warthe und Weichsel entgegen. Sie wurden bei Wloclawek und Dombie aus dem Wege geworfen. Jetzt war die Bahn frei und Mackensen konnte von Kutno aus nach Süden auf Lodz, wo der rechte russische Flügel Halt gemacht hatte, einschwenken. Eine schwächere Gruppe ließ Mackensen bei Lowicz zurück, um den Rücken der Armee gegen Entlastungsstöße aus Richtung Warschau zu schützen. Am 17. November entspannen sich hart nördlich Lodz die entscheidenden Kämpfe. Von Westen, Norden und Osten umklammert, geriet der russische Nordflügel in eine verzweifelte Lage. Vergeblich suchte der Großfürst der Gefahr zu steuern, indem er Korps um Korps von der Mitte und vom linken Flügel der Heeresfront heranzog. Der Ring um Lodz, in dem eine riesige Masse von Kampftruppen und Kolonnen bewegungsunfähig zusammengedrängt war, schloß sich immer enger. Ein unabsehbarer Erfolg rückte nahe heran. Aber in dem heißen Streben nach einer Vernichtungsschlacht war die von Warschau her drohende Gefahr zu gering eingeschätzt worden. Die bei Lowicz stehende Rückensicherung erwies sich als zu schwach. Sie konnte nicht hindern, daß starke russische Kräfte den südöstlich Lodz kämpfenden deutschen Truppen in Flanke und Rücken fielen. Umfaßt und abgeschnitten, entglitt dem XXV. Reservekorps unter General von Scheffer-Boyadel der Preis des Sieges, der greifbar nahe gewesen war. Um alle Hoffnungen betrogen, sah es sich plötzlich einer Lage gegenüber, aus der eine Rettung kaum denkbar schien. Aber der deutschen Truppe von 1914 durfte das Ungeheuerste zugemutet werden. Die 49. Reserve-Division unter General v. Waenker, der in diesen Tagen den Heldentod fand, und die 3. Garde-Infanterie-Division unter General Litzmann machten mitten im Angriff kehrt, brachen sich durch die feindliche Übermacht in ihrem Rücken Bahn und brachten nicht nur den eigenen Troß in Sicherheit, sondern führten sogar noch viele tausend Gefangene zurück, eine Waffentat von solcher Kühnheit und Größe, wie sie auch in diesem Kriege vereinzelt ist.

Die Einkreisung der Russen bei Lodz war mißlungen. Das große Ziel der ganzen Operation, Aufrollen der russischen Front, mußte aufgegeben werden. Aber das Wichtigste war doch erreicht worden. Der Angriff der feindlichen Massen auf Schlesien war

zum Stehen gebracht, das östliche Deutschland und Österreich-Ungarn waren gerettet.

Die Kämpfe brannten noch bis tief in den Dezember hinein weiter. Die Russen kamen nirgends mehr vorwärts. An vielen Stellen gewannen die Deutschen Boden. Auch Lodz fiel schließlich in ihre Hände. An der Bzura, der Rawka und der Pilica fanden die Kämpfe ihr Ende. Der Bewegungskrieg ging in den Stellungskrieg über. Ebenso wie im Westen entstand eine unendliche Kette von Schützengräben. Sie erstreckte sich von der Memel bis zur rumänischen Grenze.

Schlacht bei Limanowa.

(Karte 1 Skizze g.)

Anfang Dezember war auch den österreichischen Waffen wieder einmal ein Erfolg beschieden. Den zwischen Beskiden und Krakau vordrängenden Russen wurde bei Limanowa ein starker Schlag versetzt. Er ergänzte in seiner strategischen Auswirkung die Schlacht von Lodz, indem er den Russen den Weg nach Schlesien auch über Westgalizien endgültig versperrte.

Der dritte große Angriff der Russen in den Karpathen.

Durch die Schlacht von Limanowa wurde der zweite Abschnitt der russischen Offensive beendet. Der Versuch, die deutsche und österreichische Schlachtfront in der Mitte zu durchbrechen, war gescheitert. Aber die Kraft des russischen Heeres war noch immer nicht erschöpft. Der Großfürst entschloß sich in unverwüstlicher Tatkraft zu einem dritten Angriff. Wiederum änderte er die Richtung. Ungarn wurde das Ziel. Im Laufe des Dezember wurden starke Teile des russischen Heeres aus Polen nach Galizien zurückgeführt und drei Armeen gegen den mächtigen Schutzwall der Karpathen zwischen dem Duklapaß und der rumänischen Grenze angesetzt. Sie brandeten gegen die von der Armeeabteilung Pflanzer-Baltin und der österreichischen 3. Armee verteidigten Nordhänge des Gebirges an, und begannen um die Jahreswende über die in Schnee und Eis starrenden Kämme und Pässe in die ungarische Ebene hinabzusteigen.

Der österreichische und deutsche Gegenangriff in den Karpathen und Ostpreußen.

In ihrer Not erbat die österreichische Heeresleitung wiederum deutsche Hilfe. Conrad schlug, vom Feldmarschall Hindenburg lebhaft unterstützt, eine neue deutsche und österreichische Offensive gleichzeitig gegen den russischen Nord- und Südflügel vor.

Im Süden sollte Ungarn von der Gefahr, die hinter den Karpathen lauerte, befreit, Przemysl, das dem Erliegen nahe war, entsetzt werden. Auch hoffte man im Falle eines Sieges der Sorge über die unsicher werdende Haltung Rumäniens enthoben zu sein. Im Norden sollte Ostpreußen gesäubert, die russischen Pläne, die nach vorliegenden Nachrichten erneut auf die Eroberung des ganzen Landes östlich der Weichsel hinzielten, im Keime erstickt werden. Vielleicht ließen sich auch unter besonders glücklichen Umständen die beiden Kampfhandlungen im Norden und Süden in operativen Zusammenhang bringen. Es lag die Möglichkeit zu einer Umfassung der gesamten nach Westen ausgebauchten russischen Front vor. Der ganze Osten konnte aus der Erstarrung erwachen und in Bewegung kommen. Freilich waren dies Hoffnungen, deren Erfüllung bei der Schwäche der Angriffstruppen stark vom Glück und Zufall abhingen.

Die Karpathen-Offensive begann in der zweiten Hälfte des Januar. Den Kern der Angriffsgruppe bildete die dem österreichischen Oberkommando unterstellte deutsche Südarmee unter General v. Linsingen. Sie war in Gegend Munkacs ursprünglich eingeschoben, um den schwerbedrängten Bundesgenossen zu stützen. Jetzt sollte sie ihm den Antrieb für den schwierigen Angriff über das Gebirge hinweg geben. Aber ihre Kraft reichte nur gerade aus, um die Österreicher bis auf den Kamm hinauf zu führen und dort zu verankern. Galizien blieb in Feindeshand. Przemysl war nicht zu retten, es mußte am 22. März nach tapferer Gegenwehr kapitulieren. Nur auf dem äußersten Ostflügel gelang es der Gruppe Pflanzer-Baltin die Russen aus der Bukowina herauszudrängen.

Die Winterschlacht in Masuren.

(Karte 1 Skizze h.)

In Ostpreußen dagegen pflückten Soldatentugend und Führerkunst ein neues Blatt für den deutschen Siegeskranz.

Gegen die an der Angerapp und vor Lötzen stehende russische 10. Armee stellten sich die verstärkte 8. und die neugebildete 10. Armee unter General v. Below und Generaloberst von Eichhorn zum Angriff bereit*). Der Druck wurde ähnlich wie bei Tannenberg gegen beide Flügel des Feindes gerichtet, die Mitte schwach gehalten. Während von eisigem Wind aufgepeitschte Schneemassen Weg und Steg verwehten, durchbrach der Südflügel der 8. Armee am 8. Februar in der Johannisburger Heide die russische Front. Er drang unter erbitterten Kämpfen über Grajewo, Lyck auf Augustow vor. Im Norden, bei Insterburg, zertrümmerte die 10. Armee den rechten Flügel des überraschten Feindes. Sie eilte in mächtiger Umfassungsbewegung, unbekümmert um Flanke und Rücken über Marjampol, dann am Ostrand der Augustower Forst entlang bis vor die Tore von Grodno. Hier traf sie mit dem von Augustow kommenden anderen Teil der deutschen Zange zusammen, während die Masse der Russen in dem weitgedehnten verschneiten Augustower Wald hin und her irrte und vergeblich nach einem Ausgang suchte. Auch der Angriff rasch herangebrachter Reserven aus Grodno gegen die mit dem Rücken nach der Festung stehenden Deutschen blieb ohne Erfolg. Schließlich führten Hunger und Verzweiflung fast die ganze russische Armee in die Gefangenschaft.

Es wurde nun der Versuch gemacht, die Offensive fortzusetzen und die neugebildeten russischen Linien zwischen Ossowiec und Grodno zu durchbrechen. Aber die Hindernisse der Natur erwiesen sich als stärker, als alle Tapferkeit und Zähigkeit der deutschen Truppen. Die durch breite Sümpfe geschützte Festung Ossowiec hielt Stand, und die überschwemmte Niederung des Bobr konnte nicht überwunden werden. Der Angriff mußte eingestellt werden.

Fortsetzung und Ende der russischen Angriffe in den Karpathen und in Ostpreußen.

Die strategische Auswirkung des glänzenden Sieges im Norden blieb, wie sich sehr bald zeigte, gering. Die Hoffnung, daß man den feindlichen Angriffswillen durch die deutsche und österreichische Doppeloffensive lähmen würde, erfüllte sich nicht.

*) Falkenhayn verstärkte den Angriff durch 3 neu aufgestellte und 1 in Frankreich freigemachtes Korps.

Der Druck auf die Karpathen hielt unvermindert an, verschärfte sich noch. Die österreichische Front geriet erneut ins Wanken, und nur der Einsatz des neugebildeten deutschen Beskidenkorps vermochte das Äußerste abzuwehren. Auch im Norden griff der Großfürst einige Wochen nach der Winterschlacht wieder an. Er vereinigte an der empfindlichsten Stelle des ostpreußischen Zipfels, an der Bahn Warschau-Mlawa-Deutsch-Eylau, starke Kräfte. Bei Przasnysz, südöstlich Mlawa, rang die Armeegruppe Gallwitz im März gegen große Überlegenheit. Die Deutschen blieben jedoch Herren der Lage und behaupteten ihre Stellungen auf polnischem Boden.

Schließlich erreichte die russische Opferfähigkeit ihr Ende. Die Wucht der Angriffe ermattete. In der zweiten Hälfte des April senkte sich die Ruhe tiefer Erschöpfung über die weitgedehnten Schlachtfelder zwischen Galizien und Ostpreußen.

Die großangelegte russische Offensive, die in drei Wellen, zuerst gegen die Flügel, dann gegen die Mitte, schließlich wieder gegen die Flügel der Ostfront angebrandet war, hatte ihren Abschluß gefunden. Durch eine ununterbrochene Kette von Operationen, durch unaufhörlichen Wechsel von Angriff und Verteidigung, war es den verbündeten Mittelmächten möglich gewesen, die „Dampfwalze“ zum Stehen zu bringen. Die Österreicher hatten hierbei die Blüte ihres Heeres verloren. Die Deutschen aber gingen mit gesteigertem Selbstgefühl aus diesen Kämpfen hervor. Die Russen waren noch immer im Besitz großer Stärke. Sie blickten verlangend in die ungarische Ebene hinab, an deren Pforten sich die Leiber der Gefallenen häuften. Eine neue Anstrengung, vielleicht ein Zufall, konnte jeden Augenblick eine Wendung bringen, durch welche die Donaumonarchie tödlich getroffen und zugleich die Lage auf dem Balkan im Sinne Rußlands entschieden wurde.

Der Krieg im Sommer und Herbst 1915.

Die Lage im Frühjahr 1915.

Der Abschluß der russischen Offensive beendete den ersten Abschnitt des Krieges. Ein Rückblick konnte weder die Mittelmächte noch die Ententeländer mit Befriedigung erfüllen. Der Versuch der Deutschen, in stürmischem Anlauf eine schnelle Entscheidung zu erzwingen, war an der Marne vereitelt. Aber auch die Hoffnungen der Westmächte, die nach dem „Marnewunder“ in Blüte schossen, waren nicht zur Frucht gereift, und das Vertrauen auf die russische „Dampfwalze“ wurde auf den Schlachtfeldern zwischen Ostsee und Karpathen zu Grabe getragen.

Im Frühjahr 1915 war das militärische Gleichgewicht zwischen beiden Mächtegruppen annähernd hergestellt. Es ließ sich nicht abschätzen, ob und wann ein Umschwung durch die Entscheidung der Waffen eintreten würde. Das Ende des Krieges rückte in unabsehbare Ferne.

Unter englischer Führung richteten sich die Ententeländer auf eine lange Kriegsdauer ein. Zur Fortsetzung des Kampfes bis zum Siege fest entschlossen, machten sie außerordentliche Anstrengungen, um ihre Überlegenheit an Menschen und an Kriegsmaterial voll zur Wirkung zu bringen. Der Gedanke des „Ermattungs- und Abnutzungskrieges“ und der „Materialschlacht“ gewann feste Form. Hämmerte man unausgesetzt auf die weitgedehnten deutschen und österreichischen Fronten, so mußte eines Tages deren Widerstand zusammenbrechen. Man verteilte die strategischen Rollen für diesen Erschöpfungskampf und regelte — nicht immer glücklich und reibungslos — das Zusammenspiel. Der Hauptspieler während des Winters 1914/15 und bis in den Herbst 1915 hinein war Rußland.

England und Frankreich nahmen den Angriff erst etwas später wieder mit voller Kraft auf.

England stellte für diese auf den Masseneinsatz von Menschen und Material berechnete Form der Kriegführung die reichen Mittel seiner Weltmacht ohne jede Einschränkung zur Verfügung. Neben seinen großen Aufgaben zur See übernahm es einen sehr erheblichen Teil der Lasten des Landkrieges. In Großbritannien selbst wurden durch Lord Kitchener 32 neue Divisionen gebildet. Auch die Kolonien rüsteten ansehnliche Expeditionskorps aus.

Die Ereignisse auf dem Seekriegsschauplatz.

Die Verschärfung der kriegerischen Maßnahmen auf dem Lande genügte aber der Entente noch nicht. Sie wußte, daß die Schwierigkeit der Volksernährung und Rohstoffergänzung die Hauptschwäche der deutschen und österreichischen Verteidigung war und daß Hunger und Not die Mittelmächte schließlich zur Kapitulation bringen mußten. Das Übergewicht Englands auf dem Meere und seine glänzende strategische Lage gegenüber der auf eine schmale Basis gestellten deutschen Flotte gestattete ihm ohne weiteres, die überseeische Zufuhr zu verhindern. Die völkerrechtlichen Bestimmungen, welche die Rechte der Neutralen sichern sollten und die Blockade von ganz bestimmten Voraussetzungen abhängig machten, setzte das seegewaltige Land mit dem Rechte des Stärkeren außer Kraft.

Erst allmählich wurde man sich in Deutschland über den Vernichtungswillen der Entente klar und über die Folgen, die sich daraus ergaben. Die Größe der Gefahr zwang nicht nur zu einer scharfen Regelung des Verbrauchs der Lebensmittel und Rohstoffe, sondern auch zu aktiver Abwehr des englischen Aushungerungsplanes. Die Beseitigung der Blockade wurde das wichtigste Problem des Krieges. Von der deutschen Hochseeflotte war, nachdem man bei Beginn des Krieges davon abgesehen hatte, sie offensiv einzusetzen, die Lösung dieser Aufgabe nicht mehr zu erwarten. Es wurde je länger je mehr unwahrscheinlich, daß die Engländer die deutschen Schiffe unter dem Schutze der Küstenbefestigungen aufsuchen und sich hierbei der Wahrscheinlichkeit ernster Verluste aussetzen würden. Die englische Seekriegsleitung war vorsichtig und vermied es, sich Blößen zu geben.

Da aber die deutsche Flotte gegen die ungeschwächte englische den Kampf nicht aufzunehmen wagte, so mußte ihr jeder entscheidende Einfluß auf den Gang der Blockade versagt bleiben.

Der Kreuzerkrieg.

Auch der Kreuzerkrieg gewann keine nachhaltige Bedeutung. Er nahm ein zwar ruhmreiches, aber schnelles Ende. Die feindliche Übermacht war allzu groß. Die deutschen Kriegsschiffe, die bei Kriegsausbruch außerhalb der Heimathäfen schwammen, waren dem Untergange geweiht. Nur die beiden Kreuzer der Mittelmeer-Division retteten sich Anfang August nach Konstantinopel und wurden dort in den Dienst der Türkei, die sich übrigens damals noch nicht im Kriegszustande befand, übernommen.

Das Kreuzergeschwader des Grafen von Spee machte auf die Kunde vom Ausbruch des Krieges den Versuch, um Südamerika herum den Weg nach der Heimat zu suchen. Die „Emden" wurde vorher zum Kreuzerkrieg in die indischen Gewässer entlassen und fiel nach einer an Abenteuern, an Ruhm und Erfolgen überreichen Jagd, am 9. November 1915 bei den Cocos-Inseln dem unvermeidlichen Untergange anheim.

Die Seeschlachten bei Coronel und bei den Falklandinseln.

Graf Spee traf auf seiner Fahrt nach Kap Horn am 30. Oktober in der Nähe des kleinen chilenischen Salpeterhafens Coronel unweit Conception auf ein englisches Kreuzergeschwader und warf es unter schweren Verlusten aus dem Wege. Nach Umschiffung des Kap Horn wurde er am 8. Dezember bei den Falklandinseln von einer weit überlegenen britischen Streitmacht angegriffen. Der ungleiche Kampf endigte mit der Vernichtung der deutschen Schiffe.

Der U-Boot-Handelskrieg.

Da weder die deutsche Schlachtflotte noch der Kaperkrieg der Kreuzer gegen die das Leben der Mittelmächte schwer bedrohende Blockade etwas ausrichteten, blieb als einziges Erfolg versprechendes Mittel der U-Bootkrieg. Er konnte nur wirksam sein, wenn er in schärfster Form zur Anwendung gelangte. Er

mußte versagen, wenn man sich auf die Anerkennung besonderer Rechte für die unter neutraler Flagge fahrenden Schiffe, auf umständliche Durchsuchung und vorausgehende Warnung einließ. Das U-Boot war eine ganz neue Waffe. Die völkerrechtlichen Formen des Handels-Kreuzerkrieges konnten keinesfalls auch für den U-Bootkrieg als bindend angesehen werden. Überdies war die deutsche Regierung der Ansicht, daß ein Gegner, der selbst völkerrechtliche Bestimmungen außer Kraft setzte, wo es seinen Interessen diente und der das schreckliche Mittel des Hungers gegen die Frauen und Kinder seiner Feinde anwendete, nicht das Recht habe, moralische Bedenken geltend zu machen. Dagegen mußten die politischen Folgen sorgfältig geprüft werden. Es zeigte sich, daß die Vereinigten Staaten die Handhabung des U-Bootkrieges zum Angelpunkt ihrer Politik gegenüber den Mittelmächten machten. Es war also zu überlegen, ob die U-Bootwaffe so scharf war und so sicher wirkte, daß sich dafür die offene Feindschaft der Vereinigten Staaten, deren Sympathien ohnehin zu England neigten, ertragen ließ. Die Entscheidung hierüber hat lange geschwankt, sie ist erst im Beginn des Jahres 1917 endgültig im Sinne des ungehemmten U-Bootkrieges zum Abschluß gekommen.

In dem ersten Halbjahr des Krieges war das deutsche U-Boot den großen Anforderungen einer aufs Ganze gerichteten Kriegführung noch nicht gewachsen. Es beschränkte sich im wesentlichen auf Unternehmungen rein militärischen Charakters. Bei Beginn des Jahres 1915 glaubte der deutsche Admiralstab jedoch den Zeitpunkt gekommen, um den U-Bootkrieg in scharfer Form auch gegen die feindliche Handelsflotte aufnehmen zu können. Am 4. Februar wurde das Meer rings um Großbritannien zum Kriegsgebiet erklärt. Wilson machte Ende Februar einen Vermittlungsversuch. Er schlug vor, Deutschland solle die Handelsschiffe nur unter bestimmten Voraussetzungen, jedenfalls nicht ohne Warnung, versenken, dafür solle England die Versorgung der Mittelmächte mit Lebensmitteln unter amerikanischer Kontrolle gestatten. England lehnte den Vorschlag ab, während Deutschland zustimmte. Aber seine Bereitwilligkeit trug ihm wenig Dank ein. Die amerikanische Volksstimmung neigte, durch geschickte Propaganda beeinflußt, immer unverhüllter zu Großbritannien.

Die auf den U-Boot-Handelskrieg gesetzten Hoffnungen erfüllten sich im Frühjahr und Sommer 1915 nicht. Die Zahl der Tauchboote war viel zu gering, um den englischen Handel zu lähmen. Dagegen zeigte das feindselige Verhalten der Vereinigten Staaten bei der Versenkung des amerikanischen Dampfers „Lusitania", daß eine Wiederholung solcher Fälle den Krieg mit Nordamerika zur sichern Folge haben würde. Die Abwägung der militärischen Vorteile und der politischen Nachteile führte im Herbst zu der ersten großen Schwenkung in der Handhabung des U-Bootkrieges. Man beschränkte sich darauf, ihn in den Formen des Handels-Kreuzerkrieges fortzusetzen. Der Friede mit Amerika blieb bis auf weiteres erhalten.

Er war freilich teuer damit erkauft, daß dem Hauptmittel der englischen Seekriegführung, der Blockade Deutschlands, nun vorderhand keine Gefahr mehr drohte.

Die Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

Verlegung des Schwergewichts nach dem Osten und Entschluß zur Offensive gegen Rußland.*) Kriegserklärung der Türkei.

In der Zeit, als die Eröffnung des verschärften U-Bootkrieges die ganze deutsche Politik in Bahnen von gewaltiger Fernwirkung hineinriß, entwickelten sich auch auf dem Festlande Ereignisse von größter Tragweite.

Auch das Landheer mußte zu dem Problem des Erschöpfungskrieges Stellung nehmen, das über Leben und Sterben der Mittelmächte entschied. Es mußte versuchen, das Netz, das sich immer fester über Deutschland und Österreich zusammenzog, zu zerreißen, solange es noch die Kraft dazu besaß.

Dieses Ziel war jetzt, ebenso wie zu Beginn des Krieges, nur dadurch zu erreichen, daß man die beiden Fronten nacheinander angriff und niederrang.

Freilich waren die Bedingungen dafür noch schwieriger geworden als damals. Zur Wiederaufnahme der Offensive im Westen fehlten die Kräfte. Infolge der Niederlage des österreich-ungarischen Heeres hatten immer mehr deutsche Truppen

*) S. Urkundenanhang: Zur Entstehung und Durchführung der großen deutschen Offensive gegen Rußland im Jahre 1915.

nach dem Osten hinübergezogen werden müssen. Es bestand keine Möglichkeit, sie wieder frei zu machen und nach dem Westen zurückzuführen. Es blieb also nur ein Angriff auf Rußland übrig.

Dieser war auch durch die Rücksicht auf Österreich-Ungarn geboten, dessen Widerstandsfähigkeit den russischen Anstürmen gegenüber mehr und mehr nachließ und das durch den unmittelbar bevorstehenden Kriegseintritt Italiens weiterhin belastet wurde. Es war eine offene Frage, wie sich das österreichische Heer mit dem neuen Gegner abfinden würde. Es konnte sehr rasch der Augenblick eintreten, wo es unter dem doppelseitigen Angriff Italiens und Rußlands völlig zusammenbrach. Auch die deutsche Unterstützung nützte dann vielleicht nichts mehr. Dieser Gefahr konnte nur dadurch vorgebeugt werden, daß man dem Feinde durch die eigene Offensive zuvorkam.

Der Angriff auf Rußland hatte aber nur Aussicht auf Erfolg, wenn es gelang, das von der Außenwelt nahezu abgeschnittene Land in seiner isolierten Lage zu erhalten und jede Hilfeleistung der Alliierten zu verhindern. Hierfür war es von entscheidender Wichtigkeit, daß sich die Türkei inzwischen den Mittelmächten angeschlossen hatte. Die türkischen Staatslenker waren tapfer genug gewesen, den Ententeländern den Krieg zu einer Zeit zu erklären (1. November 1914), als es um die Sache Deutschlands und Österreich-Ungarns nicht gut stand. Der Hauptwert des Bündnisses lag darin, daß die Tür durch die Dardanellen nach Rußland jetzt endgültig zugeschlagen war.

Freilich erwuchsen aus dem erfreulichen Ereignis auch Verpflichtungen. Wie zu erwarten war, beschäftigten sich die Ententeländer sehr bald mit dem Plan, das verschlossene Tor der Dardanellen wieder aufzureißen. Seit Mitte Februar lagen ziemlich sichere Anzeichen dafür vor, daß Konstantinopel von zwei Seiten, von Odessa her und über die Dardanellen, angegriffen werden sollte. Die Türken mußten diesen Kampf im wesentlichen allein ausfechten, da die Mittelmächte durch das feindliche Serbien und das unfreundliche Rumänien verhindert wurden, dem bedrängten Bundesgenossen in ausreichendem Maße Unterstützung zu gewähren. Die Sorge war groß, ob das osmanische Heer mit seinen unvollkommenen Mitteln dem Angriff gewachsen sein würde. Wurde aber Konstantinopel

erobert, so war Rußland aus seiner Abgeschlossenheit befreit, die Widerstandskraft der Türkei in entscheidendem Maße gelähmt und, was ebenso wichtig war, der verwirrte politische Knoten des Balkan mit einem Schlage zugunsten der Entente durchhauen. Die Balkanländer wurden unweigerlich zur Neutralität oder zur Teilnahme am Kriege auf feindlicher Seite gezwungen und gegen Österreich entstand aller Wahrscheinlichkeit nach eine neue Kampffront.

Um dieser Gefahr zu begegnen, trug sich Falkenhayn schon seit dem Herbst 1914 mit dem Gedanken, Serbien zu überrennen und über Bulgarien, das eine starke Hinneigung zu den Mittelmächten zeigte, den Anschluß nach Konstantinopel zu suchen. Indessen mußte dieser Plan noch zurückgestellt werden. Für den Augenblick war es wichtiger, den Österreichern gegen Rußland unmittelbar zu helfen. Es war zu hoffen, daß der Angriff auf die Russen mittelbar auch der Türkei zugute kommen würde. Nachdem der Generalstabschef sich auf Grund all dieser Erwägungen zu dem Entschluß durchgekämpft hatte, das Schwergewicht der Kriegshandlungen nach dem Osten zu verlegen, galt es, die Mittel für den beabsichtigten Angriff flüssig zu machen.

Erste Abwehrschlacht im Westen im Februar und März 1915.

Die Frage, wie weit die Westfront eine Abgabe von Verstärkungen nach dem russischen Kriegsschauplatze vertrug, stellte an die Entschlußkraft das Generalstabschefs hohe Anforderungen. Allerdings ergaben die ersten Abwehrerfolge in Frankreich bei Beginn des Jahres 1915 einen sehr günstigen Maßstab für die Leistungsfähigkeit der Verteidigung. Im Februar und März waren zwei starke Angriffe der Engländer und Franzosen trotz vielfacher Überlegenheit ohne jede Erschütterung der deutschen Front abgewiesen worden. Bei Perthes, südöstlich von Reims, waren die Franzosen Mitte Februar vergeblich gegen die deutschen Stellungen angelaufen, die „Winterschlacht in der Champagne" wurde der erste der großen Abwehrsiege im Westen. Gleichen Mißerfolg hatten die Engländer im März bei Neuve Chapelle nördlich des La Bassée-Kanals gehabt. Der mit schweren Opfern erkaufte Gewinn eines schmalen Geländestreifens bedeutete für das Gesamtergebnis nichts. Der Verteidiger fühlte sich mit vollem Recht als Sieger.

Aber so sehr die Zuversicht des Generalstabschefs durch diese Abwehrerfolge im Westen gestärkt wurde, so glaubte er doch nur geringe Kräfte für den Osten frei machen zu können. Sie betrugen fürs erste 8 Divisionen und hielten sich auch später in sehr bescheidenen Grenzen.

Zwischen dem großen Ziel der Niederkämpfung Rußlands und den dafür zur Verfügung stehenden Mitteln, bestand also eine starke Spannung. Unter diesen Umständen war es schwer, den Feldzugsplan festzulegen. Ein falscher Zug konnte den künstlichen strategischen Bau, in dem Gedeih und Verderb der deutschen Nation beschlossen lag, zum Einsturz bringen. General v. Falkenhayn legte sich in der Anlage und dem ersten Ziel der Offensive daher große Beschränkung auf. Hochfliegende Pläne hielten seiner nüchternen Prüfung überhaupt selten stand. Das ungenügende strategische Ergebnis der Februaroperation gegen die russischen Flügel ermutigte ihn nicht zu einer Wiederholung des Angriffs in diesem weiten Rahmen. Er glaubte nicht an die Möglichkeit, mit den verfügbaren Mitteln das im Raum und an Menschenzahl fast unbeschränkte russische Reich militärisch völlig niederzuwerfen. Es kam ihm nur darauf an, die Österreicher gründlich zu entlasten, die bedrohte Karpathenfront endgültig zu befreien und dabei die Sicherheit zu behalten, das Unternehmen im Notfall rasch abbrechen zu können, wenn die Lage im Westen oder an der italienischen Front bedrohlich wurde. So war die wichtigste Kriegshandlung des Jahres 1915, die Sommer- und Herbstoffensive in Rußland, nicht das Ergebnis eines in seinem Ausmaß von vornherein festgelegten großzügigen Planes, sie entwickelte sich vielmehr schrittweise aus der jeweiligen militärischen Lage heraus, wobei der Generalstabschef stets bestrebt war, jedes Wagnis nach Möglichkeit auszuschalten und die Leitung straff in den Händen zu behalten.

Die Vorbereitungen für den Durchbruch bei Gorlice.

(Karte 2 Skizze a.)

Den Bedingungen, die an die Offensive gestellt wurden, schien nach übereinstimmender Anschauung des deutschen wie des österreichischen Generalstabschefs ein Durchbruch durch die feindliche Front am Nordfuß der Beskiden in Gegend Gorlice und das Aufrollen der Karpathenfront durch einen Vorstoß nach

Osten am besten zu entsprechen. Die Stoßgruppe wurde aus der neuaufgestellten deutschen 11. Armee und der österreichischen 4. Armee gebildet. Den gemeinsamen Oberbefehl führte General von Mackensen, sein Generalstabschef war Oberst von Seeckt.

Die Ablenkungsoffensive in Kurland.

Der Mangel an Truppenzahl wurde durch die Sorgsamkeit der Vorbereitungen ausgeglichen. Besonderer Wert wurde auf die Überraschung gelegt. Ihr diente etwa eine Woche vor Beginn des Hauptangriffs ein Ablenkungsstoß im äußersten Norden, wo starke deutsche Heereskavallerie, durch einige Infanteriedivisionen im Rücken gestützt, gegen die freie russische Flanke losbrach. Schaulen wurde im ersten Anlauf genommen, Libau ohne Kampf besetzt. Deutsche Reiter streiften bis vor Mitau. Inzwischen hatte aber der überraschte Feind Verstärkungen herangezogen. An den Wasserläufen der Dubissa und Windau entstand eine neue Front. Der Zweck des Unternehmens, Ablenkung des Gegners, war erreicht.

Der Durchbruch bei Gorlice.

Am 2. Mai durchbrach Generaloberst v. Mackensen zwischen Gorlice und Tarnow die Linien der 3. russischen Armee. Der Großfürst, der sich auch hier als Führer von überragender Tatkraft und schnellem, festem Entschluß bewährte, erkannte sogleich die Größe der Gefahr. Schon am 5. Mai wurde die Räumung der Beskiden und der Westkarpathenpässe eingeleitet, um die so unermeßliche Opfer gebracht waren. Die südlich anschließende bereits im Rücken gefährdete Armee Brussilow blieb hierdurch vor der drohenden Vernichtung bewahrt.

Von den nicht angegriffenen Fronten wurden eilig Verstärkungen herangeführt. Auch die zum Kampfe gegen die Türkei bestimmten und bereits in Odessa versammelten Truppen wurden beschleunigt nach Galizien befördert.

Bis zum 15. Mai lockerte sich die ganze russische Front von der Pilica bis in die Gegend von Stryj. Die deutschen und österreichischen Armeen rechts und links der Stoßgruppe setzten sich in Bewegung, um dem weichenden Feind durch das Gebirge und die polnische Ebene zu folgen. Die Durchbruchsschlacht schien sich in eine große Bewegungsoperation zu verwandeln, die die

gesamte Südfront erfaßte und auch bereits auf die Mitte in Polen übergriff. Aber in der zweiten Hälfte des Mai verlangsamte sich der deutsche und österreichische Vormarsch. Die Wucht des ersten Stoßes geriet am San und vor Przemysl ins Stocken.

Der Verlauf der Ereignisse war stark beeinflußt worden, durch die am 24. Mai erfolgte Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn. Wenn dieses Ereignis auch keine Überraschung bildete, so trug es doch für eine gewisse Zeit das Moment der Ungewißheit in die Kriegführung der Mittelmächte. Niemand vermochte zu übersehen, wie sich die Lage an der neuen italienischen Front gestalten würde. Mochten die beiden Generalstabschefs auch noch so fest entschlossen sein, die Offensive in Galizien unbeirrt weiter zu führen, so war eine vorübergehende Schwächung der Kampfenergie doch unvermeidlich, da eine ganze Reihe österreichischer Divisionen der galizischen Front entzogen werden mußte.

Der Kampf um die San-Linie und die Festung Przemysl.

Die Russen konnten also etwas Atem schöpfen. Es entspannen sich um den Besitz der San-Linie und der Festung Przemysl schwere Kämpfe, deren Entscheidung sich bis Mitte Juni hinzog. Der russische Oberbefehlshaber hatte seine Truppen wieder fest in der Hand und setzte sie mit stärkster Energie zum Gegenangriff an. Während der Ansturm gegen die Deutschen ohne Wirkung zersplitterte, geriet die österreichische Front im Winkel zwischen San und Weichsel ins Wanken und es kostete Mühe, sie wieder zu festigen.

Die Kämpfe standen um diese Zeit auf ihrem Höhepunkt. Auf beiden Seiten wurde mit äußerster Anstrengung um die Entscheidung des Sommerfeldzuges gerungen. Der Großfürst verfügte zur Abwehr über die Hauptmasse des russischen Heeres, während an der Spitze des deutschen und österreichischen Angriffsteils noch immer dieselben Armeekorps standen, wie am 2. Mai. Dem unentschiedenen Kampfe machte endlich ein wuchtiger Angriff der deutschen 11. Armee auf Przemysl ein Ende, das in den ersten Tagen des Juni im Sturm genommen wurde.

Der Fall der Festung entschied auch den Kampf um die San-Linie. Die wütenden russischen Gegenangriffe ließen nach und die Deutschen gewannen, die Österreicher mit sich ziehend,

in den nächsten Wochen in Richtung auf Lemberg und Rawaruska rasch Boden. Mitte Juni erschienen sie vor den Teichen von Grodek und vor Rawaruska, wo der rechte Flügel des österreich-ungarischen Heeres Anfang September 1914 seine schwersten Wunden empfangen hatte. Der letzte Akt der Befreiung Galiziens, der Kampf um Lemberg, begann.

Die Eroberung von Lemberg.

Am 18. Juni durchstieß die stählerne Spitze der 11. Armee bei Magierow hart südlich Rawaruska erneut die russische Front und öffnete, auf Lemberg einschwenkend, auch den anschließenden österreichischen Truppen den Weg. Am 22. Juni fiel Lemberg.

Der Erfolg wäre noch größer geworden, wenn der geplante Vorstoß der deutschen Südarmee über Stryj in den Raum südöstlich Lemberg, also in den russischen Rücken, zur vollen Durchführung gelangt wäre. Leider hing die in der Bukowina kämpfende österreichische Armee Pflanzer-Baltin, die sich der russischen Angriffe ohne Hilfe nicht zu erwehren vermochte, wie ein Bleigewicht an den mit starkem Schwunge vorwärts eilenden Deutschen. Der Stoß gegen Flanke und Rücken der Russen mißglückte.

Der Fall von Lemberg schließt den ersten Teil der Sommeroffensive in Rußland ab. Gewaltiges war erreicht, vieles blieb noch zu tun übrig. Der Druck, der auf Ungarn lastete, war endgültig beseitigt. Die Russen waren in die Abwehr gedrängt, sie hatten weit über eine halbe Million Tote, Verwundete und Gefangene verloren. Zwar war es dem riesigen Reiche auch jetzt noch leicht, die Ausfälle zu decken. Aber der Wert der neueingestellten Soldaten ließ doch bedenklich nach, und die Verluste an Waffen und Heeresgerät aller Art konnten nur ungenügend ergänzt werden. Noch schwerer wog der wachsende Einfluß der Elemente, die auf eine Volkserhebung und auf die Beseitigung des Zarentums hindrängten.

Die Gefahr, die im Anzuge war, wurde freilich damals von den in Rußland herrschenden Männern nicht voll erkannt. Noch vertraute man auf die Zähigkeit und Gefügigkeit des russischen Soldaten, der dickflüssig am Boden klebte und eine staunenswerte Widerstandskraft gegen die demoralisierenden Einflüsse von Niederlage und Rückzug bewies.

Auf diese Eigenschaften bauend, zeigte der Großfürst in seinen strategischen Maßnahmen große Gelassenheit. Er nahm das Wagnis auf sich, in der immer spitzer werdenden Ausbuchtung Grodno–Warschau–Iwangorod–Wolhynische Festungsgruppe, auch nach dem Fall von Lemberg auszuharren und die weiteren Maßnahmen der Mittelmächte abzuwarten. Noch hatte das russische Heer keine entscheidende Niederlage erlitten und schien wohl in der Lage, seine große offensive Aufgabe später wieder aufzunehmen. Hierfür war die Behauptung Polens von höchster Bedeutung. Freilich beschäftigte sich der am 27. Juni unter dem Vorsitz des Zaren in Brest-Litowsk zusammentretende Kriegsrat bereits mit der Frage der Preisgabe Warschaus. Aber der Großfürst Nicolai stemmte sich heftig dagegen. Seine kraftvolle Natur setzte sich durch. Die Räumung der polnischen Landeshauptstadt wurde verschoben.

Entschluß zur Fortsetzung und Erweiterung der deutschen und österreichischen Offensive.

Der deutsche Generalstabschef mußte sich in dieser Zeit über die Weiterführung des Feldzuges schlüssig werden. Die allgemeine militärische Lage war für die Mittelmächte auf allen Fronten günstig. In Frankreich waren neue Angriffe siegreich abgeschlagen worden. Das Vertrauen der Obersten Heeresleitung auf die Verteidigung im Westen war hierdurch gefestigt worden. Mit der Wiederholung der englisch-französischen Angriffe wurde nicht vor dem September gerechnet. Auch für die italienische Front bestand keine Sorge mehr. Die ersten Kämpfe verliefen dort für die Österreicher glücklich.

Auf Grund dieser günstigen Gesamtlage entschloß sich Falkenhayn, den Rahmen der Offensive zu erweitern und die Richtung des Angriffs zu ändern. Die nach Westen vorspringende Warschauer Front sollte durch Anpacken gleichzeitig von Norden und Süden zum Einsturz gebracht werden. Vielleicht gelang es hierbei, Teilen der bei Warschau stehenden russischen Armeen den Rückzug zu verlegen.

Im Süden erhielt die Heeresgruppe Mackensen, zu der neben der 11. die neugebildete Bugarmee und die k.u.k. 3. Armee gehörten, die Stoßrichtung zwischen Bug und Weichsel. Sie stellte sich Anfang Juli zwischen Rawaruska und der Weichsel

zum Angriff mit dem allgemeinen Ziel Brest-Litowsk bereit. Im Norden, an der Bahn Deutsch-Eylau–Mlawa wurde eine neue Angriffsgruppe aus der bisherigen Armeeabteilung Gallwitz, jetzt 12. Armee und aus dem rechten Flügel der dem General von Scholtz unterstehenden 8. Armee zusammengestellt, die über Lomza in den Raum östlich Warschau vorgehen sollte.

Über die ganze Anlage der Operation waren der Generalstabschef und der Oberbefehlshaber Ost nicht der gleichen Meinung.*) Feldmarschall von Hindenburg und General Ludendorff befürworteten eine weitausgreifende Umfassungsbewegung über Kowno–Wilna in Richtung Baranowitschi–Minsk, von der sie eine den Feldzug entscheidende Wirkung erwarteten. Gelang der Angriff, so mußte der Feind entweder ganz Polen aufgeben, und einen „gewaltigen Sprung rückwärts" machen, oder er geriet in Gefahr, in die wolhynischen Sümpfe zusammengedrängt zu werden, die dann vielleicht, wie der russische Generalstab schon im Frieden gefürchtet hatte, „zum Grabe der russischen Heeresmacht" werden konnten. Aber dem General v. Falkenhayn schien eine so ausgedehnte Unternehmung nicht im rechten Verhältnis zu den verfügbaren Kräften zu stehen. Er beharrte unter bewußtem Verzicht auf große operative Wirkungen bei seinem ursprünglichen Plan des schrittweisen Vorgehens mit beschränkten Zielen. Da sich die Meinungsverschiedenheiten nicht überbrücken ließen, rief Hindenburg die Entscheidung des Kaisers an. Dieser schloß sich jedoch der Auffassung Falkenhayns an.

Die Doppeloffensive gegen die Warschauer Front.

Am 13. Juli durchbrach die 12. Armee bei Przasnysz die russischen Linien, wenige Tage später erschien sie am Narew. Hier geriet ihr Angriff ins Stocken. Jedoch genügte der erste Erfolg, um die Warschauer Front ins Wanken zu bringen.

Die Hauptoperation in Südpolen zwischen Bug und Weichsel war währenddessen unter schweren Kämpfen langsam bis in die Gegend hart südlich Cholm–Lublin vorgedrungen. Hier fand sie Mitte Juli starken Widerstand, der bis zum Ende des Monats nicht überwunden werden konnte. Aber die zähe, russische Ver-

*) S. Urkundenanhang: Telegramm Hindenburgs an Falkenhayn am 13. 8. 15 und Falkenhayns an Hindenburg am 14. 8. 15.

teidigung bei Lublin und am Narew diente, wie sich bald zeigte, nur noch dazu, den Abzug aus der Warschauer Front zu decken, der seit Mitte Juli in vollem Gange war. Der Großfürst fühlte sich dem gleichzeitigen Druck von Norden und Süden nicht mehr gewachsen und hatte sich endlich zur Zurücknahme seiner Mitte entschlossen.

Dem auf dem westlichen Weichselufer weichenden Feind blieben die 9. Armee unter dem Prinzen Leopold von Bayern und die Armeeabteilung Woyrsch scharf auf den Fersen. Um den am Narew und südlich Lublin in hartnäckige Kämpfe verstrickten Stoßgruppen vorwärts zu helfen, wurde Generaloberst v. Woyrsch beauftragt, den Übergang über den Weichselstrom, angesichts des auf dem rechten Ufer stehenden Verteidigers, zwischen Iwangorod und Warschau zu erzwingen. Das kühne Unternehmen glückte, am 27. Juli wurde die Weichsel überschritten. Zwei Tage später durchbrach Mackensen die russischen Verteidigungslinien südlich Cholm–Lublin und Ende Juli und Anfang August wurde auch die ganze Narewfront von Warschau bis einschließlich Lomza durch die Gruppe Gallwitz-Scholtz eingedrückt. Die erhoffte Einschließung russischer Heeresteile bei Warschau gelang aber nicht mehr. Der energische Widerstand der Russen am Narew und bei Lublin hatte ihnen die nötige Zeit für den Abzug geschaffen.

Warschau wurde am 5. August von den Russen geräumt. Die Festung Nowogeorgiewsk blieb mit fast 100 000 Mann besetzt und wurde durch den Eroberer von Antwerpen, General v. Beseler, belagert. Sie fiel bereits am 20. August in deutsche Hand, ohne daß ihr Widerstand auf den Gang der Ereignisse einen nennenswerten Einfluß ausgeübt hätte.

Die Hoffnung des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg, daß Falkenhayn sich mit dem Angriff über Kowno und Wilna doch noch befreunden würde, erfüllte sich nicht. Falkenhayn blieb auch jetzt dabei, die Operation in Polen auslaufen zu lassen.

Hinter dem weichenden Feind ordneten sich die drei Kampfgruppen Mackensen, Prinz Leopold-Woyrsch und Gallwitz-Scholtz zum frontalen Nachstoß. Am 26. August fiel Brest-Litowsk. Die starke Bobrfestung Ossowjetz wurde durch den Vormarsch der Armee Scholtz von rückwärts ohne Kampf geöffnet, das modern ausgebaute Grodno nach heftigem Gefecht, jedoch ohne Belagerung, am 4. September erobert.

Die Wilna-Offensive.

Im September erhielt die Verfolgung, die im Zentrum zu erlahmen begann, noch einmal auf beiden Flügeln einen mächtigen Antrieb. Hindenburg hatte sich durch die Meinungsverschiedenheiten, die zwischen ihm und Falkenhayn bestanden, nicht abhalten lassen, mit den eigenen schwachen Kräften die Belagerung der Festung Kowno, des wichtigen Eckpfeilers der nordrussischen Festungsfront, in die Wege zu leiten.

Ende Juli und Anfang August schob sich die 10. Armee von Südwesten her an die Festungswerke heran und erstürmte sie am 17. und 18. August nach kurzer Beschießung aus schwerstem Geschütz. In der gleichen Zeit dehnte sich die Njemen-Armee bis Mitau–Poniewicz aus.

Wieder drängte Hindenburg zur Durchführung des Flankenstoßes über Wilna. Er hoffte, noch in letzter Stunde den russischen rechten Flügel umfassen zu können. General v. Falkenhayn gab endlich nach. Anfang September begann der Vormarsch der verstärkten 10. Armee auf Wilna.

Abgesehen von den eigenen Truppen, die der Oberbefehlshaber Ost verfügbar machen konnte, und den durch die Eroberung von Nowogeorgiewsk frei gewordenen Divisionen hätten aus den eng gedrängten Armeen bei Brest-Litowsk und Bialystock jetzt starke Kräfte für die Unternehmung im Norden herausgezogen werden können. Indessen war General v. Falkenhayn nicht mit vollem Herzen bei dieser Operation. Seine Gedanken waren bereits auf ein anderes Ziel gerichtet, das ihm wichtiger und dringender schien, auf Serbien. Bis Anfang September wurden zwar bei der Heeresgruppe Mackensen 9 Divisionen frei gemacht. Sie gingen jedoch nicht nach dem Norden, sondern nach dem Balkan und nach dem Westen, wo große Kämpfe dicht bevorstanden.

Unter diesen Umständen nahm die Wilnaoffensive nicht den vom Oberbefehlshaber Ost erhofften Verlauf.

Es stellte sich bald heraus, daß der Zeitpunkt zu spät gewählt war. Bei Wilna stemmten sich die Russen der deutschen Umfassung kräftig entgegen, während weiter südlich die Mitte des russischen Heeres unter hartnäckigen Rückzugsgefechten, in denen der Russe Meister war, nach Osten entwich. Die sinkenden Hoff-

nungen wurden durch das rasche Vordringen des linken Flügels der 10. und des rechten der Njemen-Armee zwischen Wilna und Dünaburg bis in die Gegend von Smorgon noch einmal angefacht. Aber die hier angesetzten Kräfte erwiesen sich als zu schwach, sie konnten die Bewegung nicht vollenden und hatten schließlich Mühe, sich der eilig mit der Bahn nach Molodetschno herangeworfenen russischen Verstärkungen zu erwehren. Das erstrebte große Ziel, Umfassung des russischen Nordflügels, wurde nicht erreicht und auch diese Operation endete, nachdem Wilna endlich unter schweren Kämpfen genommen war. in frontaler Verfolgung.

Der österreichische Angriff auf das wolhynische Festungsdreieck.

Im Süden hatte General v. Conrad ungefähr zur gleichen Zeit, als der Angriff auf Wilna begann, eine österreichische Offensive unternommen mit dem Ziel, die Russen bis über die Ostgrenze Galiziens zurückzudrängen und die wolhynische Festungsgruppe Luzk–Dubno–Rowno zu besetzen. Im ersten Anlauf gewannen die 7. österreichische und die deutsche Südarmee bis zum Sereth Raum und die 2., 1. und 4. österreichische Armee nahmen Dubno und Luzk in Besitz. Aber um die Mitte des September einsetzende heftige Gegenangriffe der Russen führten bei Dubno und Luzk zu schweren Rückschlägen, die nur durch schnell herbeieilende Teile der deutschen Bugarmee ausgeglichen werden konnten.

Das Ende der Offensive.

Ende September fand die große deutsche und österreichische Sommeroffensive nach fünf Monate langer ununterbrochener Dauer ihr Ende. Die Kräfte auch der Deutschen waren erschöpft, ihre Verluste erheblich. Die rückwärtigen Verbindungen in dem wegearmen Lande wurden immer schwieriger. Der herannahende Winter verlangte Vorbereitungen. Eine weitere Verfolgung in die Tiefe des ungeheuren Landes konnte an dem bisherigen strategischen Ergebnis des Feldzuges nichts Wesentliches mehr ändern. Im Westen begannen Kämpfe, welche die schleunige Zuführung starker Kräfte erforderten, und auf dem Balkan reifte der alte Wunsch Falkenhayns, die Herstellung einer Verbindung nach der Türkei, endlich der Erfüllung entgegen.

Die Truppen richteten ihre Winterstellungen in einer Linie ein, die von Riga aus, das als Brückenkopf in russischer Hand blieb, an der Düna entlang bis Dünaburg lief, sich von dort über den Narotsch-See–Baranowitschi–Pinsk–Dubno–Tarnopol fortsetzte und westlich des Sereth an der rumänischen Grenze in Gegend Czernowitz endete.

In Rußland stellte sich der Zar an die Spitze des geschlagenen Heeres. Der Großfürst mußte den Oberbefehl niederlegen, er erhielt das Kommando an der Kaukasusfront. Mit ihm verschwand eine der stärksten Persönlichkeiten, die Rußland im Weltkriege aufzuweisen hatte.

Der Feldzug gegen Serbien.

(Karte 2 Skizze b.)

Die Niederlagen, welche die Österreicher am Sereth und in Wolhynien erlitten hatten, ließen deutlich erkennen, daß die Absicht des deutschen Generalstabschefs, Lähmung der russischen Angriffskraft, nur unvollkommen erreicht war. Das russische Heer, vielfach geschlagen, war der österreichischen Wehrmacht moralisch noch immer gewachsen, wenn nicht überlegen. Um so wichtiger schien es, den im Osten, Südosten und Süden auf der Donaumonarchie lastenden Druck noch weiter zu mindern. Dazu bot der längst geplante Feldzug gegen Serbien die erwünschte Gelegenheit. Er lag dem General v. Falkenhayn auch mit Rücksicht auf die Türkei sehr am Herzen, die durch den Angriff der Alliierten gegen die Dardanellen seit dem Frühjahr in schwere Bedrängnis geraten war. Es ließ sich voraussehen, daß die türkische Verteidigung trotz der heroischen Anstrengungen der osmanischen Armee schließlich doch unterliegen werde.

Der Eintritt Bulgariens in den Krieg.

Das serbische Unternehmen wurde daher im unmittelbaren Anschluß an die russische Offensive begonnen. Die Grundlage des Feldzugsplanes bot das glücklich zum Abschluß gebrachte Waffenbündnis mit Bulgarien. Die Bulgaren waren seit dem zweiten Balkankriege im Jahre 1913, in dem sie durch Serben, Griechen und Rumänen um die besten Früchte des vorangegangenen Sieges über die Türkei gebracht waren, von brennendem

Durst nach Vergeltung beseelt. Seit Beginn des großen europäischen Völkerringens warteten sie, ob ihnen das Schicksal nicht die Gelegenheit bieten würde, an ihren Feinden Rache zu nehmen. Mit heißer Spannung verfolgten sie im Sommer und Herbst 1915 die gewaltigen Niederlagen Rußlands. Jetzt glaubten sie den rechten Zeitpunkt gekommen. Das Wagnis schien nicht mehr allzugroß. Für den Fall des Sieges der Mittelmächte wurde ihnen die volle Befriedigung ihrer makedonischen Ansprüche zugesichert. Überdies verpflichtete sich die Türkei, sofort einen Landstreifen südlich Adrianopel am Westufer der Mariza, abzutreten.

Die Leitung des Hauptangriffs wurde dem Generalfeldmarschall v. Mackensen übertragen. Ihm unterstanden die 11. deutsche Armee, die von Polen nach dem Balkan verpflanzt wurde, ferner die 3. österreichische und die 1. bulgarische Armee. Diesmal erfolgte der Angriff nicht wie bei den früheren österreichischen Offensiven von Bosnien aus, sondern auf der alten Einfallstraße über Belgrad längs des Moravatals auf Nisch. Die Österreicher marschierten rechts, die Deutschen links von Belgrad auf, die 1. bulgarische Armee zwischen der Donau und Sofia. Die Vereinigung der von einander getrennten deutsch-österreichischen und bulgarischen Kampfgruppen sollte in Gegend Nisch–Krusevac erfolgen. Die 2. bulgarische Armee hatte den Angriff der Heeresgruppe Mackensen aus der Gegend Küstendil, südwestlich Sofia, durch Vorgehen in allgemein westlicher Richtung zu unterstützen.

Der Beginn des Angriffs wurde auf den 6. Oktober festgesetzt. Eine Änderung hierin trat nicht ein, auch als die am 21. September beginnende französisch-englische Herbstoffensive im Artois und in der Champagne die deutsche Verteidigung im Westen auf eine noch schärfere Probe stellte als bisher.

Der serbische Feldzug verlief planmäßig. Der Übergang über die Donau vollzog sich unter erheblichen Kämpfen, aber ohne ernste Reibungen. Am 7. Oktober wehten die deutschen und österreichischen Fahnen auf der Zitadelle von Belgrad. Nach schwierigem Vormarsch durch das gebirgige, von den Serben mit dem äußersten Aufgebot an Kraft und unter furchtbaren Verlusten verteidigte Land schlossen sich am 5. November die inneren Flügel der deutschen und österreichischen und der bulgarischen Gruppe nördlich Nisch zusammen. Die Reste der serbischen Armee

sammelten sich auf der alten historischen Kampfstätte des Amselfeldes bei Pristina zum letzten Widerstande. Unter unsäglichen Anstrengungen folgten die Verbündeten ihnen auch dorthin und warfen sie Ende November und Anfang Dezember in völliger Auflösung in die unwegsamen albanischen Berge hinein. Die Überreste der serbischen Armee sind später nach Korfu überführt und dort zu einem kampfkräftigen Verbande wieder zusammengestellt worden.

Die Entente versuchte den Ring, der sich von Norden, Osten und Südosten um Serbien schloß, in letzter Stunde von Süden aus zu öffnen. Der griechische Ministerpräsident Venizelos, ein überzeugter Parteigänger der Entente, hatte eine gemeinsame Unterstützungsaktion Griechenlands mit England und Frankreich vereinbart. Seit dem 5. Oktober wurden auf griechischem Boden in Saloniki englisch-französische Truppen unter dem Befehl des Generals Sarail gelandet. Aber in dem Augenblick, in dem Venizelos das Ziel seiner Pläne, das offene Bündnis mit der Entente, erreicht zu haben glaubte, erfolgte ein überraschender Umschwung in Griechenland. In dem erbitterten Ringen zwischen König und Ministerpräsident um die Macht im Staate wurde vorübergehend der dreibundfreundliche König Konstantin Sieger. Von der Teilnahme Griechenlands am Kriege war nun vorläufig nicht mehr die Rede.

Trotzdem entschloß sich die Entente, das Unternehmen fortzusetzen. Die bei Saloniki gelandeten Streitkräfte, zunächst etwa 150 000 Mann, drängten im Laufe des Oktober und November nach Norden und gerieten mit der 2. bulgarischen Armee im Raume Strumica–Prilep in heftige Kämpfe. Die Bulgaren blieben siegreich und warfen die Ententetruppen nach Süden zurück. An der griechischen Grenze wurde die Verfolgung eingestellt.

General v. Conrad befürwortete dringend, die Dinge auf dem Balkan zum vollen Abschluß zu bringen, Montenegro und Albanien zu erobern und die Orientarmee aus Saloniki herauszuwerfen. Falkenhayn war für diese Pläne nicht zu gewinnen. Das Ziel, das er sich auf dem Balkan gesteckt hatte, der freie Weg nach Konstantinopel, war erreicht. Alles, was darüber hinaus lag, hielt er für Nebenzweck, für den seiner Auffassung nach keine deutschen Truppen zur Verfügung gestellt werden

durften. Es war auch schwer abzuschätzen, welchen Einfluß das Überschreiten der griechischen Grenze in Athen gehabt haben würde. Zudem schien es dem Generalstabschef nicht ungünstig, wenn erhebliche Ententekräfte in Makedonien gefesselt blieben. Das bulgarische Heer trug auf diese Weise einen angemessenen Teil an der Last des Krieges.

In rein militärischer Hinsicht sprach gegen die Weiterführung der Offensive die starke Ermüdung der Truppen und die Ungunst der rückwärtigen Verbindungen.

So unterblieb die weitere Verfolgung.

Im Lager der Entente waren die Meinungen nach dem Mißlingen der serbischen Unterstützungsaktion zunächst geteilt. Man entschloß sich schließlich, den Brückenkopf auf dem Balkan festzuhalten. Nach der Niederlage Rußlands, der Vernichtung Serbiens und dem Mißerfolg an den Dardanellen stand die ganze Balkanpolitik der Entente dicht vor dem Zusammenbruch. Gab man Saloniki auf, so wurde das bulgarische Heer frei und es konnte auf Rumänien ein starker Druck ausgeübt werden, der es vielleicht zum Anschluß an die Mittelmächte genötigt hätte. Die Lage Rußlands wäre dann noch schwieriger geworden. In der Folge zeigte sich, daß diese Beurteilung der politischen Verhältnisse zutreffend und der Entschluß, Saloniki zu halten, glücklich war. Die Entente konnte ihren Einfluß auf dem Balkan allmählich festigen. Griechenland blieb in ihrer Gewalt. Venizelos gewann bald wieder an Einfluß und nahm den Kampf gegen den König von neuem auf. Rumänien, das die Hauptkräfte des bulgarischen Heeres vor Saloniki gebunden wußte, blieb Herr seiner Entschlüsse.

Die Besetzung Montenegros und Albaniens führte Conrad gegen den Willen Falkenhayns durch. Am 11. Januar 1916 wurde das beherrschende Bergmassiv des Lovcen durch österreichische Truppen gestürmt, am 30. Januar Skutari erobert.

Es kam hierüber zu einer ernsten Verstimmung zwischen den beiden Generalstabschefs, deren Beziehungen ohnehin kühl waren. Für die Frühjahrspläne des Jahres 1916, für welche die volle Übereinstimmung der leitenden Persönlichkeiten dringend erwünscht gewesen wäre, sollte dies noch schwerwiegende Folgen haben.

Die Kämpfe der Türkei.

Der Entschluß der Türkei, sich den Mittelmächten anzuschließen, war wohl aus der Überzeugung erwachsen, daß in diesem Kriege die Lose auch über das osmanische Reich geworfen wurden und daß einem siegreichen Rußland die Herrschaft über Konstantinopel und die Meerengen wichtiger sein würde als jeder andere Gewinn.

Die Türkei war zwar durch die vorausgegangenen Kriege geschwächt, aber ihre Hilfe war für die Mittelmächte doch von unschätzbarem Wert. Sie bildete ein starkes Gewicht in der Wage des Balkan, fesselte erhebliche Feindkräfte und sperrte den einzigen Weg durch die Dardanellen nach Rußland.

Die Kriegsschauplätze dehnten sich bis an die Grenzen Ägyptens, bis zum Persischen Golf und zum Kaukasus. Glänzende Hoffnungen tauchten auf. Der heilige Krieg wurde vom Kalifen ausgerufen. Aber England hatte seine Kolonien fest in der Hand, und die Fata Morgana großer indischer und ägyptischer Aufstände zerrann.

Im Winter 1914/15 stießen mehrfach türkische Abteilungen durch die Sinai-Halbinsel gegen die Lebensader des britischen Weltverkehrs, den Suezkanal, vor. Jedoch scheiterten die Versuche, den Kanal zu überschreiten oder wenigstens das Ostufer zu halten, an den gänzlich unzulänglichen Mitteln der Expeditionskorps.

In Mesopotamien setzten sich englisch-indische Truppen am Strom entlang auf Bagdad zu in Marsch. Sie erreichten Ende November 1914 Basra und Anfang Dezember Gurna am Zusammenfluß des Euphrat und Tigris. Für weiterreichende Pläne genügten die Truppen zunächst nicht. Beide Gegner rüsteten während des Frühjahrs 1915 zum Kampf um Bagdad.

Im Sommer und Herbst erfolgte dann der englisch-indische Vormarsch. Er erreichte Ende September Kut el Amara und wurde im November auf Bagdad fortgesetzt. Bei den Ruinen der alten historischen Kampfstätte Ctesiphon dicht südlich Bagdad wurden die Engländer geschlagen. Sie wichen auf Kut el Amara zurück, wo sie im Dezember eingeschlossen wurden. Generalfeldmarschall v. d. Goltz, der alte Freund der Türkei und Erzieher des osmanischen Heeres, der sich trotz seines hohen Alters dem

Sultan zur Verfügung gestellt hatte, übernahm dort den Oberbefehl über die 4. türkische Armee. Er besiegelte seine Liebe zum türkischen Volke mit dem Tode, kurz bevor das englische Expeditionskorps im April 1916 sich ergeben mußte.

Im Kaukasus hatte die türkische 3. Armee zuerst einige Erfolge. Sie ging unter der Führung des Vize-Generalissimus Enver Pascha über das von Schnee und Eis bedeckte armenische Hochland auf Batum und Kars vor. Aber Anfang Januar erlitt sie bei Sarakamysch und Olti eine vernichtende Niederlage. Nur Trümmer konnten sich hinter die armenische Grenze retten. Die russische Verfolgung kam in dem rauhen unwegsamen Lande schon hart südlich der armenischen Grenze zum Stehen.

In dem neutralen Persien drangen türkische Kolonnen bis Täbris vor. Ein dauernder Erfolg war ihnen jedoch auch hier nicht beschieden.

Der Kampf um die Dardanellen.

(Karte 3 Skizze a.)

Während diese Kämpfe an der Peripherie des osmanischen Reiches auf die große Lage nur beschränkten Einfluß gewannen, wurde das im März 1915 beginnende Ringen um die Meerenge der Dardanellen eine der größten und wichtigsten Kampfhandlungen des Weltkrieges.

Als am 18. März eine starke englisch-französische Flotte den Versuch machte, den Durchbruch durch die Dardanellen zu erzwingen, war der beste Augenblick bereits verpaßt. Dank der organisatorischen Tätigkeit der in türkischen Diensten stehenden deutschen Offiziere war die Verteidigungskraft der Landbefestigungen und der Minensperren am Hellespont schon so erstarkt, daß die Wirkung der schweren Schiffsgeschütze nicht mehr ausreichte, um den Widerstand niederzuschlagen. In der Schlacht bei Erenköi im südlichen Teil der Meerenge unterlag die verbündete Flotte der Küstenverteidigung.

Aber die Niederlage veranlaßte die Ententeländer keineswegs, von ihrem Vorhaben abzustehen. Sie waren im Gegenteil entschlossen, den schlechten Eindruck, den der Fehlschlag in der ganzen Welt des Islam hervorgerufen hatte, wieder auszulöschen. Das Unternehmen wurde auf neuer Grundlage aufgebaut. Der Zugang zum Marmarameer sollte durch Landangriff beider-

seits der Meerenge erzwungen werden. Es wurde in Ägypten ein gemischtes Expeditionsheer ausgerüstet. Am 25. April erschien die Transportflotte unter dem Schutze starker Schlachtgeschwader vor dem Eingang der Dardanellen.

Die Türken waren inzwischen nicht müßig gewesen. Unter dem deutschen General Liman v. Sanders waren starke Kräfte als 5. Armee an den Dardanellen zusammengezogen worden. Die technische Verteidigung war, so gut es bei den sehr beschränkten Kampfmitteln möglich war, ergänzt und verbessert worden.

Die französischen Teile des Expeditionsheeres versuchten unter dem Schutz der Flotte auf dem asiatischen Ufer bei Kum Kale festen Fuß zu fassen. Die Türken leisteten erbitterten Widerstand, und der blutige Kampf endete mit dem Rückzug des Gegners auf die Schiffe. Engländer, Australier und Neuseeländer griffen die südliche Spitze der Halbinsel Gallipoli zwischen Sid ul Bachr und Ari Burnu an. Es glückte ihnen, sich dort festzusetzen. Gelang es ihnen, den schmalen Raum bis in die Gegend nördlich Maidos zu durchschreiten, so war die türkische Verteidigung auf Gallipoli entwurzelt. Es blieb voraussichtlich nur der Rückzug auf die befestigte Linie von Boulair, dicht nördlich Gallipoli, übrig. Auch das asiatische Ufer der Dardanellen war dann kaum noch zu halten und die Meerengen für den Eintritt der verbündeten Flotten frei. An dem schmalen Stück felsigen Landes zwischen Sid ul Bachr und Maidos hing also das Schicksal Konstantinopels und der Türkei, und um seinen Besitz wurden von beiden Seiten Hekatomben von Männern geopfert. Trotz des Einsatzes der nach dem Fehlschlag von Kum Kale freigewordenen Franzosen auf Gallipoli und trotz der bis zum 8. Mai fortgesetzten und am 4. und 24. Juni erneuerten Angriffe machten die Verbündeten keinerlei nennenswerte Fortschritte. Sie sanken immer wieder in ihre schmalen unter dem Schutz der Schiffskanonen liegenden Brückenköpfe zurück. Auch die Ausdehnung der bei Ari Burnu kämpfenden Gruppe nach Norden über die Suvla Bucht hinaus und die Mitte August anschließende Schlacht bei Anaforta änderte an dem Endergebnis nichts. Die Türken blieben die Sieger. Sie verteidigten, durch Mangel an Kriegsgerät und Munition im höchsten Maße beengt, würdig ihrer großen kriegerischen Vergangenheit, mit ihren Leibern den Platz, an dem sie vor einem halben Jahrtausend den Fuß auf europäischen Boden gesetzt hatten.

Das Schicksal fügte es, daß ihnen in ihrem letzten ruhmvollen Kampfe gegen das Abendland deutsche Offiziere als Führer und Berater zur Seite standen. Diese fanden in ihrem Bemühen, dem wesensfremden Volke westeuropäische Kriegskunst zu lehren, starke Hemmungen und stießen bei den stolzen Nachkommen Osmans auf Mißtrauen und Abneigung. Aber das beiden Völkern innewohnende hohe kriegerische Empfinden, das Verständnis der leitenden türkischen Staatsmänner, vor allem Enwers, für die Erfordernisse der ernsten Stunde und schließlich das Bewußtsein, daß beide Nationen in ihrem Existenzkampf auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden waren, bewirkten, daß die Reibungen immer wieder beseitigt wurden und das Bündnis fest und zuverlässig bis zum Ende blieb.

Das Dardanellenunternehmen wurde ein schwerer Fehlschlag für die Entente. Die Entscheidung brachte schließlich der serbische Feldzug, durch den im Herbst 1915 der Weg nach Konstantinopel freigemacht wurde. Der Türkei konnten endlich Waffen und Munition zugeführt werden. Nun blieb der Entente nur der schleunige Abbruch der mißlungenen Operation übrig. Diese schwierige Aufgabe ist mit Glück und großem Geschick gelöst worden. Am 20. Dezember wurden Ari Burnu und Anaforta, am 8. Januar Sid ul Bachr ohne nennenswerte Verluste geräumt. Konstantinopel war gerettet.

Der Krieg gegen Italien.

(Karte 2 Skizze h.)

Ungefähr zur gleichen Zeit, als die Landkämpfe um die Dardanellen entbrannten, begann auch das Ringen an den Grenzen Italiens und Österreichs.

Der politische Kampf um die Erhaltung der Neutralität Italiens hatte im April 1915 für die Mittelmächte unglücklich geendet. Unter starkem deutschen Druck und mit großem inneren Widerstreben war die österreichische Regierung zwar dem italienischen Verlangen nach dem Besitz des Trentino, des Seehafens Triest und nach dem herrschenden Einfluß in Albanien in weitem Maße entgegengekommen. Trotzdem hatte sich eine Einigung nicht erzielen lassen, da die Italiener auf der restlosen Erfüllung ihrer Ansprüche bestanden. Am 24. April hatten sie ein geheimes Abkommen mit der Entente abgeschlossen, das sie

zum Eintritt in den Krieg innerhalb vier Wochen verpflichtete. Nachdem die Dinge einmal so weit gediehen waren, änderte auch der Sieg von Gorlice, der die militärische Lage Österreichs von Grund aus umwandelte, an dem italienischen Entschluß nichts mehr. Am 24. Mai 1915 erfolgte die Kriegserklärung an Österreich. Der offene Kriegszustand mit Deutschland wurde vorläufig aus Gründen politischer Zweckmäßigkeit noch vermieden. Jedoch zögerte die deutsche Regierung nicht, die bedingungslose Waffengemeinschaft mit dem österreichischen Bundesgenossen dem neuen Feind gegenüber klar zum Ausdruck zu bringen. Sie veranlaßte die Entsendung des „Alpenkorps" an die Tiroler Front und beseitigte hierdurch jeden Zweifel über die Haltung Deutschlands dem österreich-italienischen Streitfall gegenüber.

General v. Conrad entschloß sich, um die Offensive gegen Rußland fortsetzen zu können, den Kampf gegen Italien defensiv zu führen. Die Verteidigung wurde durch die Gunst der Geländeverhältnisse in ungewöhnlichem Maße erleichtert. Weite Strecken der mitten im Hochgebirge und am Südfuß der Alpen gelegenen Front kamen, besonders im Winter, für große Kampfhandlungen garnicht in Betracht. Nur die Isonzofront beiderseits Görz eröffnete den Italienern bessere Aussichten. An dieser Stelle flacht sich das Gebirge ab und gibt dem Angreifer größere Bewegungsfreiheit.

Die Isonzoschlachten.

Conrad hatte ursprünglich daran gedacht, hier im Isonzogebiet Gelände Preis zu geben und die Hauptverteidigungslinie auf die Gebirgshänge zurückzunehmen. Die überaus bedächtige und vorsichtige Art, in der der italienische Generalstabschef Cadorna den Krieg eröffnete, und die Leichtigkeit, mit der die österreichischen Vortruppen bei Görz die feindlichen Vorstöße abwiesen, bewog ihn aber, diese Absicht aufzugeben und die vorgeschobenen Stellungen als Hauptkampffront zu wählen.

Diese für die Italiener wenig glückliche Kriegseröffnung warf ihre Schatten auf die kommenden Kämpfe. Die Österreicher fühlten sich jetzt dem verhaßten und verachteten Gegner überlegen, und es ergab sich das Bild, daß dieselben Truppen, die den Russen gegenüber schnell versagten, in Italien allen Anstürmen unerschütterlich standhielten. Die italienische Front war

der einzige Kriegsschauplatz, auf dem Österreich lange Zeit hindurch ohne wesentliche deutsche Hilfe auskam.

Den durch die Natur gegebenen Bedingungen folgend, vereinigte Cadorna die Hauptanstrengungen des italienischen Heeres auf die Isonzofront. Bis zur deutschen und österreichischen Offensive im Jahre 1917 wird die Geschichte des italienischen Krieges durch den Verlauf der zahlreichen Isonzoschlachten vollkommen bestimmt. Immer wieder und fast immer fruchtlos rannten die Italiener gegen Tolmein, den Brückenkopf von Görz und die Hochfläche von Doberdo an. Das Isonzogebiet wurde eins der größten Leichenfelder des Weltkrieges.

Das Jahr 1915 zeitigte vier Isonzoschlachten. Die beiden ersten dauerten mit kurzer Unterbrechung von Ende Juni bis Anfang August. Sie waren vor allem gegen die Hochfläche von Doberdo, daneben gegen Görz und das Bergmassiv des Krn nördlich Tolmein gerichtet. Auf denselben Schlachtfeldern tobte die dritte und vierte Isonzoschlacht von Mitte Oktober bis Mitte Dezember. Dem italienischen Heere blieben trotz schwerer Verluste nennenswerte Erfolge versagt. Die Hoffnungen, welche die Entente auf den Kampfeintritt des neuen Bundesgenossen gesetzt hatte, machte einer starken Enttäuschung Platz. Dagegen richtete sich der tief gebeugte Stolz des österreich-ungarischen Heeres an den Abwehrsiegen am Isonzo wieder auf.

Die Ereignisse auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Die Schlacht bei La Bassée und Arras.

(Karte 2 Skizze d.)

An der Westfront zögerten die Franzosen und Engländer nicht, dem russischen Bundesgenossen in der schweren Lage in die er Anfang Mai geraten war, zu helfen. Sie erneuerten am 9. Mai, diesmal besser gerüstet, den im Februar und März in der Champagne und bei Neuve Chapelle gescheiterten Versuch, die deutschen Linien zu durchbrechen. Der Stoß richtete sich gegen den Frontraum der 6. Armee zwischen Lille und Arras. Nördlich des La Bassée-Kanals, bei Fromelles und Neuve Chapelle, sowie bei Loos und an der Lorettohöhe wurde heftig gerungen. Vorübergehend schuf der französische Angriff zwischen Arras und der

Lorettohöhe eine ernste Krise. Die Lorettohöhe ging verloren. Aber die Gesamtfront hielt schließlich doch, wenn auch unter äußerster Anspannung. Obgleich insgesamt etwa 15 französische und englische Korps gegen die wenigen deutschen Divisionen anliefen, endete die Schlacht als deutscher Abwehrsieg.

Neben diesen großen Schlachten gingen während des ganzen Sommers heftige Kämpfe fast an der ganzen Westfront einher, die in den Vogesen am Reichsackerkopf und Hartmannsweilerkopf, in Lothringen im Priesterwald, in den Argonnen und in Flandern bei Ypern besonders erbitterten und hartnäckigen Charakter hatten. Über belanglosen örtlichen Gewinn oder Verlust gingen diese Kämpfe nicht hinaus. Aber sie hielten die Truppe in Atem, kosteten viel Blut und waren, da sie dazu dienten, dem deutschen Heer dauernd Kraft zu entziehen, für die Entente nützlich.

Der englisch-französische Doppelangriff bei Arras und in der Champagne.

Die Waffenerfolge der Mittelmächte in Galizien, Polen, Litauen, Serbien und an den Dardanellen riefen die Engländer und Franzosen im Herbst 1915 noch einmal auf den Plan. Es handelte sich jedoch keineswegs nur um eine Entlastungsoffensive für die bedrängten Russen und Serben. Vielmehr erstrebte man den entscheidenden Durchbruch durch die deutsche Westfront, der die Beendigung des Krieges zum Ziel hatte. Dem entsprach auch der Einsatz an Truppen und an Kriegsmaterial und die überaus gründliche Vorbereitung. Die Kämpfe fanden auf ungefähr dem gleichen Boden statt, wie die voraufgegangenen Schlachten im Februar, März und Mai. Es schien den englischen und französischen Heerführern naturgemäß immer wieder verlockend, den auf Paris vorspringenden Bogen zwischen Reims und Arras durch Druck auf die Flanken zum Einsturz zu bringen.

Ähnlich wie im Februar und März, nur im Unterschied zu damals genau gleichzeitig, sollten zwischen Armentières und Arras in der Hauptsache die Engländer, in der Champagne zwischen Reims und Argonnen die Franzosen angreifen. Im Norden stieß der Angriff auf die 6., im Süden auf die 3. deutsche Armee. Es waren auf deutscher Seite die sorgfältigsten Abwehrmaßnahmen getroffen worden. Allerdings hatte sich Falkenhayn angesichts der großen Aufgaben im Osten mit dem denkbar

geringsten Maß an Kräften begnügt. Die Zahl der in Reserve stehenden Truppenverbände war überaus gering. Zum Glück waren bei Beginn der Kämpfe im Osten freigewordene Divisionen im Anrollen.

Den mit Kampfmitteln aller Art überreich ausgestatteten französischen und englischen Armeen gelang nach dreitägigem Trommelfeuer am 25. September an verschiedenen Stellen der Einbruch in die deutschen Stellungen. Im Norden drangen die Engländer zwischen dem La Bassée-Kanal und Lens bis Hulluch vor, die Franzosen nahmen Souchez und gewannen bei Vimy und Givenchy Gelände. Jedoch konnte ein großer Teil des verlorenen Bodens in zähem Kampfe zurückerobert werden. In der Champagne traf der Angriff der Franzosen an der Straße Souain–Somme Py auf eine schwache Stelle. Schnell herangeführte Verstärkungen verbreiterten den Einbruch. Es entstand eine außerordentlich ernste Lage für die Deutschen. Ausreichende Reserven waren nicht zur Hand. Die Gefahr einer Durchbrechung der deutschen Front mit ihren unabsehbaren Folgen rückte in bedrohliche Nähe. Es zeigte sich, wieviel Falkenhayn gewagt hatte, als er den Westen von Reserven entblößte und die Rücksendung der Truppen aus dem Osten immer wieder hinausschob.

Aber die Tapferkeit des deutschen Musketiers rettete auch hier wieder die fast verlorene Schlacht.

Die Überreste der durch das Artilleriefeuer zerschmetterten Divisionen hielten die dicht geballten feindlichen Massen wenige Kilometer rückwärts in der 2. Stellung solange auf, bis die heraneilenden Reserven eingreifen konnten. Die Lage blieb aber noch einige Zeit fast unerträglich gespannt. Endlich stellten die aus dem Osten und von anderen Fronten eintreffenden Divisionen das Gleichgewicht wieder her. Mitte Oktober erlahmten die Angriffe.

Die französisch-englische Herbstoffensive zeigt zum ersten Male alle Kennzeichen der Material- und Dauerschlacht und leitet damit zu der in den späteren Kriegsjahren im Westen herrschenden Kampfart hinüber. In der Champagne allein wurden 5000 Geschütze aller Kaliber eingesetzt, um den Widerstand der deutschen Hauptverteidigungslinie planmäßig zu zerschlagen, was ja auch in weitem Umfang gelang. Jedoch gewann der französische Infanterieangriff nur so weit Boden, als ihm die Massenwirkung der Artillerie den Weg ebnete. Darüber hinaus beherrschte das

deutsche Maschinengewehr, vor allem aber der grimmige, durch nichts zu erschütternde Kampfeswille des deutschen Musketiers das Feld. Mochte er vereinzelt und einsam dem ganzen Grauen des modernen Schlachtfeldes preisgegeben sein, oder in der dünnen Kette der Kampfgenossen zum Gegenstoß schreiten, er blieb den mit bewundernswerter Zähigkeit und größtem Opfermut wiederholten Angriffen der Engländer und Franzosen immer überlegen. Für die Höhe seiner Kampfmoral bietet sich in der Kriegsgeschichte kaum ein Vergleich. Sie zu brechen, dazu reichte der ganze Reichtum der Entente an tapferen Männern und an Waffen nicht aus. Die Kampfmittel noch mehr zu stärken und die furchtbare Waffe des Hungers und der Entbehrung noch mehr zu schärfen, darin sahen die Staatsmänner und Heerführer der Entente ihre Aufgabe und darin beruhte auch tatsächlich für sie das Problem des Sieges.

Der Krieg im Jahre 1916.

Beurteilung der Lage durch den deutschen Generalstabschef.*)

Das Ergebnis des Jahres 1915 war, am rein militärischen Erfolge gemessen, für die Mittelmächte nicht ungünstig. Die Anstürme der Engländer, Franzosen und Italiener waren auf allen Kriegsschauplätzen gescheitert, die Russen schwer geschlagen. Der deutsche Generalstabschef urteilte, daß Rußlands Wehrmacht zwar nicht voll niedergerungen, daß aber seine Offensivkraft doch so gebrochen sei, daß sie in annähernd der alten Stärke nicht wieder aufleben könne. Von Italien glaubte er „daß es wahrscheinlich froh sein werde, das Abenteuer auf irgend eine anständige Weise bald liquidieren zu können.

Frankreich ist militärisch und wirtschaftlich, dies durch die dauernde Entziehung der Kohlenfelder im Nordosten des Landes, bis nahe an die Grenze des Erträglichen geschwächt."

Wenn aus diesen Tatsachen nirgends Folgerungen gezogen würden, so erkläre sich dies in erster Linie durch den ungeheuerlichen Druck, den England auf seine Verbündeten ausübe. „Zwar ist es gelungen, auch die englische Feste schwer zu erschüttern, der beste Beweis dafür ist der bevorstehende Übergang zur allgemeinen Wehrpflicht. Er ist aber auch ein Beweis, zu welchen Opfern England fähig ist...." Es stelle seine Sache offenbar auf den Ermattungskrieg. Es gälte, ihm die Zuversicht zu nehmen, durch ihn Deutschland auf die Knie zwingen zu können.

Daß die letzte Entscheidung des Krieges im Westen fallen werde, unterlag nirgends einem Zweifel. Wie aber die günstigsten Voraussetzungen für diese Entscheidung geschaffen werden könnten, darüber gingen die Meinungen auseinander. Hindenburg und Ludendorff glaubten, man müsse zunächst die Russen

*) S. Urkundenanhang: Der deutsche Operationsplan für 1916.

endgültig schlagen und die rumänische Gefahr beseitigen, bevor man sich dem Westen zuwenden könne. Sie hielten eine Operation durch Rumänien, gleichgültig, ob im Bund oder im Kampf mit diesem Lande, gegen die russische Südflanke für aussichtsvoll. Der österreichische Generalstabschef dagegen befürwortete als Einleitung zu der entscheidenden Handlung im Westen eine große Offensive in Norditalien, die von Tirol, aus dem Raume bei Trient, ausgehend die allgemeine Richtung auf Venedig einschlagen sollte mit dem Ziel, die ganze italienische Front zum Einsturz zu bringen.

General v. Falkenhayn nahm weder den einen noch den anderen Vorschlag an. Er glaubte die Zeit für einen entscheidenden Angriff im Westen gekommen. Er führte aus:*) „Es wurde bereits betont, daß Frankreich in seinen Leistungen bis nahe an die Grenze des noch Erträglichen gelangt ist — übrigens in bewunderungswerter Aufopferung. Gelingt es, seinem Volk klar vor Augen zu führen, daß es militärisch nichts mehr zu hoffen hat, dann wird die Grenze überschritten, England sein bestes Schwert aus der Hand geschlagen werden. Das zweifelhafte und über unsere Kraft gehende Mittel des Massendurchbruchs ist dazu nicht nötig. Auch mit beschränkten Kräften kann dem Zweck voraussichtlich Genüge getan werden. Hinter dem französischen Abschnitt der Westfront gibt es in Reichweite Ziele, für deren Behauptung die französische Führung gezwungen ist, den letzten Mann einzusetzen. Tut sie es, so werden sich Frankreichs Kräfte verbluten, da es ein Ausweichen nicht gibt, gleichgültig, ob wir das Ziel selbst erreichen oder nicht. Tut sie es nicht und fällt das Ziel in unsere Hände, dann wird die moralische Wirkung in Frankreich ungeheuer sein. Deutschland wird nicht gezwungen sein, sich für die räumlich eng begrenzte Operation so zu verausgaben, daß alle anderen Fronten bedenklich entblößt werden. Es kann mit Zuversicht den an ihnen zu erwartenden Entlastungsunternehmungen entgegensehen, ja hoffen, Kräfte in genügender Zahl zu erübrigen, um den Angriffen mit Gegenstößen begegnen zu können. Denn es steht ihm frei, seine Offensive schnell oder langsam zu führen, sie zeitweise abzubrechen, oder sie zu verstärken, wie es seinen Zwecken entspricht."

*) Weihnachtsvortrag vor dem Kaiser 1915.

Nach Rußland sollte also jetzt Frankreich an die Reihe kommen. Nicht durch einen überwältigenden Schlag mit allen verfügbaren Kräften, nicht durch die Operation des Durchbruchs mit anschließender Bewegung wollte man das französische Heer auf die Knie zwingen, sondern durch lange genährten, in ständiger heißer Glut gehaltenen Ermattungskampf. Dem feindlichen Heereskörper sollte eine „Saugpumpe“ angesetzt werden, die ihm das Blut solange entziehen sollte, bis er kraftlos wurde. Falkenhayn schlug damit den gleichen Weg ein, der seiner Überzeugung nach im Jahre 1915 in Polen und Galizien zum Ziele geführt hatte, und den auch die Ententeländer als am meisten Erfolg versprechend zu beschreiten gedachten.

Das Ziel der Offensive wurde Verdun, das nahe an die wichtigen über Longuyon und Arlon führenden Bahnlinien heranreichend eine gefährliche Ausfallstellung gegen die deutschen Verbindungen durch Nordfrankreich und Belgien bildete und für dessen Verteidigung Frankreich, wie Falkenhayn mit Recht annahm, den letzten Mann einsetzen würde.

Um den Druck auf England noch mehr zu verschärfen, verlangte er die Wiederaufnahme des unbeschränkten U-Bootkrieges, der nach dem Urteil des Admiralstabschefs von Holzendorff alle Aussicht bot, England im Laufe des Jahres 1916 zum Einlenken zu bringen. Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg versagte jedoch nach längerem Schwanken seine Einwilligung. Er scheute den Krieg mit Amerika und zog es vor, den unbeschränkten U-Bootkrieg noch weiterhin als letzte Reserve der Kriegführung zur Verfügung zu halten. Allerdings mußte dabei in Kauf genommen werden, daß die Entente in der Zwischenzeit mit Eifer und nicht ohne Erfolg nach Abwehrmitteln suchte, die geeignet waren, die Wirkung der U-Boote herab zu mindern und den Enderfolg in Frage zu stellen.

Der Feldzugsplan der Entente.

In ganz anderem Lichte erschien die Lage der Mittelmächte den Führern der Ententeländer, die am 6. Dezember 1915 in Chatillon zusammentrafen, um die militärischen Maßnahmen für das kommende Jahr zu beraten.

Für England und Frankreich war das Jahre 1915 ein Jahr des Rüstens gewesen. Sie hatten ihre Kräfte nur in geringem

Maße verausgabt. Die schwere Bürde des Kampfes hatte im wesentlichen auf den Schultern Rußlands gelastet. Inzwischen beendete das von Kitchener geschaffene neue englische Heer, an dessen Spitze nach der englisch-französischen Herbstoffensive an Stelle von French General Haig getreten war, seine Ausbildung Es konnte in voller Stärke bis Ende Mai auf dem Boden Frankreichs erscheinen. Darüber hinaus ging England um die Jahreswende, trotz aller inneren Abneigung, zur allgemeinen Wehrpflicht über. Frankreich griff in ausgiebigem Maße auf die großen Menschenreserven seines afrikanischen Kolonialreiches zurück, um den knapp werdenden Mannschaftsersatz des Mutterlandes zu ergänzen. Von einem Nachlassen der Kräfte Frankreichs oder gar Englands konnte jedenfalls bei Beginn des Jahres 1916 nicht die Rede sein. Sie erreichten eben erst ihren Höhepunkt.

Auch die Lage im Osten war nach dem Dafürhalten der Ententeführer für die Mittelmächte nicht so günstig, wie es nach den glänzenden Siegen des vorhergehenden Jahres den Anschein haben konnte. Die am inneren Gefüge Rußlands rüttelnden Gewalten wurden noch fest am Boden gehalten. Mochte die altgewohnte stumpfe Ergebung in das Schicksal und in den Willen des Herrschers, mochte der tief im Volke wurzelnde fast mystische Glaube an den Sieg und an die Zukunft des „heiligen Rußland" die Ursache sein, jedenfalls gehorchte das russische Heer im Jahre 1916 noch dem Opferruf des Zaren. Demgegenüber bestand die bedenkliche Schwäche des österreichischen Heeres unverändert fort, wenn sie auch durch die blendenden Waffenerfolge des deutschen Bundesgenossen im Osten verschleiert wurde.

Ein weiteres Schwächemoment für die Mittelmächte bildete die unsichere Haltung Rumäniens, das, zwischen den beiden Feuern der Entente und der Mittelmächte stehend und gleichzeitig von beiden Seiten umworben und bedroht, sich sicherlich in keiner einfachen Lage befand. Da es mit seinen Sympathien durchaus auf der Seite der Entente stand und sich aus der Niederlage der Mittelmächte reichen Ländergewinn in Ungarn versprach, so war mit seinem Eintritt in den Krieg in dem Augenblick zu rechnen, in dem sich die Wage des Sieges auf die Seite der Feinde Österreichs neigen würde. Zwar hatte es unter dem Einfluß der russisch-serbischen Niederlage eine freundlichere Maske aufgesetzt. Es hatte sich sogar zu umfangreichen Getreide-

und Erdöllieferungen bereit gefunden und die von harter Sorge um den Zusammenbruch der Ernährungs- und Rohstoffversorgung bedrückten Staatsmänner der Mittelmächte lehnten es infolgedessen ab, diese Lieferungen durch einen starken politischen Druck oder gar durch militärische Maßnahmen, wie sie um die Jahreswende 1915/16 von den verbündeten Heeresleitungen geplant wurden, auf ungewisse Zeit zu unterbrechen. Man ließ daher zugunsten des augenblicklichen Vorteils alles in der Schwebe. Jedoch bedeutete die entgegenkommende Haltung Rumäniens durchaus nicht den Verzicht auf die entscheidende Rolle, die das kleine Land mit kaum 10 Millionen Einwohnern in diesem Weltkriege zu günstiger Stunde zu spielen sich anmaßte.

Der Kriegsplan, den die Entente auf Grund ihrer Beurteilung der Lage für das Jahr 1916 in Aussicht nahm, war einfach. Sie beendete ohne Übereilung und mit größter Sorgfalt die Vorbereitungen für die Generaloffensive, die nach Eintreffen der neuaufgestellten englischen Truppenverbände auf dem Festlande und nach gründlicher Erholung des russischen Heeres um die Mitte des Jahres 1916 beginnen sollte. Sie häufte Menschen, Geschütze und Munition, um das Feuer des Großkampfes, wenn erforderlich, Monate lang hintereinander im Westen, Süden und Osten in starker Glut brennen zu lassen. An welchen Stellen es im einzelnen angezündet wurde, war von untergeordneter Bedeutung.*) Von strategischen Manövern und Operationen war schon lange nicht mehr viel die Rede. Die Maschine, die Zahl, sollte den Krieg entscheiden.

Die Ereignisse auf dem westlichen Kriegsschauplatz im ersten Halbjahr 1916.

Zurückverlegung des Schwergewichts nach dem Westen.

(Karte 2 Skizze d.)

Bevor sich die Entente über die Einzelheiten der geplanten Generaloffensive schlüssig geworden war, sauste der deutsche Hieb auf Verdun.

*) Nach Angaben von Jean de Pierrefeu „Drei Jahre im französischen Hauptquartier“ begannen die Vorbereitungen für die Sommeoffensive der Engländer und Franzosen schon im Dezember 1915.

Mit dem Beginn der Verdun-Offensive lag das Schwergewicht der militärischen Handlungen wieder im Westen. Auch die Österreicher wandten sich im Frühjahr 1915 vom Osten ab. General v. Conrad hielt an seinem Plan einer Offensive gegen Italien auch ohne das Einverständnis des Generals v. Falkenhayn und ohne deutsche Unterstützung fest. Die notwendigen Truppen entnahm er der russischen Front, die hierzu freilich in erheblichem Maße geschwächt werden mußte. Die so dringend notwendige Fühlung zwischen dem deutschen und österreichischen Generalstabe ging vorübergehend verloren. Das Fehlen eines gemeinsamen Oberbefehls offenbarte seine schwerwiegenden Nachteile. Conrad, ängstlich auf das Prestige der Habsburgischen Monarchie bedacht und in starkem inneren Gegensatz zu dem ihm wesensfremden Falkenhayn, ordnete sich diesem nur ungern und nur soweit unter, als die Not des österreichischen Heeres es jeweils unbedingt erforderte. Lag der Zwang gemeinsamen Handelns vor, so endete das geistige Ringen zwischen den unendlich verschiedenartigen Naturen der beiden Generalstabschefs fast immer mit dem Unterliegen Conrads. War die militärische Lage Österreichs aber einmal günstiger und freier, wie es im Frühjahr 1916 der Fall war, so schüttelte Conrad die ihm überaus unbequemen Fesseln ab und ging seinen eigenen Weg. Sein Optimismus und seine mächtige seelische Schwungkraft, der vielleicht allzuwenig Erdschwere anhaftete, ließen ihn dann leicht die seit den Lemberger Tagen von 1914 zurückgebliebene Schwäche des österreichischen Heeres vergessen, die der nüchterne Blick Falkenhayns nie aus den Augen verlor.

Der Angriff gegen Verdun.

Im Januar und in der ersten Hälfte des Februar 1916 rüstete die 5. Armee unter dem deutschen Kronprinzen auf der schmalen Front zwischen der Maas und der Woevre-Ebene zum Angriff gegen die Nordostecke von Verdun. Am 21. Februar drangen die Sturmtruppen aus der Linie Consenvoye–Azannes in glänzendem Anlauf in die feindlichen Stellungen ein. Drei Tage später standen die Deutschen bei Haumont–Beaumont–Ornes, am 25. wurde das Fort Douaumont, der Eckpfeiler der Nordostfront, erobert, und am 27. war Campneuville–Louvemont in deutscher Hand. Auch in der Woevre-Ebene

schob sich der Angreifer von Etain aus bis dicht an den Fuß der Côtes zwischen Ornes und Combres heran.

Den Franzosen kam der Angriff keineswegs unerwartet. Um so größer war die Niedergeschlagenheit und Verwirrung, als die Deutschen troß aller Gegenmaßnahmen die starken feindlichen Linien überrannten. In der Nacht vom 23. zum 24. erreichte die Krise den Höhepunkt. Die zerschlagenen französischen Divisionen konnten dem deutschen Angriff keinen ernstlichen Widerstand mehr entgegensetzen. Der Gouverneur von Verdun und der ihm übergeordnete Führer der 2. französischen Armee meldeten dem General Joffre am Abend des 24. Februar, daß es vielleicht noch Zeit sei, die Trümmer der auf dem rechten Maasufer operierenden Armeeteile zu retten, wenn man sie sofort über den Fluß zurückführe. Joffre wies diese Schwächeanwandlung scharf zurück. Wie ein Peitschenhieb sauste seine Antwort auf die Generale, die unter den schweren Eindrücken der Front die Nerven verloren hatten: „Jeder Führer, der unter den gegenwärtigen Umständen einen Rückzugsbefehl gibt, wird vor ein Kriegsgericht gestellt werden."*)

Joffre übernahm damit eine große Verantwortung. Brach die Nordostfront von Verdun doch zusammen, so fiel ein sehr erheblicher Teil der französischen Artillerie und sehr viel Kriegsmaterial in deutsche Hand. Aber das Glück half ihm. Vom 25. Februar ab verstärkte sich der Widerstand. Das heraneilende XX. französische Armeekorps, eine Elitetruppe, traf gerade noch zur rechten Zeit ein, um die wankende Front zu stützen, und das deutsche Vordringen zu verlangsamen.

Ausdehnung des Angriffs auf das westliche Maasufer.

Ende Februar geriet der Angriff ins Stocken. Vom westlichen Ufer, vom Marre-Rücken her, machte sich eine starke Artillerieflankierung sehr störend fühlbar. Sollte die Offensive überhaupt fortgesetzt werden, und dazu war der Generalstabschef entschlossen, so mußte diese Flankierung ausgeschaltet werden. Der Angriff wurde daher auf das westliche Maasufer ausgedehnt. Jedoch machten die am 6. März dort beginnenden

*) Mermeix. Joffre, 1. Crise du commandement und Mangin, Comment finit la guerre. Revue des deux mondes 15. 4. 1920.

Kämpfe nur langsame Fortschritte. In erbittertem Ringen wurden den Franzosen im Laufe des März der Raben- und Cumièreswald, der Tote Mann, Malancourt fortgenommen. Die beherrschenden, nach Süden ansteigenden Höhen bei Esnes und der Marre-Rücken, die der französischen Artillerie glänzende Beobachtungsmöglichkeiten boten und auf deren Besitz es vor allem ankam, blieben in Feindeshand.

Der Menschen- und Materialverbrauch stieg ins Ungeheure. Falkenhayn beschlich bereits Ende März die Sorge, ob die Fortsetzung der Offensive sich noch lohne, ob nicht der Abbruch der Schlacht geboten sei. Aber die am Angriff beteiligten Führer waren mit wenigen Ausnahmen noch voller Hoffnungen. Auch gaben die bei der Obersten Heeresleitung angestellten Berechnungen dem Generalstabschef die Überzeugung, daß die Verluste der französischen Truppen unverhältnismäßig viel höher seien als die deutschen.*) Unter diesen Umständen befestigte sich bei ihm wieder der Eindruck, daß das französische Heer in der „Mühle von Verdun", oder wie die Soldaten an der Front sagten in der „Hölle von Verdun", allmählich zerrieben würde. Der menschenverschlingende Kampf wurde daher auch in den folgenden Monaten mit unverminderter Wucht fortgesetzt.

Die Erfolge blieben, im Gelände gemessen, sehr gering. Bis Ende Juni wurden auf dem Westufer die wichtige Höhe 304, auf dem Ostufer die Forts de Vaux und de Thiaucourt und das Dorf Fleury genommen. Jeder Fußbreit Boden kostete beiden Teilen Ströme von Blut.

Im Lager der Entente tauchte wiederholt die Frage auf, ob nicht die sofortige unmittelbare Unterstützung der Engländer in Anspruch genommen werden müsse, selbst auf die Gefahr hin, daß die noch immer geplante Generaloffensive im Sommer darüber hinfällig werden würde. Aber die Franzosen wurden der Schwierigkeiten doch stets allein Herr. Sie entfalteten sogar eine zunehmende offensive Gegenwirkung.

Verdun, das während des Frühjahrs und bis in den Sommer 1916 hinein im Brennpunkte des Krieges stand, wurde der Prüfstein der beiden besten Armeen der Welt. Hier prallte der ele-

*) Tatsächlich haben die Franzosen vom Februar bis Juni 1916 die unerhört hohe, in keinem Verhältnis zu den deutschen Verlusten stehende Zahl von 440 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen verloren.

mentare Haß zweier Völker zusammen, die, wie es scheint, nicht friedlich nebeneinander bestehen können. In der Öde des Kampffeldes, auf dem sich die moderne Schlacht in grausiger Eintönigkeit und mit kaum merkbarer Veränderung Monate lang ohne Unterbrechung hinschleppte, wurde die Seelenstärke der beiden Nationen gemessen. Zur letzten Entscheidung kam es jedoch nicht. Es traten an anderer Stelle Ereignisse ein, welche die Kämpfe vor Verdun noch überstrahlten und schließlich verblassen ließen.

Die russische Entlastungsoffensive bei Postawy.

Bis Anfang Juni schien es, daß die Hoffnungen Falkenhayns und Conrads auch auf den anderen Kriegsschauplätzen in Erfüllung gehen würden.

Die Russen hatten sich schon im März zu einer großen Entlastungsoffensive östlich von Wilna bereit gefunden. Sie griffen die dünnen deutschen Linien zwischen Wischnjew- und Narotschsee und bei Postawy an, um auf Wilna durchzustoßen. Aber bei Postawy erstickte der Ansturm, während die Frühjahrsschneeschmelze die deutschen Gräben mit eisigem Wasser überflutete, an dem unerschütterlichen Widerstand des in dünner Linie stehenden Verteidigers „in Blut und Sumpf". Am Narotschsee entstand eine kurze Krise, die aber rasch überwunden wurde.

Die österreichische Offensive in Tirol.

(Karte 2 Skizze h.)

In Italien begann Conrad unter glückverheißenden Umständen am 15. Mai seine Offensive zwischen Etsch und Brenta. Noch einmal winkte das Glück den österreichischen Fahnen, die sich so oft in der Ebene Venetiens mit Lorbeeren geschmückt hatten. In starkem Schwunge brach die Armee des Erzherzogs Eugen aus dem Raum Rovereto–Trient hervor und fegte die italienischen Verteidiger von den Bergen herab. Die Linie der Grenzforts bei Arsiero und Asiago wurde durchbrochen. Ende Mai kämpften die Österreicher hart südlich dieser beiden Orte um die Bergkämme, die den Eintritt in die offene Ebene noch versperrten. Aber hier stemmten sich die Italiener mit ihrer letzten Kraft entgegen, während gleichzeitig die Wucht des österreichischen Angriffs nachließ. Es wurde ungewiß, ob die Offensive ohne

neuen starken Antrieb fortgesetzt werden konnte und seine strategischen Ziele erreichen würde.

Die Generaloffensive der Entente im Sommer und Herbst.

(Karte 2, Skizze f.)

Während die Deutschen bei Verdun, die Österreicher in Tirol noch hoffnungsvoll um den Sieg kämpften, setzte plötzlich der große Gegenschlag der Entente ein, der die Lage völlig veränderte.

Am 4. Juni brachen die Russen östlich Luzk und in der Bukowina in die österreichische Front ein. Drei Wochen später begann das Ringen an der Somme. Im August nahm Italien den Angriff an der Isonzofront wieder auf und im September fiel Rumänien in Ungarn ein.

Es war ein schweres Erwachen aus trügerischen Hoffnungen. Das strategische Gebäude, das Falkenhayn in den 1½ Jahren nach der Marneschlacht vorsichtig und anscheinend auf fester Grundlage aufgebaut hatte, geriet ins Wanken. Die Initiative, die im Osten seit der Schlacht von Gorlice, im Westen seit Beginn der Verdunoffensive unbestritten bei den Mittelmächten lag, ging im Verlaufe weniger Wochen an die Entente verloren.

Die Brussilow-Offensive.

(Karte 2 Skizze e.)

Nach dem ursprünglichen Plan sollte die Generaloffensive nach sorgfältigem Abschluß aller Vorbereitungen am 1. Juli gleichzeitig im Osten und im Westen beginnen. Der Hauptangriff der Russen war gegen die deutsche Front nördlich Pinsk beabsichtigt, ein Nebenangriff gegen die Österreicher in Wolhynien und Galizien.*)

Der bei weitem größere Teil des russischen Heeres befand sich noch im Juni an der Nordfront. Als die Verlegenheit der Italiener in Tirol die Nebenoffensive gegen die Österreicher vorzeitig zur Entwicklung brachte, war auf einen durchschlagenden russischen Erfolg kaum zu rechnen. Die Russen waren den Österreichern an Zahl nur knapp überlegen. Es hatte nicht einmal eine scharfe Zusammenfassung der Angriffstruppen an den beabsichtigten Einbruchsstellen stattgefunden. Die Offensive ver-

*) Oberst Blood, Quarterly review. Oktober 1920.

zettelte sich auf zahlreiche Stellen der 350 Kilometer breiten Front zwischen der rumänischen Grenze und dem Styr.

Um so überraschender war der Verlauf der Schlacht. Die österreichische 4. Armee bei Luzk und die 7. in der Bukowina verloren völlig den Halt. Der größte Teil der 4. Armee geriet ohne ernstlichen Widerstand in Gefangenschaft. Die Gesamtverluste der drei ersten Tage überstiegen 200 000 Mann.

Am 7. Juni marschierten die Russen in Luzk ein, am 13. erschienen sie am Stochod südöstlich Kowel. Im Verlaufe von noch nicht zehn Tagen hatten sie eine Strecke von 80 Kilometer Tiefe durchmessen. In der Bukowina nahm der österreichische Rückzug ähnlich verheerende Formen an. Erst in den Karpathenpässen und bei Kolomea verlangsamte sich die russische Verfolgung.

Der leichte Erfolg spornte die Russen zu höchster Anstrengung an. Ursprünglich wohl als Vorspiel und als vorübergehende Hilfsaktion geplant, wuchs sich die Brussilow-Offensive jetzt zur russischen Hauptoperation aus. Die vor der Front des Oberbefehlshabers Ost stehenden Reserven wurden fortgezogen und in die bei Luzk und in der Bukowina geschlagene Bresche geworfen.

Die Führung des Angriffs lag bei Brussilow in starken Händen. Mit Menschenleben geizte er ebensowenig wie der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch. Es war der letzte große Versuch, die im Innern glimmende Volksempörung durch Erfolge gegen den äußeren Feind niederzuhalten.

Die kritische Lage verlangte auf deutscher Seite eilige Maßnahmen. Alles kam darauf an, daß die im Zentrum der österreichischen Front stehende deutsche Südarmee unter Generaloberst Graf v. Bothmer südöstlich Lemberg und die nördlich sich anlehnende österreichische 1. und 2. Armee standhielten. Wurden auch sie in den Zusammenbruch rechts und links mit hineingerissen, so entstand eine Katastrophe von unabsehbaren Folgen. Zum Glück zeigte sich die Südarmee allen russischen Anstürmen gewachsen. Die verbündeten Heeresleitungen konnten daher daran denken, die österreichische Front im Ganzen festzuhalten und die Einbruchsstellen durch rasch herangeführte Reserven abzustützen. Allerdings war es für Falkenhayn ein schwerer Entschluß, dem Westen in einem Augenblick Kräfte zu ent-

ziehen, in dem die Verdunkämpfe noch nicht abgeschlossen waren, während sich an der Somme bereits ein neues Ringen ankündigte. Aber es blieb gar keine Wahl. Österreich-Ungarn vor dem Zusammenbruch zu retten, war Lebensnotwendigkeit. Daß alle Frühjahrshoffnungen im Westen damit endgültig zu Grabe getragen werden mußten, war bitter, aber nicht zu ändern.

Zunächst mußte die Lage bei Luzk, wo die Gefahr am größten war, wieder hergestellt werden. Unter dem Generaloberſten v. Linsingen, dem neben der deutschen Gruppe Gerok auch die k. u. k. 4. und 1. Armee unterstanden, begann am 16. Juni, nach Heranführung deutscher Divisionen, im Raum Gorochow–Wladimir-Wolynskij–Kowel ein kraftvoller Gegenangriff, der den russischen Vormarsch zum Stehen brachte.

Der Wunsch, in der Bukowina ein ähnliches Verfahren anzuwenden, erwies sich aus Mangel an Kräften und an Zeit als undurchführbar. Man mußte sich begnügen, die mit Mühe und Not im Westen und an der russischen Nordfront freigemachten deutschen Truppen tropfenweise da einzusetzen, wo gerade die Gefahr am größten war. Im Laufe des Juli wurde jedoch auch hier die Krisis überwunden und der russische Angriff geriet in Gegend Stanislau–Zborow allmählich ganz ins Stocken.

Die Auflösung der österreichischen Front, die einige Wochen drohend im Bereich der Möglichkeit gestanden hatte, war also dank der vorzüglichen Haltung der Südarmee und infolge des raschen kräftigen Eingreifens der deutschen Verstärkungen verhindert worden. Jedoch war die Gefahr damit noch keineswegs beseitigt. Die fast unerträgliche Spannung hielt noch lange Zeit unvermindert an. Es bildeten sich drei Hauptbrennpunkte des Kampfes. Im Süden bildete Lemberg das Ziel, gegen das die Russen in weit geschwungenem Bogen von den Karpathen über Zborow–Brody bis Gorochow hinauf anstürmten. Sie gewannen an dieser ganzen Front bis Ende August noch 20 bis 30 Kilometer Boden. Auch die Südarmee konnte in ihren tapfer verteidigten weit vorspringenden Stellungen an der Strypa schließlich nicht mehr belassen werden. Der Angriff kam vor Halicz–Zloczow–Gorochow endgültig zum Stehen.

Die zweite Druckstelle war der Raum um Kowel. Hier gelang es den zur Verstärkung der Österreicher eingesetzten deutschen Kräften, die Linie des Stochod zu halten. Der dritte

Angriffspunkt war der wichtige Bahnknoten Baranowitschi, nördlich Pinsk, auf den sich der russische Ansturm seit Mitte Juli ausgedehnt hatte. In einer ganzen Kette schwerer Kämpfe hatte sich die Armee Woyrsch dort der wuchtig geführten Angriffe zu erwehren. Sie behauptete siegreich und ohne jede Einbuße ihre Stellungen.

Im September, als die Rumänen ihre Offensive eröffneten, flackerten die Angriffe der Russen noch einmal hell auf. Dann ließen sie, da die Kampfkraft verbraucht war, allmählich nach und wurden im Oktober eingestellt. Wiederum war die österreich-ungarische Monarchie durch die Hilfe deutscher Truppen gerettet worden.

Die Somme-Offensive.

(Karte 2 Skizze d.)

Einige Wochen, nachdem die österreichische Front durch einen verhältnismäßig leichten Anstoß aus den Fugen gegangen war, eröffnete ein siebentägiges Trommelfeuer aus allen verfügbaren Geschützen des englisch-französischen Heeres die geplante Entscheidungsschlacht im Westen.

Die Somme-Offensive begann am 24. Juni und endete am 18. November. In diesem ganzen Zeitraum ruhte der Kampf kaum einen Tag. Bald schwoll er zu gewaltigen Unternehmungen an, denen bisweilen der operative Durchbruch, bisweilen bescheidenere Aufgaben als Ziele gesteckt waren. Bald zersplitterte er sich in Teilangriffe auf Dörfer, Stützpunkte und Gräben mit dem Zweck, den Großangriff vorzubereiten, die Stellungen zu verbessern, den Verteidiger in Spannung zu halten und ihn mürbe zu machen. Bald lag lediglich der Trommelwirbel der zerspringenden Geschosse über den Gräben und zerstörte die Nervenkraft der Menschen, die Tag um Tag, Woche um Woche der Wut vollendetster menschlicher Vernichtungsarbeit sich ausgesetzt fühlten.

Das operative Ziel des englisch-französischen Angriffs, das neben dem Hauptzweck der Zermürbung der deutschen Truppen einherging, war das wichtige Eisenbahnzentrum Cambrai–Le Cateau–Maubeuge. Die erste Etappe auf dem Wege dorthin waren Péronne und Bapaume.

Die Angriffsfront beiderseits der Somme war 40 Kilometer breit. Das Dorf Maricourt, einige Kilometer nördlich der Somme, bildete die Grenze zwischen Engländern und Franzosen.

Für den ersten Anstoß standen 37 englische und französische Divisionen zur Verfügung.*) Die Artillerieausrüstung war gewaltig. Es schien kaum denkbar, daß die menschliche Natur längere Zeit hindurch einer solchen aufs Höchste gesteigerten Beschießung würde widerstehen können. Es mußte allmählich eine „weiche Stelle" entstehen, die dem fortgesetzten Druck schließlich nachgeben würde.

Der Angriff traf die deutsche 2. Armee unter General Fritz v. Below. Ende Juli wurde nördlich der Somme das Armee-Oberkommando 1 unter General von Gallwitz eingeschoben, dem zugleich die 2. Armee unterstand.

Der Großangriff vom 24. Juni bis 5. Juli.

Vom 24. bis 30. Juni lag ohne Unterbrechung schweres Feuer auf den deutschen Gräben und Artilleriestellungen beiderseits der Somme. Rauch- und Gaswolken mischten sich mit dem Staub und Qualm von Hunderttausenden berstender Geschosse. Zu der gewaltigen Überlegenheit an Geschützen und Munition gesellte sich die Überzahl an Fliegern, die dem Angreifer das unbedingte Übergewicht in der Luft sicherten, obgleich der deutsche Flieger als Einzelkämpfer seinen Feinden überlegen war.

Am 1. Juli begann der Infanterieangriff. Von der Verteidigungskraft der deutschen Divisionen vorderster Linie war nicht mehr allzuviel vorhanden. Mann und Geschütz waren zum größten Teil dem Orkan des Trommelfeuers zum Opfer gefallen, die Verteidigungsanlagen waren zu Staub zermalmt. Der hinter einer eisernen Wand von Geschossen angreifende Feind fand auf weiten Strecken nur noch eine Handvoll betäubter Menschen, die kaum mehr imstande waren, die Waffe zu führen. Traf er jedoch auf ein paar Männer, deren Nerven Übermenschliches ertrugen, so sprühte der Kampf auf und das Maschinengewehr

---

*) Die Stärke der Angriffstruppen hatte sich durch die Verdunkämpfe erheblich vermindert. Nach den ursprünglichen Plänen sollten allein 42 französische Divisionen zur Entscheidungsschlacht an der Somme eingesetzt werden.

hielt in dem Schwarm der Angreifer reiche Ernte. In den Trümmerstätten der Dörfer und Gehöfte hielt sich das Leben am längsten. Sie wurden die Brennpunkte des Kampfes, um die Wochen und Monate lang mit Handgranaten, Spaten und Messern gekämpft wurde.

Der englische Angriff brach beiderseits der Ancre ohne jedes Ergebnis zusammen. Weiter südlich bei Fricourt gewann er einige Kilometer Boden.

Glücklicher waren die Franzosen. Sie überrannten die deutschen Stellungen zwischen Maricourt und Soyécourt und vertieften den Einbruch in der Mitte bis nahe an Péronne heran. Aber in dem Augenblick, als sie aus der Vernichtungszone der Artillerie heraustraten, prallten sie auf neuen Widerstand. Sie zogen die Geschütze, so gut es ging, in das Trichterfeld nach. Jedoch leistete die Artillerie jetzt naturgemäß nicht mehr die gleiche Präzisionsarbeit wie bei Beginn der Schlacht. Der englisch-französische Ansturm kam am 5. Juli in der Linie Contalmaison–Montauban–Hardecourt–Feuillères–Biaches–Estrées zum Stehen. Die Gefahr des operativen Durchbruchs war abgewendet.

Die Teilangriffe vom 6. Juli bis 23. August.

An die Stelle des geschlossenen Großangriffs traten in den folgenden Wochen bis zum 23. August Teilangriffe mit dem Ziel, den schmalen Einbruchskeil, vor allem auf dem Angriffsfeld nördlich der Somme, zu verbreitern. Die Hauptbrennpunkte des Kampfes waren im englischen Abschnitt die Ecke bei Pozières und der Foureauxwald nordwestlich Longueval, im französischen der Raum zwischen Maurepas und der Somme. Die Erfolge dieser Kämpfe waren, am Einsatz gemessen, überaus gering. Die Engländer gewannen bei Pozières und Longueval, die Franzosen bei Hardecourt–Hem und südlich der Somme bei Estrées etwas Raum. Im ganzen genommen zeigte sich der Verteidiger aber dieser Art des Angriffs trotz des gewaltigen zahlenmäßigen Unterschiedes an Menschen und Kampfmitteln durchaus gewachsen.

Die Wiederaufnahme der Großangriffe Ende August.

Seit Ende August nahmen dann die Kämpfe wieder den Charakter geschlossener Großangriffe an, während zur gleichen

Zeit die Italiener am Isonzo, die Russen in Galizien und Wolhynien mit äußerster Kraft anstürmten und die Rumänen siegessicher und fast ohne Widerstand in Siebenbürgen einrückten. Es waren Wochen höchster Gefahr für die Mittelmächte. Niemals seit den verhängnisvollen Septembertagen des Jahres 1914 hatte die Wagschale des Sieges so leicht für sie gewogen. Daß die Krise schließlich überwunden wurde, gereicht dem Heldentum des deutschen Soldaten zu ewigem Ruhme.

Vom 24. August bis Ende September tobte der Großkampf fast ohne Unterbrechung und mit geringen Schwankungen auf der ganzen Front zwischen Thiepval und der Somme und darüber hinaus bis in die Gegend von Estrées. Bis Mitte September machte der Angriff nur ganz langsame Fortschritte. Hier und dort ging ein Dorf verloren, aber nirgends war ein Nachlassen in der Verteidigung zu bemerken. Um die Mitte September trat auf dem nördlichen Sommeufer eine vorübergehende Verschlechterung der Lage ein. Am 12. September drangen die Franzosen bei Bouchavesnes ziemlich tief in die deutsche Stellung ein und erweiterten den Erfolg auf die ganze Front zwischen Thiepval und Rancourt. Aber auch dieses Angriffs wurde die Verteidigung schließlich Herr. Ende September kam der Ansturm in der Linie Thiepval–Courcelette–Gueudecourt–Morval–Rancourt–Bouchavesnes–Cléry wieder zum Stehen. Im Oktober ließ die Kraft der Engländer und Franzosen merklich nach. Die noch bis tief in den November hinein fortgesetzten Großangriffe und Teilkämpfe trieben zwar bei Beaucourt, Le Sars, Sailly und südlich der Somme bei Ablaincourt noch einige Beulen in die deutsche Linie, aber im ganzen genommen stand die Front vollkommen fest.

Das Ergebnis der Somme-Schlacht.

Lediglich am örtlichen Gewinn gemessen, war die Somme-Schlacht ein Fehlschlag der Entente. Es war ohne Belang, ob die Front einige Kilometer weiter östlich oder westlich verlief. Man wird jedoch der Bedeutung der Schlacht nicht gerecht, wenn man sie nur als mißglückte Durchbruchsoffensive größten Stils beurteilt. Das wichtigste Ziel war ja die Abnutzung des deutschen Heeres gewesen. Dessen Verluste betrugen annähernd ½ Million

Mann. Die Einbuße an Offizieren war besonders hoch. Sie ließ sich nicht ausgleichen und bedeutete daher eine bedenkliche Schwächung der Kampfkraft des Heeres. Die Verluste der Entente waren freilich noch höher. Die englischen beliefen sich auf annähernd 400 000, die französischen auf 341 000 Mann.*) Trotzdem kann nicht geleugnet werden, daß die Sommekämpfe im deutschen Heereskörper unheilbare Wunden zurückgelassen haben. Sie erzeugten eine große Kampfmüdigkeit und, was noch schlimmer war, das Gefühl der Unterlegenheit, fast Wehrlosigkeit gegenüber dem Übermaß der feindlichen Kampfmittel. Auf der andern Seite gewann die Truppe aber aus den schweren Kämpfen in gesteigertem Maße die Überzeugung, daß keine militärische Gewalt der Erde stark genug war, die deutschen Linien zu durchbrechen, solange der Soldat an die gute und gerechte Sache seines Vaterlandes glaubte.

Die französische Gegenoffensive bei Verdun.

Neben der Sommeschlacht gingen die Kämpfe vor Verdun weiter, die in der ganzen zweiten Hälfte des Jahres in fast unverminderter Glut fortloderten. Am 11. Juli, kurz nach Beginn der Sommeschlacht, hatte Falkenhayn „strikte Defensive" angeordnet. Es gelang ihm jedoch nicht, die immer wieder emporschlagenden Flammen zu ersticken. Die Franzosen, die schon längst die Verteidigung angriffsweise führten, gewannen allmählich das Übergewicht. Der Umschwung der Lage verschärfte sich noch, als der am 29. August an Stelle Falkenhayns zum Generalstabschef ernannte Feldmarschall v. Hindenburg erneut am 2. September die Einstellung des deutschen Angriffs befahl. Am 24. Oktober eroberten die Franzosen das Fort de Douaumont zurück, ein Ereignis, das in Frankreich große Begeisterung hervorrief. Vom 14. bis 16. Dezember schoben sie ihre Linien bis an Ornes heran. Die Deutschen erlitten schwere Verluste. Zum ersten Male machte sich ein Nachlassen ihrer Verteidigungsmoral bemerkbar.

Zum Glück besaßen auch die Franzosen nicht mehr die Kraft, ihre Erfolge auszunutzen. In der zweiten Dezemberhälfte ging die Schlacht von Verdun zu Ende.

*) Angaben aus dem Journal officiel.

Die Isonzoschlachten.

Auch die vierte europäische Großmacht im Bunde der Entente erschien Anfang August auf dem Plan, um die ihr zugedachte Rolle bei der Generaloffensive zu spielen.

Italien hatte sich von dem Schrecken in Tirol ziemlich schnell erholt. Während alle entbehrlichen österreichischen Truppen bei Beginn der Brussilow-Offensive aus dem Trentino nach Galizien und Wolhynien in Marsch gesetzt wurden, flossen die italienischen Reserven zur Isonzofront zurück. Das Mißverhältnis der Streitkräfte beiderseits Görz verstärkte sich hierdurch in unerträglicher Weise. Die Spannung löste sich durch die am 6. August beginnende 6. Isonzo-Offensive, in der die Italiener zum ersten Mal in diesem Kriege einen größeren Sieg erfochten. Der so lange tapfer verteidigte Görzer Brückenkopf und die Stadt Görz wurden nach zäher Gegenwehr genommen. Über den moralischen Erfolg hinaus reichten die Folgen der Schlacht, wie der kräftige Widerstand der Österreicher in den drei folgenden Isonzoschlachten im September, Oktober und Anfang November zeigte, jedoch nicht. Die italienische Front trat nach der vorübergehenden Bedeutung, die sie durch die Tiroler Offensive und die Ereignisse bei Görz gewonnen hatte, wieder in den Schatten der großen Ereignisse im Osten und Westen zurück.

Die Kriegserklärung Rumäniens.

Als die Not der Mittelmächte durch die Brussilow-Offensive, die Schwierigkeiten an der Somme und bei Verdun und den Fall von Görz ihren Höhepunkt erreichte, hielt das im Hintergrunde lauernde Rumänien seine Stunde für gekommen. Es erklärte am 27. August an Österreich-Ungarn den Krieg. Ebenso wie einige Jahre früher im Streit der Balkanländer, hoffte es, mit geringem Einsatz gute Beute einzuheimsen und gedachte den letzten kleinen Anstoß zu geben, der Österreich-Ungarn und damit auch Deutschland zum Erliegen bringen sollte.

Die Lage der Mittelmächte sah tatsächlich verzweifelt aus. Die Heeresleitungen hatten sich zwar schon seit Ende Juli mit der Wahrscheinlichkeit der rumänischen Kriegserklärung vertraut gemacht, jedoch rechnete man, daß die Rumänen erst nach Beendigung ihrer Ernte, etwa Mitte September, losschlagen würden.

Bis dahin glaubte man mit den notwendigen Vorbereitungen Zeit zu haben. Als dann aber die Dinge anders kamen, spitzte sich die ohnehin schwierige Lage der Mittelmächte zu einer Krisis zu, welche die Gefahr einer Katastrophe drohend emporsteigen ließ.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg Generalstabschef.

(Karte 2 Skizze f.)

Unmittelbar nach der rumänischen Kriegserklärung entschloß sich der Deutsche Kaiser zu einem Wechsel in der Person des Generalstabschefs. An Stelle des Generals v. Falkenhayn trat am 29. 8. Generalfeldmarschall v. Hindenburg, Ludendorff blieb als mitverantwortlicher 1. General-Quartiermeister an seiner Seite.

Die seit dem Juni rasch zunehmende Verschlechterung der militärischen Lage hatte das Vertrauen des Kaisers in die Falkenhaynsche Kriegführung erschüttert und den Gedanken nahegelegt, eine Änderung in der Leitung der Operationen herbeizuführen. Die Hoffnung Falkenhayns, durch mit verhaltener Kraft geführte Schläge den Kampfwillen der Ententeländer zu schwächen und ihre Kriegsmittel allmählich abzunutzen, hatte, daran konnte nicht mehr gezweifelt werden, versagt. Ein derartiges Verfahren entsprach, wie die Somme-Schlacht zeigte, mehr der militärischen Lage der Entente und kam deren Wünschen daher entgegen. Eine Änderung der Kampfart schien unvermeidlich, ein Wechsel der leitenden Persönlichkeit geboten. Als Nachfolger Falkenhayns konnte nur Hindenburg in Frage kommen. An seinem Namen hing die Liebe und das Vertrauen des ganzen Volkes. Es war daher ein moralischer Gewinn von unberechenbarer Größe, wenn das Schicksal des Heeres seinen Händen anvertraut wurde. Nur von der bewährten Schwungkraft und Willensstärke Hindenburg-Ludendorffscher Kriegführung schien noch Rettung zu erwarten. Die beiden Männer traten ihr Amt an mit dem unbeugsamen Willen, die ganze Kraft des Volkes für die Erringung des Sieges in Anspruch zu nehmen.

Die Lage, der sie gegenüberstanden, war kaum weniger ernst, als die, welche Falkenhayn vor zwei Jahren nach der Marneschlacht vorgefunden hatte. Wieder, ähnlich wie damals, war das deutsche Heer von der Höhe seiner Hoffnungen herabgestürzt. Die Westfront erbebte unter dem wütenden und unaufhörlichen Ansturm

der Franzosen und Engländer. Verdun und die Somme-Schlacht waren zwei riesige Wunden, aus denen das deutsche Blut in Strömen floß. An der italienischen Front, die man bisher für sicher gehalten hatte, hatten die Österreicher zum ersten Male eine ernste Niederlage erlitten. In Rußland und Galizien hielten deutsche Truppen nur mit wahrhaft verzweifelter Anstrengung die wankenden österreichischen Armeen fest. Von der rumänischen Ecke her drohte das Verderben. Es war dort ein freier Raum von endloser Ausdehnung, in dem keine Truppen standen, und es war gar nicht abzusehen, wie und wo man der halben Million anmarschierender Rumänen Halt bieten sollte.

In schwierigerer Lage hat sich wohl selten ein Feldherr befunden. Hindenburg und Ludendorff konnten zeigen, ob sie das Vertrauen verdienten, das ihnen im Volke entgegengebracht wurde.

Zur gleichen Zeit mit der Neubesetzung der obersten Ämter im Heere erfuhren auch die Befehlsverhältnisse im Osten eine durchgehende Veränderung. Allerdings setzte Österreich-Ungarn einem einheitlichen deutschen Oberbefehl an der gesamten Ostfront nach wie vor aus Gründen des Prestiges unüberwindlichen Widerstand entgegen. Jedoch wurde nach den schweren Erfahrungen der Brussilow-Offensive und angesichts der drohenden rumänischen Gefahr wenigstens eine Regelung erzielt, die einer Vereinheitlichung ziemlich nahe kam. Schon seit dem 27. Juli war der Einfluß des Oberbefehlshabers Ost dadurch erweitert worden, daß seine Befehlsbefugnisse auf die Heeresgruppen Woyrsch und Linsingen ausgedehnt wurden, sich also bis in die Gegend von Brody nordöstlich Lemberg erstreckten. Nach der rumänischen Kriegserklärung wurde auch die Heeresgruppe Boehm-Ermolli, die aus der k. u. k. 2. und 3. und der deutschen Südarmee bestand, dem Befehl des Feldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern unterstellt, der den Feldmarschall v. Hindenburg als Oberbefehlshaber Ost abgelöst hatte. Der unmittelbare Einfluß der deutschen Führung reichte mithin von den Karpathen bis zum Rigaer Meerbusen. Den Oberbefehl gegen Rumänien führte der Form nach der österreichische Thronfolger Erzherzog Karl, dem der deutsche General v. Seeckt als Chef des Generalstabes zur Seite gestellt war. Dem Erzherzog unterstand außer

der k. u. k. 1. auch die neugebildete deutsche 9. Armee unter Falkenhayn. Die an der bulgarischen Nordfront gegen Rumänien stehenden bulgarischen und deutschen Truppen befehligte Mackensen, die an der Südfront gegen die Orientarmee stehenden Otto v. Below. In der Türkei war die Oberste Heeresleitung durch den Chef der deutschen Militärmission, General Liman v. Sanders, vertreten. Nur an der italienischen Front blieb die österreichische Heeresleitung selbständig, was vom deutschen Standpunkt aus unbedenklich schien, da die gute Haltung der gegen Italien kämpfenden österreichischen Truppen die Befürchtung überraschender Rückschläge, die für die Gesamtlage gefährlich werden konnten, damals noch nicht aufkommen ließ.

Auch im Westen trat in dieser Zeit eine neue Befehlsgliederung in Kraft. Nur die 4. Armee an der Küste blieb unmittelbar unter dem Befehl der Obersten Heeresleitung. Die übrigen Westarmeen wurden auf die bereits seit einiger Zeit bestehende Heeresgruppe Deutscher Kronprinz (3., 5. Armee, Armeeabteilungen C, A, B) und auf die neugebildete Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht von Bayern (6., 1., 2., 7. Armee) verteilt. Eine anderweitige Regelung erfolgte am 1. März 1917: Die 4. Armee trat zur Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, die 7. zur Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Aus den Armeeabteilungen A und B, zu der am 12.4.17 auch die Armeeabteilung C trat, wurde eine weitere Heeresgruppe unter Generalfeldmarschall Herzog Albrecht von Württemberg gebildet. Schließlich wurde Anfang 1918 aus der 5. Armee und der Armeeabteilung C die Heeresgruppe Gallwitz aufgestellt.

Der Feldzug gegen Rumänien.

Der Feldzugsplan.

(Karte 2 Skizze g.)

Als Hindenburg das Amt des Generalstabschefs übernahm, kam ein sofortiger Wechsel in der ganzen Art der Kriegführung nicht in Frage. Vor Verdun schuf der scharfe Befehl, jede Offensivhandlung einzustellen, nichts eigentlich Neues, da schon Falkenhayn seit Monaten bemüht war, die hier lodernde Flamme zu dämpfen. Im Sommegebiet war an der glänzend bewährten Verteidigung nichts zu ändern. Auch Rußland gegenüber mußte es

bei dem System der örtlichen Aushilfen bleiben. Nur gegen Rumänien bestand eine gewisse Freiheit des Handelns. Falkenhayn war der Ansicht gewesen, daß sich die Rumänen entsprechend ihrer „hungrigen Denkart“ mit den Hauptkräften zunächst auf das heißbegehrte Siebenbürgen stürzen und an der bulgarischen Front nur schwächere Teile stehen lassen würden. Diese Vermutung bestätigte sich. Mit drei Armeen umstellten die Rumänen Siebenbürgen von Nordosten, Osten und Süden. Die bulgarische Front glaubten sie, auf die Hilfe der Orientarmee vertrauend, vernachlässigen zu können. Hier stand nur die 4. Armee in der Dobrudscha bereit, um gemeinsam mit der Orientarmee das bulgarische Heer in die Zange zu nehmen.

Demgegenüber wollte Falkenhayn mit der aus Türken, Bulgaren und Deutschen zusammengesetzten Armee des Feldmarschalls v. Mackensen sogleich nach der Kriegserklärung die Dobrudscha in Besitz nehmen. War dies gelungen, dann sollte Mackensen die Donau bei Svistow überschreiten und auf Bukarest marschieren. Man hoffte, hierdurch den rumänischen Druck auf Ungarn herabzumindern und Zeit für Gegenmaßnahmen zu finden. In Siebenbürgen sollten die schwachen österreichischen Grenztruppen das Vordringen des Feindes so lange aufzuhalten suchen, „bis die von der deutschen und k. u. k. Obersten Heeresleitung mittlerweile herangeführten Schlagtruppen aufmarschiert sein würden.“*) Dann wollte man auch hier zur Gegenoffensive vorgehen.

Dieser Feldzugsplan wurde von Hindenburg sogleich in einem wesentlichen Punkte geändert. Der Feldmarschall hielt es für erforderlich, die Operationen in Siebenbürgen und an der Donau zeitlich anders zu regeln, als bisher beabsichtigt. Die erste Entscheidung sollte in Siebenbürgen fallen. Erst wenn man der Lage dort Herr geworden war und zur Offensive nach Rumänien hinein schreiten konnte, durfte die Unterstützungsoperation Mackensens über die Donau beginnen. Verfuhr man umgekehrt, so entstand die Gefahr, daß die nur zum ganz geringen Teil aus deutschen Truppen bestehende, ohnehin nicht sehr starke Armee Mackensens einzeln geschlagen wurde.

Um bei dem späteren Donauübergang nicht von der Dobrudscha her in Flanke und Rücken behelligt zu werden, wurde an

*) Falkenhayn, Der Feldzug der 9. Armee gegen Rumänen und Russen 1916/17.

dem von Falkenhayn geplanten Einfall in die Dobrudscha sogleich nach der Kriegserklärung festgehalten. Vor allem sollten die rumänischen Ausfalltore, die wichtigen befestigten Brückenköpfe Tutrakan und Silistria, besetzt werden.

Die deutsche und österreichische Offensive in Ungarn und in der Süddobrudscha.

Der blitzschnelle Vorstoß Mackensens traf die rumänische Dobrudschaarmee noch unfertig. Sie wurde in der ersten Hälfte September völlig geschlagen. In Tutrakan wurden zwei rumänische Divisionen gefangen genommen. Das Endziel, die Bahnlinie Cernavoda–Konstanza, konnte jedoch erst Ende Oktober nach Antransport deutscher Verstärkungen erreicht werden.

Inzwischen waren die Rumänen im September fast ohne Widerstand über die Pässe der Ostkarpathen und Transsilvanischen Alpen nach Siebenbürgen hinabgestiegen. Ungarn, das so heiß begehrte Ziel blutiger russischer Angriffe im Winter 1914/15 und im Sommer 1916, schien ihnen wehrlos offen zu liegen. Jeder Schritt vorwärts erleichterte auch den Russen den Übergang über die Karpathen. Eine riesenhafte Umfassung des deutsch-österreichischen Südflügels bahnte sich an. Die 3—400 000 Mann frischer rumänischer Truppen brauchten nur schnell und unverzagt vorwärts zu gehen. Es war zunächst noch niemand da, der den Marsch verwehren konnte. Denn die drei deutschen Divisionen, die als erste Staffel nach Rumänien geworfen wurden, mußten nach den Karpathen und nach Galizien abgedreht werden, wo wieder einmal unter dem letzten Ansturm Brussilows die ernste Gefahr des österreichischen Zusammenbruchs entstanden war.

Zum Glück für die Mittelmächte verfügten weder die Rumänen noch die Russen über einen Feldherrn, der die Gunst der Lage zu nutzen verstand. Die rumänischen Armeen bewegten sich nur langsam vorwärts und verloren kostbare Zeit. Der Aufmarsch der österreichischen und deutschen Truppen nach Siebenbürgen konnte daher unverhoffter Weise ohne Störung durchgeführt werden. Nachdem dies einmal gelungen war, nahm der Feldzug einen glänzenden Verlauf, wie es bei der Überlegenheit der deutschen Führung und dem höheren Kampfwert der Truppe erwartet werden durfte.

Die 9. Armee unter General v. Falkenhayn versammelte sich westlich von Hermannstadt, die k. u. k. 1. Armee nordöstlich davon bei Maros-Vasarheli. Die Rumänen standen bei Beginn der deutschen und österreichischen Operationen mit ihrem linken Flügel, 1. Armee, bei Hermannstadt und in den westlich anschließenden Transsilvanischen Alpen, mit der Mitte, 2. Armee, bei Fogaras, mit dem rechten Flügel, 3. Armee, an den Westausgängen der Ostkarpathen im Quellgebiet und am oberen Lauf des Maros.

Die 1. rumänische Armee bei Hermannstadt wurde vom 26. bis 29. September von der 9. Armee entscheidend geschlagen und in den Roten Turmpaß zurückgedrängt. Dann wandte sich General v. Falkenhayn gegen die 2. Armee, überwand sie in den ersten Oktobertagen bei Fogaras und warf sie in den weiteren Schlachten vor dem Geisterwalde und bei Kronstadt tief in das Gebirge hinein. Weiter nördlich schlossen sich die Österreicher dem Vorgehen an, und drückten die rumänische Nordgruppe auf die Karpathenpässe zurück. Im Gebirge kam die Verfolgung auf der ganzen Front zum Stehen.

Die deutsche und österreichische Offensive in der Walachei.

Das bisherige Ergebnis war glänzend. In noch nicht drei Wochen hatte die 9. Armee Siebenbürgen befreit, die rumänische 1. und 2. Armee in drei großen Schlachten schwer aufs Haupt geschlagen und über das Gebirge hinweg nach Rumänien zurückgejagt. Aber so großartig diese Erfolge auch waren, so genügten sie doch noch nicht, um die rumänische Gefahr, die wie ein Alp auf den Mittelmächten lastete, endgültig zu bannen. Die militärische Kraft Rumäniens mußte vernichtend getroffen werden. Man wollte hier endlich Ruhe haben. Auch war es dringend erwünscht, die kürzeste und günstigste Frontlinie zwischen der Bukowina und dem Schwarzen Meere zu gewinnen. Diese führte über den Kamm der Ostkarpathen, am Trotus und am Sereth entlang und endete bei Galaz im Mündungsgebiet der Donau. Auch wirtschaftliche Gründe machten die Weiterführung der Offensive zur unabweisbaren Notwendigkeit. Das rumänische Getreide und Erdöl waren für die Mittelmächte schlechterdings unentbehrlich. Trotz der vorgerückten Jahreszeit wurde also die Fortsetzung des Angriffs nach Rumänien hinein beschlossen.

Der naheliegende Gedanke, den entscheidenden Angriffsstoß in der kürzesten Richtung durch die Südostecke Siebenbürgens auf Galaz zu führen, mußte wegen der unüberwindlichen Schwierigkeiten des Gebirgsüberganges außer Betracht gelassen werden. Es blieb nur übrig, den leichteren, freilich auch weniger wirksamen Weg über Szurduk- und Vulkanpaß in den westlichen Teil der Walachei zu wählen, um dann mit Unterstützung der Donauarmee die gesamte Walachei von West nach Ost bis zu der obenbezeichneten Endlinie frei zu fegen.

Die Offensive der um mehrere Divisionen verstärkten 9. Armee begann, zeitlich vor dem Donau-Übergang Mackensens, am 11. November. In harten Kämpfen drang die Armee durch das Gebirge hindurch, rannte in der Schlacht von Targu Jiu am 16. und 17. November starke rumänische Kräfte über den Haufen und erreichte am 23. November mit dem rechten Flügel bei Caracal den Alt. Das schnelle Vordringen der Stoßgruppe erleichterte auch den östlich anschließenden deutschen und österreichischen Truppen bis in die Gegend von Kronstadt das Überschreiten der Transsilvanischen Alpen. Während der rechte Flügel der 9. Armee sich anschickte, den starken Abschnitt des Alt bei Caracal zu erzwingen, näherte sich der linke bereits Pitesti.

Am 23. November war nun endlich auch für Mackensen der Augenblick zum Handeln gekommen. Er überschritt bei Svistow die Donau und trat den Vormarsch auf Bukarest an. Sein Zusammenwirken mit der 9. Armee schien gesichert.

Es entstand aber doch noch eine unerwartete Krise. Die 9. Armee konnte dem raschen Vorgehen Mackensens nicht schnell genug folgen. Die Rumänen warfen sich mit voller Kraft auf den ungestüm über den Flußlauf des Nejlov auf Bukarest vordrängenden linken Flügel der Donauarmee, der gerade noch zur rechten Zeit durch beschleunigt herangeführte Truppen der 9. Armee aus seiner gefährlichen Lage befreit wurde.

Bukarest wurde dann ohne Kampf genommen und der Feind, dessen Widerstand sich mit dem Eintreffen erheblicher russischer Verstärkungen wieder kräftigte, in hartnäckigen Verfolgungskämpfen bis in die Linie Donaumündung–Sereth–Trotus zurückgedrängt.

Die Erfolge des rumänischen Feldzuges auf die gesamte Kriegslage waren bedeutend. Militärisch war es von höchster

Wichtigkeit, daß die Unsicherheit in der rechten Flanke der Ostfront durch den Anschluß an das Schwarze Meer endgültig beseitigt war. Fast noch wichtiger war, daß die Walachei das Brot und Öl liefern würde, ohne das der Krieg schlechterdings nicht weitergeführt werden konnte.

Die Vorgänge an der makedonischen Front.

(Karte 2 Skizze b)

Zur Unterstützung der rumänischen Offensive hatte die Entente einen großen Angriff der auf 300 000 Mann verstärkten Orientarmee gegen Bulgarien geplant. Er sollte am 10. August beginnen, kam jedoch nicht rechtzeitig zur Durchführung und wurde am 15. August durch einen bulgarischen Angriff auf das Gebiet nördlich des griechischen Hafens von Kavalla überholt, der die bulgarische Front bis an die Struma und an den Tahynossee vorwärts schob. Mit dem bei Kavalla stationierten griechischen IV. Armeekorps wurde eine Vereinbarung getroffen, nach der es sich unter deutschen Schutz begab und nach Deutschland überführt wurde.

Der rechte bulgarische Flügel stieß von Monastir über Florina vor, wurde jedoch Anfang September durch einen Gegenangriff der Orientarmee in seine Ausgangsstellung zurückgeworfen.

Im Oktober und November setzten hier die Ententetruppen ihre Angriffe fort und gelangten bis Monastir, das am 18. November in ihre Hände fiel. Die auch im Dezember noch andauernden erbitterten Kämpfe brachten der Entente keinen weiteren Gewinn mehr.

Der Einfluß dieser Offensive auf die rumänischen Ereignisse blieb gering. Mehr Erfolg war dem Führer der Orientarmee, dem General Sarail, bei seiner politischen Tätigkeit beschieden, die darauf hinauslief, Griechenland zum Anschluß an die Entente zu zwingen. Anfang Oktober wurde Athen und der Piräus von Ententetruppen besetzt. Die Lage des um die Neutralität Griechenlands ringenden Königs Konstantin fing an unhaltbar zu werden. Unter dem starken Schutz Sarails begann der Ententefreund Venizelos die Macht im Staat wieder an sich zu reißen und bereitete sich vor, den König, der ihm im Wege stand, vom Thron zu stoßen.

Die Kämpfe an der Peripherie.

(Karte 3 Skizze a.)

Die Kämpfe an der äußeren Peripherie blieben nach wie vor von mäßiger Bedeutung für die großen Entscheidungen, die im inneren Ringe des gewaltigen Kriegstheaters ausgefochten wurden.

In Armenien machte sich schon im Winter 1915/16 die Tatkraft des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, der dort im Herbst den Oberbefehl übernommen hatte, fühlbar. Anfang Januar griffen die Russen mit starken Kräften an. Sie eroberten im Februar Erzerum, nahmen im März Bitlis und Musch hart westlich des Wansees und im April Trapezunt. Über diese Linie kamen sie in den hin- und herschwankenden Kämpfen des Sommers und Herbstes 1916 nicht mehr wesentlich hinaus, teilweise wurden sie sogar wieder zurückgedrängt. Auch in dem persischen Kampfgebiet am Urmiasee hielten sich die beiderseitigen Streitkräfte annähernd die Wage. Der den ganzen russischen Operationen auf diesem Kriegsschauplatz wohl mit zugrunde liegende Gedanke, bis in das Gebiet des Euphrat und Tigris durchzustoßen und den auf Bagdad angreifenden Engländern die Hand zu reichen, ließ sich angesichts der Schwierigkeiten des armenischen Gebirgslandes nicht verwirklichen.

In der britischen Interessensphäre, in Mesopotamien und Ägypten, war das Jahr 1916 von Rüstungen für ein weitgreifendes Unternehmen erfüllt. Das Ziel war, die Landbrücke zwischen Ägypten und Indien zu schlagen und damit den Schlußstein zu der britischen Weltherrschaft am Stillen Ozean zu legen. Die Türken sollten zu gleicher Zeit in Mesopotamien und in Palästina angegriffen werden. Hierfür wurde das englisch-indische Expeditionsheer in Mesopotamien nach dem Fehlschlag des Bagdad-Feldzuges im Herbst 1915, der im April 1916 mit der Kapitulation des englischen Expeditionskorps bei Kut el Amara seinen unglücklichen Abschluß gefunden hatte, erheblich verstärkt und mit modernen Kampfmitteln versehen. Für den Palästina-Feldzug wurde der Bau einer Bahn durch die Sinai-Halbinsel in die Wege geleitet.

Man versäumte nichts, um den Erfolg diesmal sicherzustellen. Im Winter 1916 waren die Vorbereitungen beendet und im Früh-

ahr 1917 setzte der Brite, diesmal besser gerüstet, zum zweiten Sprunge an.

Von türkischer Seite wurde im Jahre 1916 noch einmal der Versuch gemacht, den Suezkanal zu sperren. Schon im April war ein Detachement unter dem deutschen Oberst von Kreß mit gutem Erfolge bis in die Nähe des Kanals vorgedrungen. Der glückliche Verlauf der Unternehmung hatte jedoch die unerwünschte Folge, daß die Engländer, zur rechten Zeit auf die Schwäche der Verteidigung aufmerksam gemacht, die Abwehrmaßnahmen verstärkten und verbesserten. Die Hauptexpedition, mäßig ausgerüstet und unter schlechten Nachschubverhältnissen leidend, fand infolgedessen im Juli überlegenen Widerstand und erreichte den Kanal nicht. Von diesem Zeitpunkt an gerieten die Türken in Palästina allmählich in die Verteidigung.

Die Ereignisse zur See.

Die Schlacht am Skagerrak.

(Karte 2 Skizze e.)

Bis zum Sommer 1916 hatte weder die deutsche noch die englische Schlachtflotte eine im operativen Sinne aktive Tätigkeit entfaltet. Die in der ersten Operationsanweisung der deutschen Seekriegsleitung ausgesprochene Hoffnung, daß es möglich sein würde, durch die Tätigkeit der U-Boote, durch Minenlegen und durch Vorstöße der leichten Schiffe einen allmählichen Ausgleich der beiderseitigen Flottenstärke herbeizuführen, um dann vielleicht unter günstigen Aussichten eine Schlacht zu wagen, war endgültig aufgegeben. Die deutsche Flotte hatte im Gegenteil bei diesem Verfahren nicht unerhebliche Schiffsverluste erlitten. Die Engländer begnügten sich mit der Fernblockade der Häfen. Sie sperrten die deutsche Bucht im Süden vom Kanal aus, im Norden von den Orkneyinseln her, ab. Da die Flotte diese Aufgabe allein durch die Tatsache ihres Vorhandenseins (fleet in being) erfüllte, konnte sie auf das Risiko eines Kampfes verzichten.

Unter dem steigenden Druck der englischen Blockade und den hieraus folgenden wirtschaftlichen Nöten war seit dem Frühjahr 1915 eine allmählige Änderung der Anschauungen in den leitenden Flottenkreisen insofern eingetreten, als von jetzt ab „der Gegner durch möglichst heftige Vorstöße der gesamten Hochseeflotte

in die Nordsee hinein zu Bewegungen" veranlaßt werden sollte, die der deutschen Flotte „entweder zu Teilerfolgen verhelfen oder zur Entscheidungsschlacht unter brauchbaren Verhältnissen führen sollten."*) Es sollte also „mit allen Mitteln versucht werden, zu beweisen, daß die deutsche Hochseeflotte willens und befähigt war, mit England den Kampf zur See aufzunehmen und Deutschlands Anspruch auf selbständige überseeische Entwicklung durchsetzen zu helfen."

Die Absicht wurde jedoch zunächst nicht erreicht. Die Flottenvorstöße führten nicht zur Gefechtsberührung, da sie sich nicht allzuweit von der Küstenbasis entfernten und da die Engländer die Reichweite der deutschen Küstenbefestigungen vorsichtig mieden. Abgesehen von einem Zusammentreffen stärkerer Kreuzerverbände an der Dogger Bank, bei dem der deutsche Kreuzer „Blücher" sank, war daher auch das Jahr 1915 zur See ohne größere Ereignisse verlaufen.

Admiral Scheer, der im Frühjahr 1916 Chef der Hochseeflotte wurde, entschloß sich, die Flottenvorstöße weiter als bisher auszudehnen, um die Engländer aus ihrer Zurückhaltung herauszulocken. Er wagte sich bis an die feindliche Küste heran und beschoß englische Häfen. Wenn hierdurch auch nicht gerade eine Entscheidungsschlacht erzwungen werden sollte, so ergaben sich jetzt doch eher Möglichkeiten für einen Zusammenstoß der beiden Flotten. Denn es war zu erwarten, daß die englische Armada derartige Herausforderungen nicht ruhig hinnehmen würde. Es zeigte sich, daß die Berechnung richtig war. Die Engländer verließen ihre Häfen, um weite Streifen in die deutsche Bucht zu unternehmen. Eines Tages führte der Zufall die beiden Flotten zusammen.

Am 31. Mai dampfte fast die gesamte deutsche Hochseeflotte von Wilhelmshaven aus nach Norden, dem Skagerrak zu, in der Hoffnung, dort Teilkräfte des Feindes zu treffen. Am gleichen Tage befand sich die englische „Große Flotte" auf einer Streife von ihrem Stützpunkt Scapa Flow in die deutsche Bucht hinein. Dem Gros als Vorhut weit voraus fuhr Admiral Beatty mit zwei Schlachtkreuzergeschwadern und einem Linienschiffsgeschwader. Gegen 4.30 Nachmittags gerieten die beiderseitigen

*) Scheer, Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg.

Aufklärungsschiffe in Berührung. Die Vorhuten nahmen sogleich Kurs aufeinander zu, und unvermutet standen plötzlich die beiden stärksten Flotten, die die Welt bis dahin gesehen hatte, im Kampfe. Zunächst rangen die Geschwader Beattys mit den deutschen Kreuzerverbänden. Trotz der zahlenmäßigen englischen Überlegenheit waren die deutschen Schiffe infolge der größeren Widerstandsfähigkeit ihrer Panzerung und der vortrefflichen Wirkung der Artillerie im Vorteil. Als dann die deutschen Linienschiffsgeschwader herandampften, wich Beatty gegen 7 Uhr abends nach Nordwesten zu aus und zog den Feind hinter sich her, den Feuerschlünden der heraneilenden englischen Hauptkräfte entgegen. Gegen 8 Uhr abends, als Admiral Scheer schon den Abbruch der Schlacht erwog, tauchte im Nordosten zwischen den deutschen Schiffen, die in hoher Fahrt in nordwestlicher Richtung hinter Beatty herjagten und der jütländischen Küste, das Gros der englischen Flotte unter Admiral Jellicoe auf. Kurze Zeit später flammte der ganze Horizont in einem riesigen Halbkreis von Nordwesten bis Nordosten von dem Feuer der nun vereinigten englischen Streitkräfte. Admiral Scheer erkannte sofort die Gefahr, die entstehen mußte, wenn die Engländer ihren Kurs nach Süden fortsetzten, die Deutschen von Südosten her umfaßten und ihnen den Weg zur Rückkehr in die Heimat versperrten. Es blieb aber jetzt kaum etwas anderes übrig, als den Kampf mit den englischen Hauptkräften aufzunehmen. Der erste schwierige Augenblick der Überraschung wurde durch einen deckenden Vorstoß der Torpedoboots-Flottillen überbrückt. Inzwischen ließen die deutschen Schlachtgeschwader von der Verfolgung Beattys ab, ordneten sich zur Schlacht und nahmen den Kurs parallel zum englischen Gros nach Süden. Es entwickelte sich ein laufendes Gefecht, bei dem die unendliche Kette britischer Schiffe ihr konzentrisches Feuer auf die im inneren Kreise laufenden deutschen Schiffe, die sich gegen den hellen Abendhimmel scharf abhoben, vereinigen konnten. Unter diesen ungünstigen Verhältnissen beschloß Scheer, sich der überlegenen feindlichen Waffenwirkung vorübergehend zu entziehen, um bessere Kampfverhältnisse zu schaffen. Er ließ die ganze Flotte nach rechts wenden und dampfte in westlicher Richtung davon. Die Engländer folgten der Wendung nicht, setzten vielmehr die Kreisfahrt nach Süden, später nach Südwesten, fort und standen gegen 9 Uhr abends zwischen den deutschen Schiffen

und ihren Heimathäfen. Es blieb Scheer jetzt nichts übrig, als wieder kehrtzumachen und die feindliche Linie zu durchbrechen, um sich den Heimweg zu erkämpfen. Um 9 Uhr abends, bei einbrechender Dämmerung, wendete er scharf auf die am dunkelnden Horizont kaum noch sichtbare feindliche Linie zu, die die deutsche Flotte in mächtigem Halbkreis im Osten und Süden umspannte. In rasender Fahrt warfen sich zunächst unter dem Feuerschutz der großen Schiffe die an der Spitze fahrenden Torpedoboots-Flottillen auf die feindlichen Panzerkolosse. Der rücksichtslos und mit ungeheurer Energie durchgeführte Torpedobootsangriff erfüllte in vollstem Maße seinen Zweck und befreite die Flotte aus ihrer bedrohlichen Lage. Jellicoe wich mit den Hauptkräften nach Süden, mit einem Teil der Schiffe nach Nordosten aus. Es entstand eine Lücke und in der hereinbrechenden Dunkelheit ging die Gefechtsfühlung zeitweise verloren. Scheer trat nun den Marsch unbehindert nach Süden, den Heimathäfen zu, an. Er rechnete damit, daß der Gegner in der Nacht oder am nächsten Morgen erneut versuchen würde, die Deutschen anzugreifen, um ihnen den Heimweg zu versperren. Tatsächlich hat diese Absicht bei Jellicoe auch bestanden. Er fuhr mit südlichem Kurs, also parallel zu den Deutschen und nur wenige Kilometer von ihnen entfernt, iu der Hoffnung, sich bei Morgengrauen wieder vorlegen zu können. Das Risiko eines Nachtkampfes scheute er. Nur die leichten Streitkräfte umschwirrten die deutschen Schiffe und hier und da flammte der Kampf, der auf beiden Seiten Opfer forderte, auf. Jedoch erreichte die deutsche Flotte ohne ernsten Schaden ihr Ziel Horns-Riff, unweit nördlich der Helgoländer Bucht.

Admiral Scheer stand nun vor dem Entschluß, ob er mit guter Rückenanlehnung an die Helgoländer Bucht den Kampf wieder aufnehmen solle. Die Aussichten auf Sieg dem jetzt doppelt überlegenen Gegner gegenüber, waren nicht groß. Besonders fiel in die Wagschale, daß die deutschen Aufklärungsschiffe, an denen die Flotte ohnehin sehr schwach war, infolge des starken Munitionsverbrauchs und infolge von Verlusten nur noch geringe Gefechtskraft besaßen. Scheer verzichtete daher auf die Fortsetzung der Schlacht. Auch Jellicoe gab sich keine Mühe, die Deutschen zum Kampfe zu zwingen, wozu er wohl in der Lage gewesen wäre, sei es, daß die ungünstigen Erfahrungen des

vorigen Tages, die schweren Verluste und die Gefahr bringende Nähe der Helgoländer Bucht ihn schreckten, sei es, daß die englische Flotte durch das Gefecht auseinandergekommen war und es nicht gelang, sie rechtzeitig zusammenzubringen.

Die Verluste der Engländer an Schiffsraum betrugen nach ihren eigenen Angaben 117 000 Tonnen gegen 60 000 deutsche Tonnen, die Mannschaftsverluste 7000 Engländer gegen 3000 Deutsche.

Die Schlacht war zwar nicht bis zur Entscheidung durchgekämpft. Jedoch konnte sich die deutsche Flotte das Ergebnis mit Recht als einen großen Erfolg anrechnen. Sie hatte sich der gewaltigen Überlegenheit gegenüber gehalten und der englischen Flotte, was Führung und Material anbetraf, nicht nur gewachsen, sondern in vieler Beziehung sogar überlegen gezeigt.

In wenigen Monaten konnten die Schäden an den Schiffen ausgebessert, die Flotte mit gehobenem Selbstbewußtsein zu neuen Taten bereitgestellt sein!

Der Krieg im Jahre 1917.

Die militärische Lage der Mittelmächte im Frühjahr 1917.

Ungeachtet aller äußeren Erfolge machten sich schon im Jahre 1916 deutliche Anzeichen für die Abnahme der inneren Widerstandskraft Deutschlands bemerkbar. Die Truppe war überanstrengt worden. Das Siegergefühl, das trotz der Marnekatastrophe bis in den Sommer 1916 hinein im deutschen Heere lebendig geblieben war, ging in dem großen Massensterben allmählich verloren. Die schweren Eindrücke der Schlachtfelder von Verdun und an der Somme hafteten als untilgbare Schatten in der Seele des Mannes. Der Abnutzungskrieg, auf den die Entente hoffte, tat seine Schuldigkeit.

Auch in der Heimat deutete vieles auf den beginnenden Abstieg. Die Hungerblockade übte ihre verderbliche Wirkung aus. Der sittliche Gehalt des ganzen Volkskörpers erfuhr eine unheilvolle Veränderung. Es war nicht mehr selbstverständlich, daß der gesunde Mann an die Front gehörte. Die Drückebergerei nahm überhand. Kriegswucher, unerhörte Bereicherung und Ausnutzung der Notlage des Staates fanden an vielen Stellen nachsichtige Beurteilung. Parteihader und Sonderinteressen der einzelnen Stände gewannen ihre alte, verhängnisvolle Herrschaft zurück.

Die Unzulänglichkeiten der Gesamtleitung traten je länger je mehr zu Tage. Die führenden Männer der Politik und des Heeres standen einander innerlich fremd gegenüber. Weder über die Durchführung, noch über die Ziele des Krieges war eine einheitliche Auffassung zu erreichen. Es war das Recht und die Aufgabe des Reichskanzlers, die Grundlinien der Kriegführung nach der allgemeinen politischen Lage festzulegen. Aber die Wege, die er einschlug, fanden weder den Beifall Falkenhayns noch Hinden-

burgs und Ludendorffs. Die militärischen Stellen verlangten eine stärkere und entschlossenere Politik, als sie der Reichskanzler für gut befand. Eine vertrauensvolle Zusammenarbeit war unter diesen Umständen nicht gewährleistet und es kam oft zu Reibungen.

Am meisten setzte sich seit Ende des Jahres 1916 der eiserne Wille Ludendorffs durch. Er gab der mühsam arbeitenden Staatsmaschine auf zahlreichen Gebieten einen kräftigen Antrieb. Vor allem sorgte er dafür, daß die Kriegsrüstungen in stärkerem Maße als bisher fortgesetzt wurden. Sie fanden in dem „Hindenburg-Programm" eine den Wünschen der Obersten Heeresleitung entsprechende großzügige Form. Die Absicht war, den Abstand, in den man namentlich auf technischem Gebiet der Entente gegenüber geraten war, tunlichst zu verringern. Die Industrie stellte sich in denkbar größtem Umfange auf die Waffenrüstung ein. Als Anreiz dienten riesige Unternehmergewinne und hohe Löhne. Das Ergebnis war befriedigend. Freilich übte die Großzügigkeit der Geldaufwendungen auf die Geschäftsmoral und auf die Auffassung über die Pflichten gegenüber der Notlage des Staates eine verderbliche Wirkung aus. Der Kriegsgewinnler wurde eine unerfreuliche Erscheinung im Leben des Volkes. Die glänzenden Geschäfte der in der Heimat Zurückgebliebenen erregten das Mißfallen der Front. Abneigung und Mißtrauen zwischen den eigenen Volksgenossen gewannen immer mehr an Boden.

Alles kam also darauf an, den sinkenden Geist in Volk und Heer wieder zu stärken. Es gab keine wichtigere Aufgabe für die Staatsmänner und Heerführer. An dem Erfolg hing der Ausgang des Krieges. Das erkannte auch der Feind. Er rüstete daher zu seinem großartigen Propagandafeldzuge, durch den er nicht nur das Ausland, insbesondere Nordamerika, ganz einseitig unter seinen geistigen Einfluß brachte, sondern vor allem auch in den Völkern der Mittelmächte Zweifel und Unsicherheit erweckte.

Eine besondere Erschwerung erfuhr die Lage der Mittelmächte durch die trostlosen Zustände in Österreich-Ungarn, das bleischwer als halber Leichnam an dem mit der Kraft der Verzweiflung ringenden deutschen Bundesgenossen hing. Nur noch die gemeinsame Not hielt die Völker der alten Donaumonarchie untereinander und mit dem Deutschen Reiche zusammen. In Böhmen besaß der Gedanke des Abfalls bereits unheimliche Kraft. Das Heer war zur Schlacke ausgebrannt. Der Tod des Kaisers Franz

Joseph, der am 21. November 1916 die Augen schloß, lockerte das letzte moralische Band. Sein jugendlicher Nachfolger, Kaiser Karl, übernahm die schwer lösbare Aufgabe, den von den Feinden dem Untergange geweihten, politisch auseinanderstrebenden, militärisch zusammenbrechenden Staat dem rettenden Frieden entgegenzuführen. In dem Bestreben, selbst zu regieren, entfaltete er eine außerordentlich vielseitige Tätigkeit, die nicht auf der festen Grundlage ausreichender Erfahrungen und Kenntnisse beruhte. Er umgab sich zum Teil mit neuen Männern. Zunächst wurde Erzherzog Friedrich, der bisherige Armee-Oberkommandant, der allerdings neben Conrad keine hervortretende Rolle gespielt hatte, zur Disposition gestellt. Kaiser Karl trat selbst an die Spitze des Heeres. Bald darauf wurde Conrad aus seiner überragenden Stellung entfernt und mit dem Kommando über die Tiroler Front betraut. Damit schied der Mann aus dem Amte, der in Österreich-Ungarn während des bisherigen Krieges schlechthin die entscheidende Rolle gespielt hatte, freilich keine glückliche, denn der Waffenerfolg war seiner Führung fast überall versagt geblieben. Immerhin verdankte seiner mächtigen Schwungkraft das österreichische Heer sehr viel, und der Wechsel war schwerlich ein Vorteil. An seine Stelle trat General v. Arz, der bisher bei verschiedenen Gelegenheiten mit Erfolg geführt hatte. Unter seiner Leitung verlor der Posten des Generalstabschefs bald die Bedeutung, die er unter Conrad gehabt hatte. Kaiser Karl nahm die Zügel der militärischen Führung selbst in die Hand. General v. Arz faßte seine Stellung nicht wie Conrad als die des verantwortlichen, letzten Endes selbständigen Feldherren auf, sondern begnügte sich mit der des Beraters und Dieners seines kaiserlichen Herrn.

Das Friedensangebot der Mittelmächte im Winter 1916/17.

Die Lage der Mittelmächte schien so ernst, daß die verantwortlichen Stellen sich entschlossen, das letzte und schwerste Mittel, das sie sich seit 1915 als äußerste Reserve zur Verfügung gehalten hatten, den unbeschränkten U-Bootkrieg, jetzt in die Wagschale des Krieges zu werfen. Vorher sollte jedoch noch der Versuch gemacht werden, auf dem Wege der Verständigung zur Beendigung der Feindseligkeiten zu gelangen. Man wollte hierbei den unter der Not des Krieges leidenden Völkern zeigen, auf welcher Seite die Verantwortung für die unendliche Fortsetzung

der blutigen Greuel eigentlich lag. Der erfolgreiche Abschluß der Kämpfe an der Somme, in Rußland und in Rumänien schien den gefährlichen Argwohn, daß es sich um eine versteckte Friedensbitte handeln könne, auszuschließen.

Am 12. Dezember 1916 machte der Vierbund den Vorschlag, Verhandlungen einzuleiten, um die beiderseitigen Friedensbedingungen kennenzulernen. Die Antwort der Entente brachte eine schwere Enttäuschung. Jeder Gedanke an einen Verständigungsfrieden unter Zugrundelegung der damaligen militärischen Lage wurde auf das Schärfste abgelehnt. Nur durch Unterwerfung war der Friede für die Mittelmächte zu haben. Den gleichen Mißerfolg hatte wenige Wochen später ein Vermittlungsversuch Wilsons. Der Krieg mußte also bis zum bitteren Ende durchgekämpft werden. Allerdings rissen die dünnen Fäden, die hinüber und herüber gesponnen wurden, um eine brauchbare Friedensgrundlage zu finden, noch nicht ganz ab. Was im Lichte der breiten Öffentlichkeit nicht gelungen war, das sollte im dunklen Schatten des diplomatischen Geheimnisses fortgesetzt werden.

Die Verlegung des Schwergewichtes des Krieges auf das Meer.*) Unbeschränkter U-Bootkrieg. Kriegseintritt der Vereinigten Staaten.

Der unbeschränkte U-Bootkrieg begann, nachdem durch die schroffe Ablehnung des Friedensangebots jede Hoffnung auf einen Verständigungsfrieden geschwunden war, am 1. Februar 1917. Auch Hindenburg hatte sich mit dem vollen Gewicht seiner Autorität dafür eingesetzt. Die Wahrscheinlichkeit des Kriegseintritts Amerikas ist nicht verkannt worden. Aber die von dort drohende Gefahr schien noch nicht allzu dringlich. Vorläufig gab es noch keine amerikanische Armee, die für den europäischen Krieg in Frage kam. Freilich waren die Amerikaner die besten Organisatoren der Welt, wenn es sich um Massenbildungen handelte. In einem Jahr konnte ein großes Heer kampfbereit sein. Aber man gab sich der Erwartung hin, es würde den Weg nach Frankreich nicht mehr finden, der U-Bootkrieg mußte bis dahin seine Schuldigkeit getan

*) S. Urkundenanhang: Der Chef des Admiralstabes Admiral v. Holtzendorff an den Chef des Generalstabes Generalfeldmarschall v. Hindenburg.

haben. Die von der Marine gegebenen Versicherungen lauteten bestimmt und zuversichtlich dahin, daß England innerhalb von sechs Monaten „zum Einlenken" genötigt sein würde. Man hoffte, es würde dann nicht mehr in der Lage sein, die erforderlichen Kriegstransporte von Amerika nach Frankreich zu bewerkstelligen.

An der Frage des U-Bootkrieges nahm das deutsche Volk den tiefsten innerlichen Anteil. Im Parlament und in der Öffentlichkeit wurde dafür und dagegen gekämpft. Ein sehr großer Teil des Volkes verlangte den unbeschränkten U-Bootkrieg und drängte die noch immer zögernde Regierung zu dem ins Dunkle führenden Entschluß. Eine fast freudige Erregung ging am 1. Februar durch das ganze Land.

Der Anfang war glänzend und übertraf noch die Erwartungen. Die monatlichen Versenkungsziffern überschritten sehr erheblich die versprochene Durchschnittszahl von 600 000 Tonnen. Frohe Hoffnungen blühten auf und stärkten den Willen, auch auf dem Lande bis zum siegreichen Ende durchzuhalten.

Die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten warf einen Schatten auf die zuversichtliche Stimmung. An der militärischen Lage änderte sich zwar durch den Kriegseintritt Amerikas zunächst nicht viel. Es zeigte sich aber bald, daß die Rüstungen jenseits des Meeres mit der ganzen Zähigkeit und dem großartigen Unternehmungsgeist betrieben wurden, dessen der Nordamerikaner fähig ist. Das gewaltig emporstrebende Volk auf der anderen Seite des Ozeans übernahm die Rolle des Schiedsrichters der Welt in einem Gemisch von befriedigter Eitelkeit, von Freude über das riesenhafte politische Geschäft, das aus dem europäischen Kriege für Amerika erwachsen mußte, und von einem Kreuzfahrerglauben, der sich ehrlich einbildete, dem alternden Europa in dem Kampfe gegen die angebliche deutsche Gefahr helfen zu müssen.

Die Sterne Amerikas stiegen am Welthimmel hoch empor.

Der Schwerpunkt des Krieges war also jetzt auf das Meer verlegt. Dort sollte die Entscheidung fallen. Es schien zu genügen, wenn die Landheere der Mittelmächte um Zeitgewinn kämpften und die Fronten solange hielten, bis der U-Bootkrieg seine Wirkung getan hatte. Hindenburg und Ludendorff entschlossen sich daher, alle Angriffspläne zurückzustellen und sich völlig auf die Verteidigung zu beschränken.

Die Defensive auf dem Lande. — Das Zurückgehen in die Hindenburgstellung (Alberichbewegung).

(Karte 2 Skizze d.)

Dem Wunsche, Zeit für das Wirksamwerden des U-Bootkrieges zu gewinnen, entsprach der Gedanke, den Bogen zwischen Arras und Soissons aufzugeben und die Verteidigung in die seit dem Herbst 1916 in Bau befindliche „Siegfriedstellung", vielfach auch „Hindenburgstellung" genannt, die sich von Arras über St. Quentin nach Vailly hinzog, zurückzuverlegen. Man sparte nicht unerheblich an Besatzungstruppen und, was noch wichtiger war, man störte die Angriffsabsichten des Gegners und zwang ihn zu zeitraubenden neuen Dispositionen. Es war bekannt, daß die Franzosen und Engländer ihren Hauptangriff auf dem alten Sommeschlachtfeld fortzusetzen beabsichtigten. Tat man hier einen großen Sprung rückwärts und brachte den Raum zwischen der bisherigen und der Siegfriedstellung durch planmäßige Zerstörungen in einen Zustand, der es für lange Zeit unmöglich machte, an dieser Stelle einen ernsten Angriff zu führen, so mußten die Franzosen und Engländer ihre Angriffsabsichten ändern.

Der Gedanke war neuartig und überraschend. Das Gelingen hing von der Sorgfalt der Vorbereitungen und der Geheimhaltung ab.

Es war selbstverständlich, daß die unvermeidlichen Härten dieser Kriegshandlung ebenso wie der U-Bootkrieg von der Entente für Propagandazwecke ausgenutzt werden würde. Jedoch ließ sich die Oberste Heeresleitung hierdurch nicht von Maßnahmen abhalten, die sie für geringfügig hielt im Vergleich zu der Hungerblockade der Entente, die sich nicht nur gegen die kämpfenden Männer, sondern auch gegen Frauen und Kinder richtete.

Am 4. Februar wurde der Befehl zu den Zerstörungsarbeiten gegeben. Vom 15. bis 20. März erfolgte der unter dem Decknamen der „Alberichbewegung" bekannte Rückzug in die neue Stellung. Er verlief dank der glänzenden Vorbereitungen ohne Reibung.

Die russische Revolution.

Wenige Wochen, nachdem die Entscheidung über den unbeschränkten U-Bootkrieg gefallen war, der den Eintritt der Ver-

einigten Staaten in den Weltkrieg zur Folge hatte, gebar jener schicksalsschwere Jahresanfang 1917 noch einen zweiten Vorgang von weltgeschichtlicher Bedeutung. Am 18. März kam die russische Revolution zum Ausbruch. Der Zar wurde abgesetzt und verhaftet. Der Umsturz vollzog sich im übrigen in gemäßigten Formen. Der offene Zusammenbruch wurde zunächst vermieden, und die neue aus bürgerlichen und rechtssozialistischen Elementen gebildete Regierung betonte sogleich mit aller Schärfe, daß die Weiterführung des Krieges eine nationale Pflicht der neuen russischen Republik sei. Nach außen hin schien sich also nicht allzuviel zu verändern.

Die Mittelmächte wurden durch das gewaltige Ereignis überrascht. Es konnte der Versuch gemacht werden, den Augenblick militärischer Schwäche und Verwirrung beim Gegner schnell zu einem vernichtenden Schlage auszunutzen, ihn zum Frieden zu zwingen oder militärisch ohnmächtig zu machen und so rasch als möglich alle Kräfte im Westen zu vereinigen, um dort noch vor dem Eintreffen der Amerikaner eine Entscheidung herbeizuführen. Dieser Weg wurde nicht beschritten. Die deutsche Regierung stand auf dem Standpunkt, daß man die Russen in dem Zustande, in dem sie sich augenblicklich befanden, „nicht reizen" dürfe. Man glaubte mit dem revolutionären Rußland rascher zum Friedensschluß zu kommen, wenn man den Auflösungsprozeß ungestört sich selbst überließ.

Hierin irrte man. Zunächst schien es sogar, als ob die inneren Zustände des Landes sich wieder festigen würden. Das Heer gewann seine Haltung zurück. Der russische Soldat, der in den ersten Revolutionswochen auf die Brustwehr gestiegen war und brüderliche Zwiesprache mit dem Gegner gesucht hatte, nahm das Gewehr wieder zur Hand. Die Zeit verging. Mit jedem Tage schien das russische Heer kräftiger zu werden, wurde die Sprache des Revolutionsmannes Kerenski, der als Ministerpräsident an der Spitze der Republik stand, herausfordernder.

Freilich waren dies nur äußere Erscheinungen, die die Tatsache des politischen und militärischen Zusammenbruchs noch eine Zeit lang verschleierten. Die Reden Kerenskis waren nicht viel mehr als Fieberdelirien. Er vereinigte zwar für den Augenblick unter der Parole „Krieg gegen Deutschland" die feindlichen Elemente von rechts und links noch unter dem natio-

nalen Banner. Auf die Dauer war er aber nicht der Mann, das aus den Fugen gerissene Reich zusammen zu halten. Die geheiligte Persönlichkeit des Zaren konnte nicht ohne die schwersten Erschütterungen aus dem Dasein des russischen Volkes entfernt werden. Die Übergangsrepublik war völlig außerstande, den Kampf gegen den äußeren Feind mit der alten Kraft fortzusetzen. Sie bezahlte den Versuch dazu mit dem Leben. Aber dieser Versuch wurde für den Ausgang des Krieges doch von Bedeutung, denn er fesselte während des ganzen Jahres 1917 80 deutsche Divisionen, ein Drittel der gesamten Wehrmacht, im Osten. Noch im Sterben besaß das riesige Reich soviel Kraft, daß es durch seine letzten Zuckungen österreichische Armeen in haltlose Flucht jagte.

Der Entente bereitete die Entwicklung der Dinge schwere Sorgen. Die leitenden Staatsmänner in England bemühten sich, der üblen Lage die Spitze abzubiegen. Sobald sie merkten, wohin die Dinge trieben, stellten sie sich schnell entschlossen an die Seite der revolutionären Bewegung. Sie ließen den Zaren fallen und schlossen innige Freundschaft mit den Männern der Republik. Über die Rolle, die sie bei der Entthronung des Zaren gespielt haben, besteht noch keine volle Klarheit. Jedenfalls gelang es ihrer diplomatischen Kunst, in Petersburg während und nach der Revolution einen stärkeren Einfluß auszuüben als je zuvor und jeden Gedanken an einen Sonderfrieden im Keime zu ersticken. Rußland ging darüber zugrunde. Aber die Entente gewann Zeit für die amerikanischen Rüstungen und überbrückte eine der schwersten Krisen des Krieges.

Die große englisch-französische Doppeloffensive bei Arras und am Chemin des Dames.

Der Feldzugsplan der Entente.

(Karte 2 Skizze d.)

Zunächst mußten sich England und Frankreich darüber schlüssig werden, ob sie an ihrem Feldzugsplan für das Jahr 1917 unter den veränderten Umständen noch festhalten wollten. Nach den bisherigen Absichten sollte die im Spätherbst 1916 infolge allgemeiner Erschlaffung eingestellte Generaloffensive nach kurzer Winterpause im Februar 1917 wieder aufgenommen werden. Allerdings war das bisherige Ergebnis wenig befriedigend. Es

war nicht gerade ermutigend, daß trotz höchsten Kräfteeinsatzes, trotz der zur Vollendung gediehenen Waffenrüstung, trotz des Erscheinens der englischen Verstärkungen auf dem Festlande und der Hilfe Rumäniens das militärische Bild sich äußerlich kaum verändert hatte.

Die allgemeine Enttäuschung hatte in Frankreich ihren Ausdruck darin gefunden, daß Joffre, dessen Name seit der Marneschlacht nicht allein in seinem Vaterlande, sondern im ganzen Ententelager einen hellen Klang hatte, seinen Platz an der Spitze des französischen Heeres verlassen mußte. Er wurde ersetzt durch den „Sieger von Verdun", General Nivelle, dessen Stern während des Krieges rasch emporgestiegen war. 1914 noch Artillerieoberst, war er während der Verdunkämpfe zum Führer der 2. Armee ernannt worden, der die Verteidigung der Festung anvertraut war. Seiner Tatkraft war hauptsächlich der Umschwung der Lage bei Verdun in der zweiten Hälfte des Jahres 1916 zu danken. An ihn klammerten sich die Hoffnungen Frankreichs auf eine entscheidende Wendung des ganzen Krieges.

Nivelle wollte den Kampf nicht in der Form der reinen Materialschlacht und des Erschöpfungskrieges fortsetzen. Er scheute den ungünstigen Einfluß, den diese Kampfweise und die unabsehbare Verlängerung des Krieges auf den moralischen Zustand des französischen Heeres auszuüben begannen. Auch bereiteten der U-Bootkrieg und die Frage des Mannschaftsersatzes in Frankreich immer größere Sorge. Nivelle gedachte daher dem endlosen Ringen durch einen gewaltigen Schlag ein Ende zu machen und erblickte das Mittel hierzu in einem breit angelegten Durchbruch, dem sich die Bewegungsoperation durch Aufrollen der benachbarten Fronten unmittelbar anzuschließen hatte. Der englische Oberbefehlshaber, Marschall Haig, der hinsichtlich der gemeinsamen Offensive an die Befehle des französischen Führers gewiesen war, erhob gegen diesen Plan zwar keinen Einspruch, war aber dem Erfolg gegenüber mißtrauisch und dachte nicht daran, seine Truppen ebenso restlos bei dem Unternehmen einzusetzen, wie dies auf französischer Seite geschah. Vielmehr richtete er sich vorsorglich für den Fall ein, daß die Offensive nicht zu dem erhofften Ziele führen würde. Er gedachte dann, die Abnutzungsschlacht, die sich nach seinem Dafürhalten vollkommen bewährt hatte, in Flandern baldigst wieder aufzunehmen.

Auch im französischen Lager fanden die Ansichten Nivelles keineswegs ungeteilte Anhängerschaft. Sein Konkurrent um den Posten des Oberbefehlshabers, General Pétain, war der Führer der anderen Richtung, die das Heil ebenso wie Marschall Haig und General Foch nicht vom operativen Durchbruch erwartete, sondern von der Abnutzung, für welche die Sommeschlacht das Vorbild bot.

Der Beginn der französisch-englischen Offensive, ursprünglich auf Anfang Februar festgesetzt, verzögerte sich infolge des Wechsels im Oberkommando. Inzwischen verschob der deutsche Rückzug in die Siegfriedstellung und die russische Revolution die ganze Lage.

Die Aufgabe, die Rußland bei der großen Offensive des Jahres 1917 ursprünglich zugedacht worden war, bestand in einem Angriff zusammen mit der Salonikiarmee auf Bulgarien. Aus dieser Erfolg versprechenden Unternehmung wurde nun nichts. Die Offensive der Salonikiarmee allein, die im Frühjahr 1917 begann, blieb ohne Ergebnis. Auch der Hinzutritt Griechenlands, das nach Vertreibung des Königs Konstantin im Juni dem mächtigen politischen Druck der Entente nachgab, änderte in der zweiten Hälfte des Jahres hieran nichts. Statt dessen mußte man jetzt schleunigst Rußland zu helfen suchen, um Deutschland zu hindern, sich auf dieses fast wehrlose Land zu stürzen. Es traf sich hierbei sehr unglücklich, daß der vorbereitete Angriff auf dem alten Schlachtfelde an der Somme infolge des deutschen Rückzugs in die Siegfriedstellung sich nicht durchführen ließ.

Man war über diese unerwartete Wendung der Dinge im französischen Hauptquartier sehr bestürzt. Es wurden gewichtige Stimmen laut, die dringend dazu rieten, den Nivelleschen Angriff, zu dem ja an vielen Stellen ohnehin das Zutrauen fehlte, angesichts der veränderten Lage auf eine spätere Zeit, möglichst bis zur Ankunft des amerikanischen Heeres, zu verschieben. Nivelle wollte hiervon nichts wissen. Es kam zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen ihm und der französischen Regierung. Auf einem großen Kriegsrat Anfang April, wenige Tage vor dem Beginn der Offensive, forderte er seine Entlassung, „da er weder mit der Regierung noch mit seinen Untergebenen im Einvernehmen sei."*)

*) Mangin. Revue des deux mondes.

Schließlich wurde die Krise aber doch beigelegt und an dem Nivelleschen Angriff festgehalten. Man entschloß sich, rechts und links der von den Deutschen geräumten Zone anzugreifen. In dem ursprünglichen englischen Angriffsabschnitt beiderseits Arras waren nur unwesentliche Verschiebungen erforderlich. Dagegen mußte die ganze französische Offensive zwischen Somme und Oise aufgegeben werden. Der französische Hauptangriff richtete sich nunmehr gegen die Aisnefront zwischen Soissons und Reims, vor allem gegen den Chemin des Dames zwischen Vailly und Craonne. Ein Nebenstoß wurde in der Champagne bei Prosnes und Aubérive, östlich Reims, angesetzt. Es war eine großzügige Operation, im Grundgedanken ähnlich der Herbstschlacht 1915. Gelang der Durchbruch bei Arras und beiderseits Reims, so geriet die ganze deutsche Front zwischen dem Meer und Verdun ins Wanken.

Die Schlacht bei Arras.

Die Offensive wurde am 9. April eingeleitet durch den englischen Angriff beiderseits Arras. Er hatte einen starken Anfangserfolg. Auf 20 Kilometer Frontbreite brachen die Engländer in die Stellungen der 6. deutschen Armee ein. Auch der wichtige, weithin beherrschende Vimyrücken nördlich Arras ging verloren. Die deutschen Verluste an Gefangenen und Geschützen waren ungewöhnlich hoch.

Am 16. April, dem Tage des Beginns des französischen Angriffs am Chemin des Dames, hatte sich der englische Stoß aber bereits festgelaufen. Marschall Haig, der an dieser ganzen Nivelleschen Durchbruchsoffensive nur mit halbem Herzen beteiligt war, würde den Kampf bei Arras am liebsten jetzt abgebrochen haben, um sich seinem Lieblingsgedanken, der neuen Materialschlacht in Flandern, zuzuwenden. Aber der nichts weniger als glückliche Verlauf der französischen Offensive beiderseits Reims zwang dazu, die Schlacht bei Arras zur unmittelbaren Entlastung des Bundesgenossen noch eine Zeitlang fortzusetzen.

Die Aisne-Champagneschlacht.

Der beabsichtigte französische Angriff gegen den Chemin des Dames und in der Champagne war der deutschen Obersten Heeresleitung durch einen aufgefundenen Befehl seit längerer Zeit bekannt. Er stieß daher auf die wohlgerüstete Abwehrfront der 7.

und 3. deutschen Armee*) unter den Generalen v. Boehn und v. Einem und mißglückte völlig. Zwar wurden die deutschen Linien nördlich Vailly und bei Berry au Bac sowie bei Prosnes in der Champagne etwas zurückgedrückt, einige wichtige Höhen gingen verloren. Aber schon am 18. April ließ sich klar erkennen, daß die Gefahr des Durchbruchs beseitigt war.

Vergeblich schob Nivelle bei Craonne zwischen den beiden Angriffsarmeen vorderer Linie die hinter der Front bereitgestellte Reservearmee ein, deren eigentliche Bestimmung das Aufrollen der deutschen Heeresfront nach erfolgtem Durchbruch war. Vergeblich opferte sich die Hälfte der 70 Tanks, die zum ersten Male auf französischer Seite als neues Kampfmittel auftraten. An dem Endergebnis der großen Frühjahrs-Offensive war nichts mehr zu ändern. Sie war gescheitert.

Nivelle wurde am 15. Mai des Oberbefehls enthoben. An seine Stelle trat Pétain. Generalsstabschef wurde Foch.

Das neue deutsche Verteidigungsverfahren.

Der Abwehrerfolg in der Aisne-Champagneschlacht wurde wesentlich zurückgeführt auf die neue elastische Kampfweise, die auf deutscher Seite zur Anwendung gelangte. Die schweren Verluste des Jahres 1916 hatten Zweifel erweckt, ob das starre Festhalten des vordersten Grabens sich weiterhin rechtfertigen lasse. Die Angriffsmittel hatten sich selbst der stärksten Befestigung weit überlegen gezeigt. Auch die Anfüllung der Gräben mit Menschen nützte nichts, trug vielmehr nur zur Steigerung der Verluste bei. Indem man jetzt das „Vorfeld" schuf und seine vorübergehende Aufgabe und ein Ausweichen in mäßigen Grenzen gestattete, verlieh man der Verteidigung größere Biegsamkeit und Tiefe. Freilich verlangte das neue Verfahren gesteigerte Gefechtsmoral und sichere Führung, Anforderungen, denen die Truppe bei der kurzen Ausbildung und dem Mangel an älteren erfahrenen Frontoffizieren nicht immer voll gewachsen war. Im ganzen aber bewährte sich die Kampfweise. Der Hauptzweck, Verringerung der blutigen Verluste, wurde erreicht, und die Optimisten, die der Ansicht waren, daß die Truppe von der Erlaubnis des Ausweichens keinen unangemessenen Gebrauch machen würde, behielten Recht.

*) Das Armeeoberkommando 1 stand um diese Zeit noch nördlich der 2. an der Somme.

Auch sonst suchte sich die Kampfform des Verteidigers der des Angreifers, so gut es ging, anzupassen. Auf tiefem Raume in der Verteidigungszone verstreute Maschinengewehrnester begannen eine große, meist entscheidende Rolle zu spielen. Das Schießverfahren der Artillerie wurde verfeinert. Die Taktik des Stellungskrieges wurde ein filigranartiges Kunstwerk, bei dem allerdings zuweilen die großen einfachen Linien der Kriegführung durch Künsteleien überwuchert wurden. Die Front sah nicht immer mit Freude auf die Flut neuer Verfügungen. Sie haßte das Schreibwerk, und es dauerte oft lange, bis die „Weisheit vom grünen Tisch" sich durchsetzte. Im ganzen gelang es aber, soweit dies bei einem in seinem ganzen Gefüge gelockerten Heere überhaupt erwartet werden konnte, den richtigen Ausgleich zwischen Theorie und Praxis zu finden.

Die Krise im Ententelager.

Bei den Alliierten entstand nach dem Zusammenbruch der Aisneoffensive eine große Unruhe. Die Verluste der Franzosen, die in dichten Massen angegriffen hatten, waren hoch. Sie wurden schon bis zum 26. April auf 120 000 Tote und Verwundete beziffert. Eine Welle von Niedergeschlagenheit verbreitete sich über Frankreich. Es ist das Verdienst Lloyd Georges und des Marschalls Haig, diese bedenkliche Schwächeanwandlung des Bundesgenossen durch ihre Willensstärke überwunden zu haben. Im französischen Lager bekamen die Stimmen die Überhand, welche die Weiterführung der Offensive bis zum Eingreifen der Amerikaner im nächsten Frühjahr verschieben wollten. Sir Douglas Haig wehrte sich mit aller Schärfe dagegen. Er erklärte, man müsse den Kampf ohne Ruhe und Rast fortsetzen, bis man den Feind durch zweifellos noch lange dauernde schwere Kämpfe niedergerungen habe. Die gleiche mannhafte Sprache führte Lloyd George, der im Dezember 1916 an Stelle von Asquith englischer Premierminister geworden war, bei den Zusammenkünften der Staatsmänner in Paris. Er verlangte, daß die Franzosen ihren Anteil an Truppen für die Wiederaufnahme der Abnutzungsoffensive zur Verfügung stellen sollten. Die französischen Minister versprachen das Mögliche. Sie wußten freilich sehr gut, daß sie ihre Zusage nicht würden halten können. Das französische Heer war zur Zeit gar nicht in der Lage, anzugreifen. Seine Disziplin hatte sich in be-

denklichem Maße gelockert. Bei einer ganzen Anzahl hinter die Kampffront zurückgezogener Divisionen brachen Ende Mai schwere Meutereien aus, die sich mit großer Geschwindigkeit auf 16 Armeekorps ausdehnten. Die Soldaten gehorchten ihren Offizieren nicht mehr. Sie weigerten sich, in die Schützengräben zu gehen, und äußerten die Absicht, nach Paris zu marschieren und eine Revolution hervorzurufen. Hier und dort entstanden Soldatenräte nach russischem Muster. Das Land stand am Rande des Abgrundes.

Ganz plötzlich und unerwartet war für die Alliierten die gefährlichste Lage des Krieges seit den Septembertagen des Jahres 1914 entstanden. Der Zusammenbruch Rußlands, die großartigen Erfolge der deutschen U-Boote, das Mißlingen der Nivelleschen Durchbruchsoffensive und die Meutereien im französischen Heere waren Ereignisse von unabsehbarer Tragweite. Man rechnete damit, daß die Deutschen Rußland und Italien angreifen würden. Der militärische Zusammenbruch der beiden Länder ließ sich dann schwer verhindern. Wie würde der tief gesunkene französische Geist eine derartige Belastung ertragen?

Zum Glück für die Entente war man im deutschen Hauptquartier über deren mißliche Lage nicht genügend unterrichtet. Vielleicht wäre die Oberste Heeresleitung, in der so gewaltige Energien und so viel Tatenfreude vereinigt war, sonst doch aus der Zurückhaltung, die sie während des Jahres 1917 beobachtete, herausgetreten und hätte entweder im Osten oder im Westen, vielleicht auch auf beiden Fronten nacheinander die Initiative ergriffen. Die Antwort auf die Frage, welche Wirkung es gehabt hätte, wenn Rußland im April oder Mai statt im November unter einigen Schlägen zusammengebrochen wäre, ist das Schicksal dem deutschen Volke schuldig geblieben.

Lloyd George hatte sicher Recht, wenn er die ganze Kraft des englischen Heeres jetzt rücksichtslos einsetzte, um die Deutschen nicht zur klaren Erkenntnis ihrer günstigen Lage kommen zu lassen. Der Sieg und Englands Weltherrschaft standen auf dem Spiel. Es war jetzt nicht mehr an der Zeit, andere Länder für England bluten zu lassen. Großbritannien mußte selbst in die Bresche treten. Zum mindesten mußte Zeit gewonnen werden, bis sich Frankreich von seinem Nervenzusammenbruch erholt hatte und bis die erste amerikanische Division auf französischem Boden erschien.

An der Art, wie England die Krise des Jahres 1917 überwand, zeigt sich seine politische Größe. Es war Verdienst und Glück, daß in dieser Stunde Männer von der Kraft eines Lloyd-George an der Spitze des Staates standen, die kühl und klar den Blick für die Notwendigkeiten des Krieges bewahrten. Im ganzen Lande bestand kaum ein Zweifel darüber, was von dem englischen Volke jetzt erwartet wurde. Es brachte ohne Klage die Opfer, die es seiner Weltstellung schuldig war.

Zur gleichen Zeit stritt man in Rußland über die neue Staatsform, flüsterte man in den Wandelgängen der französischen Kammer von Verrat, beschäftigte man sich in den parlamentarischen Kreisen Deutschlands mit dem Gedanken einer Friedensresolution.

Nie war Englands Politik größer als in dem „traurigen Jahre 1917". Aber auch zu keinem Zeitpunkt dieses heroischen Ringens um Weltgeltung zeigt sich deutlicher die Größe der kriegerischen Leistung Deutschlands. Rußland befindet sich in der Auflösung, eine Folge der deutschen Siege. Rumänien und Serbien sind niedergerungen. Italien bangt bereits vor dem Streich, der es einige Monate später schwer treffen sollte. Die stolze französische Kriegernation, die sich mit Recht rühmen durfte, in ihrer langen, ruhmvollen Geschichte niemals über ein besseres Heer verfügt zu haben als in diesem Kriege, kämpft mit der Militärrevolution. Die zähe Kraft Englands hält noch allein das Gleichgewicht. Auch seine Herrschaft auf dem Meere wankt.

Die verzweifelten Anstrengungen der slawischen und romanischen Völker und Großbritanniens einschließlich aller Hilfsvölker aus Afrika, Australien, Kanada und Indien hatten nicht ausgereicht, um den titanischen Lebenswillen Deutschlands zu zerbrechen. Auf der Hilfe der Vereinigten Staaten, des letzten großen Machtfaktors der Erde, beruhte jetzt die einzige Hoffnung, dieses unvergleichliche deutsche Heer schließlich doch auf die Knie zu zwingen.

Das Wiedererstarken des französischen Heeres. — Kämpfe bei Verdun und an der Laffauxecke.

Da Deutschland unter dem Druck der englischen Entlastungskämpfe bei Arras und in Flandern auf allen Fronten zunächst in der strategischen Abwehr verharrte, gelang es durch Anwendung schärfster Mittel, allmählich der Meuterei und der Revolutions-

bewegung im französischen Heere Herr zu werden. An die Wiederaufnahme der großen Offensive war freilich nicht zu denken. Am 7. Juli erklärte der französische Kriegsminister in der Kammer der Abgeordneten, daß man auf lange Zeit hinaus auf jede größere Unternehmung verzichten müsse. Erst in der zweiten Hälfte des August wagten die Franzosen als Wiedergenesende, einige vorsichtige Schritte auf der strategischen Bahn zu tun. Auf dem alten Schlachtfeld nördlich Verdun, beiderseits der Maas, führten sie einen jener schnellen Schläge aus, die ihnen schon im Herbst 1916 hier so gut gelungen waren. Der glückliche Verlauf ermutigte zu einem weiteren Unternehmen. Am 25. Oktober wurde die scharf ausspringende Laffauxecke nordöstlich Soissons eingedrückt. Anschließend mußte der Chemin des Dames von den Deutschen geräumt werden. So belanglos diese örtlichen Erfolge im großen Rahmen des Krieges sein mochten, so waren sie doch ein deutliches Zeichen dafür, daß die Franzosen jetzt wieder als vollwertige Gegner angesehen werden mußten. Die schwerste Gefahr war überstanden.

Die Schlacht in Flandern.

Marschall Haig hatte in der ersten Hälfte des Jahres 1917 in der bedächtigen und methodischen Form, die für seine Kampfweise charakteristisch ist, alle Vorbereitungen für die Flandernschlacht getroffen. Abgesehen von einer mäßigen Zahl französischer und belgischer Divisionen wurde sie von britischen Streitkräften bestritten.

Der eigentlichen Offensive ging die Wegnahme des weit nach Westen vorspringenden Wytschaetebogens voraus, der dem geplanten großen Angriff über Ypern in der südlichen Flanke lag und ihm daher gefährlich werden konnte. Die Deutschen wurden am 7. Juni durch gewaltige Minensprengungen überrascht und gerieten aus dem Halt. Der Wytschaetebogen ging verloren. Ein anderer Gegner hätte wahrscheinlich den Versuch gemacht, den Erfolg weiter auszudehnen. Da dies aber in dem Programm des englischen Feldherrn nicht ausdrücklich vorgesehen war, so unterblieb es.

Bis zum 31. Juli ließ sich Haig mit dem Hauptangriff bei Ypern Zeit. Auf Überraschung und Geheimhaltung legte er keinen Wert. Er versprach sich Besseres von der Zahl der Kanonen und von der englischen Hartnäckigkeit.

Der Stoß traf die 4. Armee unter General Sixt v. Armin. Oberst v. Loßberg, der sich schon in früheren Abwehrschlachten, besonders an der Somme, Verdienste um die deutsche Verteidigung erworben hatte und dessen eiserne Nervenkraft sich eines hohen Rufes in der Armee erfreute, stand ihm als Chef seines Generalstabes zur Seite.

Die Flandernschlacht unterscheidet sich in ihren taktischen Formen nur wenig von den Kämpfen an der Somme. Wieder schlugen die Engländer mit verhaltener Kraft immer von neuem in dieselbe Kerbe. Die Infanterie griff an, so weit ihr die vernichtende Wirkung des Geschoßhagels den Weg bahnte, und wartete dann in Ruhe den Neuaufmarsch der Artillerie ab.

Der erste Schlachttag brachte dem Angreifer die unausbleiblichen Anfangserfolge, die in diesem Falle sogar hinter den Erwartungen zurückblieben. Das bei Beginn des Angriffs einsetzende Regenwetter verwandelte den tiefgelegenen Boden des Kampfgeländes in eine Schlammwüste. In den Granattrichtern lagen die Soldaten bis zur Brust im lehmigen Wasser. Jede Bewegung brachte die Gefahr des Versinkens und Ertrinkens im Morast mit sich. Die verschmutzten Waffen versagten in der Gefahr den Dienst. Die Anforderungen an die körperliche und seelische Kraft der Menschen erreichten wieder einmal einen Höhepunkt.

Für den Angreifer lagen die Dinge freilich nicht besser als für den Verteidiger. Dafür konnte der wohlgenährte Brite den Kräfteverbrauch durch eine Überfülle vortrefflicher Nahrungsmittel ersetzen, während dem deutschen Kämpfer gerade das, nach Kalorien berechnet, zugemessen wurde, was die wissenschaftliche Forschung zur Lebensexistenz für nötig erachtete.

Die Aussichten der Engländer, sich durch diese Welt von Schlamm bis Zeebrügge durchzuarbeiten, waren nicht eben groß, und jedes andere Volk würde vielleicht den Hindernissen der Natur mehr Rechnung getragen haben. Aber Lloyd George und Marschall Haig wußten, was sie dem zähen britischen Charakter zumuten durften.

Der Kampf ging also, sobald das Wetter ein wenig besser wurde, weiter. Der zweite große Angriffsstoß, der am 16. August mit dem Hauptdruck in der Richtung von Langemarck auf Poelkappelle begann, wies noch weniger Erfolge auf als der erste. Die Engländer wurden der im Gelände versteckten Maschinengewehr-

nester nicht Herr. Die elastische Verteidigung, bei der die dünne vorderste Kampflinie den ersten Schwung der Angriffstruppen aufhielt, bis die „Eingreifdivisionen" des Verteidigers zur Stelle waren, bewährte sich auch hier.

Nach längerer Ruhezeit setzten dann vom 20. September an die Großangriffe zum dritten Male ein. Diesmal stieß der englische Sturmblock unermüdlich gegen die schmale Front bei Gheluvelt, Passchendaele, Poelkappelle und am Houthulster Wald. Sir Douglas Haig konnte auch hier seine Fortschritte im Gelände nur mit dem Meterstab, berechnen und als am 6. November der letzte Donner der gewaltigen Flandernschlacht verhallte, hatte sich der Halbkreis um Ypern nur um wenige Kilometer nach Osten verschoben. Zeebrügge lag in weiter Ferne. Aber was für Lloyd George und Sir Haig die Hauptsache gewesen war, das hatten sie im wesentlichen doch erreicht. Die Krise im Lager der Entente war überstanden, ohne daß ihr schwerer Ernst den Deutschen ganz klar zum Bewußtsein gekommen war. Es war jetzt nicht mehr von entscheidender Bedeutung, daß sich das Schicksal Rußlands gegen Ende des Jahres 1917 erfüllte, daß Italien eine Niederlage erlitt, die ihm die militärische Schlagkraft raubte. Ausschlaggebend war dagegen, daß der wichtigste Bundesgenosse, Frankreich, ohne den sich der Krieg nicht siegreich zu Ende führen ließ, den Schwächeanfall überwunden und seine alte Gefechtsmoral wieder gefunden hatte. Auch für das Eingreifen Amerikas war die notwendige Zeit gewonnen. Nach Menschenleben hatte Sir Douglas Haig nicht viel gefragt. Das Blut der englischen, kanadischen und australischen Truppen war in Strömen geflossen. Aber Großbritannien wußte, wofür es seine Söhne geopfert hatte.

Die Schlachten bei Cambrai.

Bei allen diesen Abwehrkämpfen waren die Deutschen bemüht gewesen, das verlorene Gelände durch Gegenangriffe wieder zu gewinnen. Es war aber nur selten gelungen. In der Regel fehlten die Kräfte dazu. Auch war es schwierig, den Gegenstoß so rechtzeitig anzusetzen, daß die neu sich bildende feindliche Front noch in unfertigem Zustande getroffen wurde. War der richtige Zeitpunkt verpaßt, so gelangen die Gegenangriffe entweder überhaupt nicht oder sie verlangten Opfer, die nicht mehr im rechten Verhältnis zum Zweck standen.

Eine Ausnahme bildete der letzte große Kampf dieses Jahres an der Westfront, die Schlacht bei Cambrai. Hier war den Engländern am 20. November durch überraschenden Einsatz starker Tankgeschwader, die sich immer mehr zu einer Hauptwaffe des Angreifers herausbildeten, ein tiefer Einbruch in die Stellung der 2. deutschen Armee gelungen. Zum Glück verhinderte die allzu methodische Kampfweise der Engländer die weitere Ausnutzung des taktischen Sieges, der bei dem Mangel deutscher Reserven unschwer aus einem örtlichen Erfolg zu einer größeren Operation hätte ausgestaltet werden können. Bis das etwas schwerfällige Denken der englischen Führer sich vom Angriff mit scharf begrenztem Ziel auf die Bewegung umgestellt hatte, war das Gefahrsmoment bereits überwunden, und während Marschall Haig sich noch überlegte, wie er die an beiden Ecken stark flankierte Einbruchsstelle aus ihrer unbequemen Lage befreien könne, setzte die 2. Armee schon von Norden und Süden her zum Flankenstoß an. Der Anlage nach eine „Kannä"-Operation, fehlte dem deutschen Gegenangriff in der Durchführung die nachhaltige Kraft zum vollen Erfolg. Die Zange ließ sich nicht ganz schließen. Immerhin war zum ersten Male seit den Tagen der Verdun-Offensive im Jahre 1916 ein deutscher Angriffserfolg in Frankreich zu verzeichnen. Er schloß glückverheißend ein weiteres Jahr zermürbenden Ringens an der Westfront ab, das die Deutschen immer in der Unterlegenheit, immer in der Verteidigung und in Abhängigkeit von dem Willen des Gegners gesehen hatte.

Der russische Zusammenbruch.

Die russische Sommeroffensive in Galizien.

(Karte 2 Skizze a und c.)

Nachdem das Frühjahr vorübergegangen war, ohne daß die 80 deutschen Divisionen die russische Front in Trümmer schlugen, erwachte in dem Revolutionshelden Kerenski militärischer Tatendrang. Er ließ Anfang Juni die deutsche Front bei Smorgon, die österreichische in Galizien angreifen. Der Revolutionssoldat ging mit Schwungkraft, aber ohne Nachhaltigkeit vor. Wo der Ansturm auf die dünne weitgespannte Kette deutscher Divisionen traf, zerschellte er. Über die österreichischen Stellungen flutete er hinweg. Es wiederholten sich die beschämenden Vorgänge der Brussilow-Offensive. In Massen wurden die Österreicher ge-

fangen genommen oder gingen zum Feinde über. Wieder mußte der deutsche Soldat zähneknirschend eingreifen, um dem unerquicklichen Schauspiel haltlosen österreichischen Zurückweichens ein Ende zu bereiten.

Die deutsche Gegenoffensive in Galizien.

In den leitenden deutschen Kreisen begrub man endlich die lange genährte Hoffnung, ohne militärische Entscheidung zum Frieden mit Rußland zu gelangen. Die Schärfe des Schwertes sollte ihn jetzt erzwingen. Allzuviel kostbare Zeit war bereits versäumt. Man hoffte, daß einige Schläge genügen würden, um die derzeitigen Machthaber Rußlands zum Einsehen zu bringen, daß das revolutionäre russische Heer einem ernsthaften Angriff nicht mehr gewachsen sei. Immerhin hatte es sich in den zurückliegenden Monaten bereits soweit innerlich gefestigt, daß der Oberbefehlshaber Ost und die Oberste Heeresleitung meinten, die Niederwerfung Rußlands mit den im Osten vorhandenen Kräften nicht erreichen zu können. Eine Anzahl Divisionen wurde vom Westen nach Galizien überführt. Die vordersten Staffeln mußten Hals über Kopf in die zurückflutenden österreichischen Armeen beiderseits des Dnjestr geworfen werden, um diese zunächst zum Stehen zu bringen. Nur mit Mühe gelang es, bei Zloczow trotzdem eine genügend starke deutsche Stoßtruppe zu bilden.

Sie durchbrach in überwältigendem Schwunge am 19. Juli die russischen Stellungen und stieß längs des Sereth bis Tarnopol vor. Dem Druck von Norden nachgebend, stürzte die ganze russische Front zwischen Tarnopol und den Karpathen ein. Bis zur russischen und rumänischen Reichsgrenze jagten die Deutschen dem zurückflutenden Gegner nach. Es wäre wahrscheinlich zum völligen Zusammenbruch der südrussischen und rumänischen Front gekommen, wenn nicht die Schwierigkeiten der rückwärtigen Verbindungen und schließlich auch die physische Ermattung der wenig zahlreichen deutschen Angriffstruppen gebieterisch die Einstellung des Vormarsches verlangt hätten. Ungefähr dem Verlauf der russisch-rumänischen Grenze nördlich des Karpathenkammes folgend bildeten sich feste Fronten und zögernd stieg der deutsche Soldat nach dem glänzenden Zuge durch das trotz aller Kriegsgreuel in üppiger Fruchtbarkeit prangende galizische Land in die verhaßten Gräben wieder hinab.

Die Eroberung von Riga.

(Karte 3 Skizze b)

Der zweite Hieb wurde gegen Riga geführt. Leider verging viel Zeit, bis die Truppen für die neue Operation verfügbar gemacht werden konnten. Die Eroberung der alten deutschen Ordensstadt Riga war ein lange gehegter Wunsch des Oberbefehlshabers Ost, militärisch ein günstiges Angriffsziel wegen der sehr unbequemen russischen Brückenkopfstellung westlich der Dünamündung, die schon manche Verlegenheit bereitet hatte. In den tiefen Wäldern westlich Uexküll halbwegs zwischen Riga und Dünaburg stellten sich die Angriffstruppen bereit, überschritten am 1. September angesichts des Feindes die Düna und stießen östlich Riga vorbei bis an den Rigaschen Meerbusen vor. Nur mit Mühe konnte das Drängen der Truppe, die ungeduldig die Fortsetzung der Offensive bis zum Peipussee und darüber hinaus verlangte, gezügelt werden. Die für eine solche Operation nötigen Kräfte glaubte die Oberste Heeresleitung nicht verfügbar machen zu können.

Das Ösel-Unternehmen.

Die drohend gegen Petersburg gerichtete Faust mußte noch mehr Beachtung finden, wenn man sich in den Besitz der baltischen Inseln Ösel, Moon und Dagö setzte, die den Zugang zum Rigaschen Meerbusen beherrschten, den Finnischen Meerbusen flankierten und ein gutes Sprungbrett nach Estland bildeten. Das Unternehmen, besonders reizvoll durch das Zusammenwirken von Flotte und Landheer, nahm einen glänzenden Verlauf. Am 11. Oktober lief die Transportflotte mit der 42. Infanterie-Division an Bord unter dem Schutz der Hochseeflotte aus dem Hafen von Libau aus. Am nächsten Tage landete die Division unter dem Donner der Schiffsgeschütze bei der stark bewehrten, aber schlecht verteidigten Taggabucht an der Nordküste von Ösel, durcheilte die Insel nach Osten und nahm die doppelt überlegene Besatzung gefangen. Wenige Tage später fielen Moon und Dagö.

Die Flotte hatte die Unternehmung tatkräftig unterstützt und erntete dafür lauten Beifall und Anerkennung. Es gerieten darüber dunkle Flecken in Vergessenheit, die im Sommer den blanken Schild der Marine getrübt hatten. Es waren damals auf einigen Schiffen schwere Disziplinwidrigkeiten vorgefallen, die ein

bedenkliches Licht auf den Geist der Besatzungen warfen. Indem man ein paar Haupträdelsführer standrechtlich erschoß, glaubte man, die Wurzel des Übels getroffen zu haben. In der Stille wucherte jedoch der Keim des Aufruhrs in der Schlachtflotte weiter, die während des ganzen nächsten Jahres zu tatenloser Ruhe in den deutschen Kriegshäfen verurteilt war.

Die Niederlagen in Galizien, Riga und auf Ösel genügten, um den moralischen Halt des russischen Heeres endgültig zu zerstören. Die radikalen Elemente unter der Leitung der bolschewistischen Parteiführer Lenin und Trotzki gewannen die Oberhand. Am 6. November schwemmte eine neue Revolution die gemäßigte Regierung Kerenskis fort, und es begann der Versuch, einem bisher durchaus autokratisch beherrschten, innerpolitisch und wirtschaftlich rückständigen Volke fast unvermittelt eine völlig kommunistische Staatsform aufzuzwingen.

Die nächsten Ereignisse verliefen so, wie es erwartet werden mußte. Am 26. November beantragte der neue russische Oberbefehlshaber, ein früherer Fähnrich, einen Waffenstillstand, der am 14. Dezember in Brest-Litowsk abgeschlossen wurde. Anfang Januar 1918 folgte der Waffenstillstand von Focsani, der den Feindseligkeiten gegen Rumänien ein Ende bereitete. Am 22. Dezember 1917 begannen die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk. Seit Ende November rollten die für den Kampf in Frankreich geeigneten Divisionen in ununterbrochener Folge vom Osten nach dem Westen.

Die Niederlage Italiens.

(Karte 2 Skizze h.)

Ungefähr zur gleichen Zeit, als der gewaltige Bau des alten russischen Staates zusammenstürzte, und sich die Abgesandten Lenins in Brest-Litowsk, dem Hauptquartier des Oberbefehlshabers Ost, um Waffenruhe und Frieden bittend einfanden, erlitt die zweite der vier europäischen Ententegroßmächte, Italien, eine sehr schwere Niederlage.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatz brannten seit dem August die Isonzokämpfe wieder in heißer Glut. Die Österreicher waren jetzt auch hier mit ihrer Kraft am Ende, und es entstanden an leitender Stelle ernste Zweifel, ob das Heer noch weiterhin

dem zerrüttenden Einfluß der Materialschlacht gewachsen sein würde. Die 11. Isonzoschlacht im August und September hatte den Italienern nördlich und südlich von Görz Erfolg gebracht. Es war unsicher, ob die Österreicher dem 12. Isonzoangriff noch standhalten würden.

Der russische Zusammenbruch, der sich seit dem Spätsommer immer deutlicher am Horizont abzeichnete, ließ gerade noch zur rechten Zeit den Plan ausführbar erscheinen, die Erleichterung im Osten zu einem Schlag im Süden auszunutzen. Die deutsche Oberste Heeresleitung wollte während der bevorstehenden letzten großen Entscheidung im Frühjahr 1918 von der Sorge für die österreichische Front in Italien frei sein. Der verlockende Gedanke, die im Mai 1916 von General v. Conrad begonnene Operation, aus Tirol heraus auf Padua oder Verona wieder aufzunehmen, vielleicht in Verbindung mit einer Paralleloffensive am Isonzo, die dort die italienischen Kräfte band, setzte sich nicht durch. Er verlangte stärkere Kräfte, als die deutsche Oberste Heeresleitung verfügbar zu haben glaubte. Auch schien für eine solche Operation die einer langen Vorbereitungszeit bedurfte, die Jahreszeit schon zu weit vorgeschritten. Man wählte statt dessen eine Offensive mit bescheideneren Aussichten, die hart nördlich der eigentlichen Isonzofront aus dem Raume Flitsch–Tolmein ihren Ausgang nahm und die unmittelbare Entlastung der schwer gefährdeten Isonzofront zum Ziele hatte.

Die Stoßgruppe wurde durch die deutsche 14. Armee unter General Otto v. Below und besonders bewährte österreichische Divisionen unter General Krauß gebildet. Der Angriff im Hochgebirge, vor allem die Regelung des Nachschubes, stellte an die deutschen Truppen, die in Kämpfen dieser Art nicht allzuviele Erfahrungen besaßen, neue große Anforderungen. Das Unternehmen war auf Überraschung aufgebaut. Leider wurde es durch österreichische Überläufer verraten. Die Italiener waren also gewarnt.

Trotzdem hatte der am 24. Oktober beginnende Angriff einen großartigen Erfolg. Im ersten Anlauf wurde der der italienischen Ebene vorgelagerte letzte Gebirgskamm der Julischen Alpen, der in dem Monte Matajur gipfelt, genommen. Die ungestüm über Udine zum Tagliamento vordringenden deutschen und österreichischen Divisionen ließen einem großen Teil der am Isonzo stehenden 2. und 3. italienischen Armee nicht Zeit und Raum zum

rettenden Rückzuge. Allein am 30. Oktober streckten bei Codroipo am Tagliamento 60 000 Italiener die Waffen. Der Erfolg dieses Tages wäre noch größer geworden, wenn die unter dem General Boroevic stehende österreichische Heeresgruppe am Isonzo schärfer nachgedrängt hätte. Aber auch so übertraf das Ergebnis die kühnsten Erwartungen. Der Unterlauf des Tagliamento wurde von deutschen und österreichischen Divisionen überschritten. Auch die Gebirgsfront im Norden gab nach. Das italienische Heer flutete auf den Piavefluß zurück. Aus der örtlichen Entlastung der gefährdeten österreichischen Isonzofront war fast unerwartet eine große Bewegungsoperation geworden. Wieder zeigte sich die gewaltige Überlegenheit der Deutschen im Bewegungskriege. Anfangs sechs, später acht deutsche und einige österreichische Divisionen hatten das italienische Heer geschlagen, eine Viertelmillion Italiener gefangen genommen und standen dicht vor Venedig.

An der Piave erschienen englische und französische Divisionen. Sie gaben den Italienern den ersten Halt. Der stark angeschwollene Fluß konnte von den deutschen und österreichischen Truppen nicht mehr überwunden werden.

Das Schwergewicht wurde nach dem Norden verlegt. Die Österreicher sollten der erlahmenden Offensive an der Tiroler Front einen neuen Anstoß geben. Aber den dort stehenden Truppen fehlte die Kraft für den Durchbruch. Es war nicht gelungen, die durch die Verkürzung der Front am Isonzo freigewordenen österreichischen Verbände rechtzeitig nach Tirol zu befördern. Es erwies sich als ungünstig, daß sich vorher nicht die Möglichkeit hatte schaffen lassen, den Angriff bei günstigem Verlauf auf breiterer Basis weiterzuführen. General v. Conrad, der seit dem März in diesem Frontabschnitt den Oberbefehl führte, raffte trotzdem seine schwachen Bestände zusammen und griff bei Asiago an. Aber er drang nicht durch. Die Stoßkraft der ganzen Offensive hatte ihr Ende erreicht.

Der italienische Generalstabschef Cadorna wurde durch General Diaz ersetzt.

Die italienische Armee hat sich von diesem Schlage nicht mehr erholt. Ihre geschwächte Kraft reichte gerade noch aus, um die Masse des österreichischen Heeres in Italien festzuhalten. Der Kampf an der italienischen Front war zugunsten der Mittelmächte entschieden.

Die Kämpfe an der Peripherie.

(Karte 3 Skizze a.)

Im Frühjahr 1917 griffen die Engländer ungefähr zur gleichen Zeit in Mesopotamien und Palästina an. Die Ziele waren Bagdad und Jerusalem. Ursprünglich ist wohl auch die Mitwirkung der russischen Kampfgruppe in Armenien beabsichtigt gewesen. Hier rüstete der Oberkommandierende, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, um die Jahreswende 1916/17 in alter Tatkraft zu neuem Angriff. Gelang es ihm, den armenischen Taurus zu überwinden und auf Diabekir am Tigris durchzustoßen, so war Mesopotamien für die Türken nicht mehr zu halten und Palästina und Syrien in der Flanke schwer bedroht. Die russische Revolution machte auch durch diese Rechnung einen Strich. Nikolai Nikolajewitsch legte auf Befehl der neuen Gewalthaber in Petersburg den Kommandostab im Kaukasus nieder. Selbst diese eiserne Herrennatur sah keine Möglichkeit, sich gegen die elementare Gewalt der Revolution aufzulehnen. Der Jahrhunderte alte ehrgeizige Traum der Romanows, das orthodoxe Kreuz auf der Kuppel der Hagia Sophia in Konstantinopel aufzupflanzen und Armenien und das nördliche Kleinasien dem russischen Reiche einzuverleiben, zerrann in nichts.

Trotz der Entlastung an der armenischen Front gelang es den Türken nicht, die Truppenverbände in Palästina und in Mesopotamien so zu verstärken, daß sie dem britischen Angriff gewachsen waren. Zunächst brach das Verderben über Mesopotamien herein. Mit Beginn des Jahres 1917 wurde die bei Kut el Amara verankerte türkische Front von überlegenen indisch-englischen Truppen angegriffen und nach schweren Kämpfen, in denen die Türken ihre alte Tapferkeit erneut bewiesen, Ende Februar überwältigt. Zum zweiten Male erschienen die Engländer vor Bagdad, diesmal besser vorbereitet als im Herbst 1915. Nach kurzem Kampf fiel die alte Kalifenstadt in die Hand der Ungläubigen. Die Verfolgung gelangte im Verlaufe des Jahres 1917 noch über Samara hinaus. Die Absicht der Türken, Bagdad mit deutscher Unterstützung Ende 1917 oder Anfang 1918 wieder zu nehmen, kam nicht zur Durchführung, denn inzwischen waren in Arabien und Palästina Ereignisse eingetreten, welche die ohnehin geringen deutschen Verstärkungen dorthin ablenkten.

Im Sommer 1916 war der Emir von Mekka von der Türkei abgefallen und hatte sich mit den Engländern verbündet. Im

März und im April 1917 griffen die Engländer die türkischen Stellungen bei Gaza und Berseba an der südlichen Grenze Palästinas an. Sie wurden blutig zurückgewiesen. Erst im Herbst konnte der Angriff wiederholt werden. Diesmal mußten die Türken weichen und bezogen zwischen Jaffa und dem Toten Meer eine neue Stellung zum Schutze Jerusalems. Aber auch hier konnten sie sich nicht lange halten. Am 9. Dezember fiel Jerusalem, nächst Mekka die heiligste Stätte des Islam, in die Hand der Engländer. Erst hart nördlich von Jerusalem kamen die Kämpfe zum Stehen.

Der Verlust von Mekka, Bagdad und Jerusalem brachte dem Ansehen der Türkei im Orient unheilbaren Schaden. Die Araber gerieten immer mehr unter englischen Einfluß. Für die britische Landbrücke zwischen Ägypten und Indien waren Palästina, Arabien, Mesopotamien drei Etappen von weltgeschichtlicher Bedeutung.

An dieser Entwicklung änderte auch die Vollendung der Bahnen von Konstantinopel nach Palästina und Mesopotamien nichts mehr. Um die Jahreswende 1917/18 war nach Fertigstellung der Tunnelanlagen im Taurus eine durchgehende Verbindung vom Bosporus bis Aleppo geschaffen. Sie fand von hier ihre Fortsetzung nach Süden in der über Damaskus nach Jerusalem führenden Hedjasbahn, nach Osten in der bis in die Gegend von Mardin reichenden Bagdadbahn. Zur gleichen Zeit fuhren bereits englische Züge von Kairo nach Palästina.

Der Teilfriede im Jahre 1917/18.

Die Friedensbestrebungen im Jahre 1917.

Die außerordentlich gespannte politische und militärische Lage, die während des Jahres 1917 in beiden Kriegslagern herrschte, löste sich in allerlei mehr oder weniger ernsthaften Versuchen, zu einem Verständigungsfrieden zu gelangen. Der durch das Angebot der Mittelmächte im Dezember 1916 angeregte Friedensgedanke ließ die Staatsmänner unter dem Druck der Volksstimmung nicht mehr los. Er würde sich vielleicht durchgesetzt haben, wenn die Ententeländer nicht durch unglückliche Umstände genaue Kenntnis von der überaus pessimistischen Auffassung der Wiener regierenden Kreise erhalten hätten.

Zunächst suchte die russische Regierung im Februar 1917 in vorsichtiger Form die Fühlung mit Österreich-Ungarn zu gewinnen. Aber bevor die eingeleiteten Verhandlungen zu einem greifbaren Ergebnis führten, brach die russische Revolution aus und stürzte den Zaren vom Thron.

Im März bemühte sich Kaiser Karl durch Vermittlung seines Schwagers, des in französischen Diensten stehenden Prinzen Sixtus von Bourbon, Fäden zur Entente zu spinnen. Er verlangte, daß der Bestand der österreichischen Monarchie, wenn auch um den Preis schwerster Opfer, erhalten bleibe, versprach im übrigen, daß er „mit allen Mitteln und unter Aufbietung alles persönlichen Einflusses bei seinen Verbündeten die gerechten französischen Ansprüche hinsichtlich Elsaß-Lothringens unterstützen werde.“ Zu praktischen Ergebnissen führte dieser Annäherungsversuch, der ein Jahr später, im Frühjahr 1918 von französischer Seite öffentlich bekannt gegeben wurde und in Deutschland naturgemäß große Entrüstung erregte, nicht. Im Gegenteil ließ das Sondervorgehen des Kaisers Karl den Eindruck entstehen, daß die Kraft der Mittelmächte im Begriff sei zu erlahmen und daß das Bundesverhältnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn sich zu lockern beginne.

Dieser Eindruck mußte zur Gewißheit werden, als durch Indiskretionen ein Geheimbericht des österreichischen Außenministers, Grafen Czernin, bekannt wurde, der die Lage der Mittelmächte in dunklen Farben schilderte. Es hieß in ihm: „Eure Majestät haben mich beauftragt, den verbündeten Staatsmännern des Deutschen Reiches zu sagen, daß wir am Ende unserer Kräfte sind und daß Deutschland über den Spätsommer hinaus nicht mehr auf uns wird rechnen können. Ich habe diese Befehle ausgeführt und die deutschen Staatsmänner haben mir keinen Zweifel darüber gelassen, daß auch für Deutschland eine weitere Winterkampagne ein Ding der Unmöglichkeit sei..."

Sobald es gelungen sei — so hieß es weiter — die erwarteten englisch-französischen und italienischen Angriffe abzuschlagen, dann müßten die Mittelmächte, bevor Amerika das militärische Bild neuerdings zu ihren Ungunsten verschiebe, einen weitergehenden detaillierten Friedensvorschlag machen und dürften sich nicht davor scheuen, große Opfer zu bringen.

Das Zugeständnis der Schwäche aus so berufenem Munde hatte die natürliche Folge, daß die gerade damals aufkeimende Friedensgeneigtheit der Entente gründlich zerstört wurde.

Die Friedensresolution des deutschen Reichstages. — Rücktritt Bethmann Hollwegs.

Unter diesen Umständen mußte auch die am 19. Juli veröffentlichte Friedensresolution des Deutschen Reichstages als ein Zeichen zunehmender Ermattung erscheinen. Sie betonte den Willen zu einem Frieden ohne „erzwungene Gebietserwerbungen und ohne politische, wirtschaftliche und finanzielle Vergewaltigungen". Es sollte also im wesentlichen der territoriale und wirtschaftliche Zustand vor dem Kriege die Grundlage des künftigen Friedens bilden. Die Ententeminister lehnten den Vorschlag mit großer Entschiedenheit ab. Sie bezeichneten die Rückgabe von Elsaß-Lothringen als unbedingte Voraussetzung für den Beginn von Verhandlungen. Hiervon konnte nach der Auffassung fast des gesamten deutschen Volkes nicht die Rede sein. Es entfiel also jeder Anlaß in Besprechungen einzutreten.

In den der Friedensresolution vorangehenden Reichstagsverhandlungen war es zu ernsten Reibungen zwischen dem Parlament und dem Reichskanzler gekommen, der sich weigerte, die ver-

langte öffentliche Zustimmung der Regierung zu dem Mehrheitsbeschluß des Reichstages zu geben. Es bildete sich unter Führung des Abgeordneten Erzberger eine starke Strömung, die auf seinen Sturz hinarbeitete. Zur gleichen Zeit kamen die inneren Gegensätze, die zwischen Bethmann Hollweg und der Obersten Heeresleitung bestanden, zum Austrag. Hindenburg und Ludendorff lehnten die weitere Zusammenarbeit mit dem Reichskanzler ab, dem sie eine schwächliche Politik vorwarfen, und erbaten für den Fall seines längeren Verbleibs im Amte den Abschied. Unter dem doppelten Druck erhielt Bethmann Hollweg am 13. Juli die Entlassung.

Seinem Nachfolger Michaelis gelang es in der kurzen Spanne seiner Kanzlerschaft nicht, zu einem reibungslosen Arbeiten mit dem Parlament zu kommen und der immer heftiger entbrennenden innerpolitischen Kämpfe Herr zu werden. Bereits am 1. November trat er seinen Platz an den im hohen Alter stehenden bayerischen Ministerpräsidenten Grafen Hertling ab, der als ehemaliger Parlamentarier eine starke Stellung im Reichstag besaß.

Die Wilsonsche Friedensnote.

Trotz aller bisherigen Mißerfolge und Enttäuschungen wurden die Friedensverhandlungen auch in der zweiten Hälfte des Jahres 1917 fortgesetzt. Aber weder die im Sommer 1917 in Stockholm tagende internationale Sozialistenkonferenz, zu der die Ententeländer und Amerika ihren sozialistischen Arbeiterführern die Pässe verweigerten, noch die Friedensmahnung des Papstes im August dieses Jahres, brachte die Friedensfrage ihrer Lösung auch nur um einen Schritt näher.

Einen letzten Versuch unternahm der Präsident der Vereinigten Staaten Wilson im Dezember 1917. Die Beendigung des Krieges mit dem bolschewistischen Rußland und der noch immer schwer auf der Entente lastende U-Bootkrieg mochten ihn bedenklich gestimmt haben.

In den 14 Punkten seiner Botschaft an den amerikanischen Senat vom 8. Dezember 1917, die ein Jahr später mit einigen Änderungen von den kriegführenden Mächten als Grundlage für den abzuschließenden Frieden angenommen wurde, entwickelte er das „einzig mögliche Programm für den Weltfrieden". Er verlangte neben anderem die Aufgabe aller von den Mittelmächten

besetzten russischen Gebiete und die Räumung, Wiederherstellung und Sicherung der Souveränität Belgiens; „das im Jahre 1871 Frankreich in Sachen Elsaß-Lothringen von Preußen zugefügte Unrecht, das nahezu 50 Jahre lang den Weltfrieden in Frage gestellt hat, müßte in Ordnung gebracht werden"; „Berichtigung der italienischen Grenzen... nach den klar erkennbaren Linien der Nationalität"; Gelegenheit zu autonomer Entwicklung für die Völker Österreich-Ungarns; Errichtung eines unabhängigen polnischen Staates mit freiem gesicherten Zugang zum Meer

Der deutsche Reichskanzler, Graf Hertling, erklärte in seiner Antwort unter Hinweis auf die günstige militärische Lage der Mittelmächte, daß von einer Abtretung von Reichsgebieten nie und nimmer die Rede sein könne. Er lehnte ferner eine Einmischung in die mit Rußland schwebenden Friedensverhandlungen ab, da die Ententeländer der Einladung nach Brest-Litowsk nicht gefolgt seien. Auch die zukünftige Gestaltung Polens sei eine Sache, die nur die beteiligten Länder Deutschland, Österreich und Polen angehe.

Da auch Graf Czernin die geforderte Abtretung österreichischen Gebietes an Italien zurückwies, zerfloß dieser letzte Versuch, auf dem Wege eines Vergleichs zum Frieden zu kommen, ins Wesenlose. Die Waffen mußten nun endgültig entscheiden, es konnte nur noch Sieger und Besiegte geben.

Der Ostfriede.

(Karte 3 Skizze b.)

Auf der Ostfront war der Kampf bereits entschieden und die Mittelmächte unbestritten die Sieger.

An den am 22. Dezember 1917 in Brest-Litowsk beginnenden Friedensverhandlungen mit Sowjetrußland nahm neben den diplomatischen Bevollmächtigten auch der Chef des Generalstabes des Oberbefehlshabers Ost, General Hoffmann, als Vertreter der deutschen Obersten Heeresleitung lebhaften Anteil. Es wurde zunächst über die Frage des Selbstbestimmungsrechts der russischen Randstaaten und der Räumung der besetzten Gebiete durch die Mittelmächte verhandelt. Die deutschen Unterhändler vertraten die Auffassung, daß die Randstaaten ihren Wunsch, sich von Rußland zu trennen, bereits in ausreichendem Maße zu er-

kennen gegeben hätten. Sie lehnten die Zurückziehung der deutschen Truppen ab, da der bolschewistischen Propaganda hierdurch Tor und Tür geöffnet worden wäre.

Die Besprechungen nahmen, da die Gegensätze sich nicht überbrücken ließen, einen schleppenden Verlauf und näherten sich dem toten Punkt.

Der Friedensschluß mit der Ukraine.

Da trat plötzlich Mitte Januar eine Wendung ein. Die Abgesandten der Ukraine gerieten in scharfen Gegensatz zu den großrussischen Vertretern. Sie verlangten die volle staatliche Selbständigkeit ihres Landes, eine Forderung, die selbstverständlich von den Sowjetleuten schroff zurückgewiesen wurde. Die Bevollmächtigten der Mittelmächte nutzten die Zwietracht im russischen Lager in geschickter Weise aus. Sie stellten sich auf die Seite der Ukrainer und begannen Sonderverhandlungen mit ihnen zu führen. Es gelang am 9. Februar einen Frieden abzuschließen, in dem die volle staatliche Selbständigkeit der Ukraine anerkannt wurde. Dieser Vorgang führte zum Bruch mit den großrussischen Vertretern. Trotzki lehnte die Zustimmung Sowjetrußlands zu dem Vertrage ab, da die Ukraine als Bestandteil des russischen Reichs gar nicht berechtigt sei, selbständige Verhandlungen zu führen. Er verließ Brest-Litowsk, indem er den Krieg ohne einen formalen Friedensschluß für beendigt erklärte.

Die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen Sowjetrußland.

Der eigenartige diplomatische Schachzug der Sowjetvertreter stellte die Mittelmächte vor die Wahl, ob sie sich mit einem solchen Zustande der Halbheit abfinden, oder den Krieg gegen Sowjetrußland wieder aufnehmen wollten. Während Österreich zu ersterem neigte, entschloß sich die deutsche Regierung auf Anraten der Obersten Heeresleitung zu letzterem. Es war notwendig, vor dem Entscheidungsgang im Westen Klarheit im Osten zu schaffen. Die Ostdivisionen wurden in Frankreich dringend gebraucht. Man mußte auch zu sicheren wirtschaftlichen Beziehungen mit der Ukraine und Rumänien kommen.

Am 18. Februar begann also auf der großrussischen Front der Vormarsch, dem sich zur gleichen Zeit der Einmarsch deutscher und österreichischer Divisionen in die von den Sowjettruppen schwer

bedrängte Ukraine anschloß. Das Ziel war die Besetzung Estlands bis zum Peipussee und die Befreiung der Ukraine. Blitzschnell und ohne ernstlichen Widerstand zu finden, nahmen die verbündeten Truppen die ungeheuren Landgebiete in Besitz. Anfang März rückten sie in Kiew und Odessa ein.

Der Friedensschluß mit Sowjetrußland.

Unmittelbar nach Beginn des deutschen Vormarsches erklärte die Sowjetregierung funkentelegraphisch ihr Einverständnis zum Frieden, unter den vom Vierbund in Brest-Litowsk aufgestellten Bedingungen. Die deutsche Regierung antwortete mit einem kurzfristigen Ultimatum unter Verschärfung der Brester Forderungen. Sie verlangte neuerdings die Anerkennung der staatlichen Selbständigkeit Finnlands und die Räumung Livlands und Estlands, die bis zur endgültigen Regelung ihres zukünftigen Schicksals von deutschen Truppen besetzt bleiben sollten. Die Russen nahmen auch diese Bedingungen an. Am 2. März trafen die Sowjetvertreter in Brest-Litowsk wieder ein, und am folgenden Tage wurde der Friede ohne jede Debatte unterzeichnet.

Die Besetzung der Ukraine.

Im Verlauf des Sommers 1918 zogen die Mittelmächte die Folgen ihres Sieges im Osten. Deutsche Bataillone besetzten Charkow und das Kohlengebiet des Donezbeckens, rückten in Rostow am Don und in Tiflis ein, standen bei Narwa und Wiborg. Deutsche Professoren erschienen in der alten baltischen Universitätsstadt Dorpat. Weite Kreise des deutschen Volkes glaubten, daß dies die ersten Anfänge einer mächtigen Welle wirtschaftlicher und geistiger Entfaltung seien, die sich nach gewonnenem Kriege befruchtend aus der deutschen Heimat über die russischen Randländer ergießen würde. Man gab sich der stolzen Hoffnung hin, daß das alte Siedlungsgebiet des Deutsch-Ordenslandes wieder in enge Beziehungen zum Mutterlande gelangen werde.

Letzten Endes führten jedoch weder Eroberungspläne noch ideelle Gründe die deutschen Truppen tief in das Innere des alten Zarenreichs hinein, sondern die Sorge vor diesem unheimlichen Gebilde Sowjetrußland, das man so sehr wie irgend möglich schwächen wollte, und mehr noch die bittere Notwendigkeit, Getreide aus den kornreichen Ländern des russischen Südens heraus-

zuholen und die Erdölquellen des Kaukasus für die heimische Industrie nutzbar zu machen. Die Mittelmächte brauchten diese Gebiete, um leben zu können. Es fiel der Obersten Heeresleitung schwer, annähernd 40 Divisionen im Osten zu belassen zu einer Zeit, in der im Westen um Leben und Tod gekämpft wurde. Es entging ihr auch nicht, daß die enge Berührung der deutschen Truppen mit dem im Brande der Revolution lodernden russischen Reiche ernste Gefahren in sich barg, und daß der Geist des Kommunismus einen starken Reiz auf die körperlich und seelisch geschwächten Mannschaften ausübte. Aber die Heimat konnte das Brot nicht entbehren, Deutsch-Österreich stand vor dem Verhungern. Es war also kaum möglich, eine andere Entscheidung zu treffen.

Die wirtschaftlichen Ergebnisse der Besetzung Südrußlands blieben allerdings hinter den Erwartungen weit zurück. Der völlig ungenügende Verwaltungsapparat in der Ukraine war nicht imstande, die ohnehin durch die 4 Jahre des Krieges und der Revolution erschöpften Hilfsquellen des Landes zu erfassen. Die Regierung des Hetmans Skoropadski stand auf schwachen Füßen. Immerhin reichten die ukrainischen Getreidetransporte gerade knapp aus, um den Zusammenbruch der Ernährung in Österreich-Ungarn zu verhindern.

Die Expedition nach Finnland.

Die Gründe für die Expedition nach Finnland lagen mehr auf militär-politischem Gebiet als auf wirtschaftlichem. Sowjetrußland sollte noch weiter geschwächt und abgeschnürt, Petersburg auch von Finnland her umklammert, der Entente der Zugang nach Rußland erschwert werden. Man wollte sich die Finnen zu Freunden machen, da man auf ihre militärische Unterstützung gegen Rußland rechnete.

Finnland war zwar durch den Friedensvertrag von Brest-Litowsk als selbständiger Staat anerkannt worden. Aber die roten Truppen der Sowjetrepublik dachten nicht daran, aus dem Lande herauszugehen. Der Oberbefehlshaber der neu sich bildenden finnischen Armee, General von Mannerheim, erbat daher deutsche Hilfe. Anfang April landete die „Ostseedivision" unter General Graf Goltz in Hangö an der Südwestecke Finnlands und marschierte auf Tavastehus, während ihr von Norden her die finnische „weiße Garde" die Hand reichte. Bei Lahti wurden die Sowjettruppen

am 20. April nach schweren Kämpfen eingeschlossen und gefangen genommen, Ende April Wiborg besetzt und die Küste Finnlands von den Sowjettruppen gesäubert.

Der Friedensschluß mit Rumänien.

Die Verhandlungen von Brest-Litowsk fanden in Bukarest ihre Fortsetzung. Auch Rumänien, das mit so stolzen Hoffnungen in den Krieg eingetreten war, tat einen tiefen Fall und mußte sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade ergeben. Die Mittelmächte verlangten neben der weitgehenden Entwaffnung des rumänischen Heeres die Abtretung der Dobrudscha und einiger an Ungarn angrenzender Gebiete. Wichtiger waren die wirtschaftlichen Forderungen, die den Überfluß des Landes an Petroleum und an Getreide für die Mittelmächte beanspruchten. Es blieb den Rumänen nichts übrig, als diese Bedingungen anzunehmen. Am 7. Mai 1918 wurde der Friede von Bukarest nach langwierigen Verhandlungen unterzeichnet.

Über die Beute entstanden zwischen Bulgaren und Türken Mißhelligkeiten. Die Bulgaren forderten die gesamte Dobrudscha. Die Türken wollten ihr Einverständnis hierzu nur geben, wenn ihnen der im Jahre 1915 an Bulgarien abgetretene Landstreifen südlich Adrianopel an der Maritza zurückerstattet würde. Der Streit fand seine vorläufige Lösung darin, daß die Norddobrudscha unter der gemeinsamen Verwaltung der Mittelmächte verblieb und die endgültige Auseinandersetzung vertagt wurde.

Die polnische Frage.

Ebenso unerfreulich wie die Streitigkeiten über die rumänische Beute waren die Reibungen, die zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland über die polnische Frage entstanden. Um die Mitte des Jahres 1916 hatte der Gedanke eines polnischen Pufferstaates mit politischer und wirtschaftlicher Anlehnung an die Mittelmächte greifbare Gestalt angenommen. Er wurde besonders verlockend dadurch, daß der Generalgouverneur in Warschau, General v. Beseler, sich anheischig machte, eine polnische Hilfsarmee von annähernd einer halben Million Mann aufzustellen, wenn die verbündeten Regierungen sich entschließen würden, ein selbständiges Königreich Polen ins Leben zu rufen. Auch die deutsche Oberste Heeresleitung befürwortete angesichts der schwierigen militärischen Lage,

in der die Mittelmächte sich damals befanden, das sehr zweifelhafte Experiment. Daraufhin wurde Polen am 5. November 1916 durch eine feierliche Proklamation des deutschen und österreichischen Kaisers zum Königreich erklärt.

Als man soweit gelangt war, entstanden zwischen den deutschen und österreich-ungarischen Staatsmännern erhebliche Meinungsverschiedenheiten über die Zukunft des neuen Gebildes. Beide Mächte beanspruchten die politische und wirtschaftliche Vorherrschaft. Sie stritten sich hierüber so lange herum, bis der polnische Aufstand bei Kriegsende allen diplomatischen Problemen und Feinheiten ein jähes Ende bereitete.

Der Gedanke der Aufstellung eines polnischen Heeres gewann keinerlei Gestalt. Es meldeten sich kaum ein paar tausend polnische Soldaten zum Waffendienst.

Aber diese vorzugsweise auf dem Arbeitsgebiet der Diplomatie liegenden Unerfreulichkeiten sanken, an den Erfolgen gemessen, die der deutsche Soldat durch die kriegerischen Großtaten dreier Jahre im Osten errungen hatte, zu Kleinigkeiten herab. Es schien nicht vermessen, wenn der Reichskanzler, Graf Hertling, die Zumutung der Abtretung deutschen Gebietes, wie sie der Wilsonsche Friedensvorschlag forderte, unter stolzem Hinweis auf die Gestaltung der Dinge im Osten ablehnte.

Der Krieg im Jahre 1918.

Der deutsche Angriff im Westen.

Der Entschluß der Entente, das Eingreifen der Amerikaner für die Fortsetzung der Angriffe abzuwarten.

(Karte 3 Skizze c.)

Die Vorgänge des Jahres 1917 hatten die Lage für die beiden Mächtegruppen völlig verändert. Der eiserne Ring, der die belagerten Mittelmächte umspannte, war in Rußland und Rumänien gesprengt worden. Das deutsche Ostheer war frei. Die volle Auswirkung dieses gewaltigen Ereignisses mußte sich im Frühjahr 1918 in stärkstem Maße fühlbar machen. Die Führer der Entente legten sich die Frage vor, ob sie in der Lage seien, die Initiative im Westen weiterhin zu behaupten, oder ob es geboten sei, den Deutschen vorübergehend den Angriff zu überlassen. Es war kein leichter Entschluß, die englisch-französische Front der in zahllosen Schlachten bewährten Stoßkraft des deutschen Heeres auszusetzen. Aber schließlich überwog die Hoffnung, daß auch den Deutschen die Lösung der Aufgabe des strategischen Durchbruchs, an der die Entente trotz ihrer großen Überlegenheit gescheitert war, nicht glücken werde, und daß die englischen und französischen Armeen standhalten würden, bis die sehnlichst erwarteten amerikanischen Verstärkungen die Entlastung bringen würden. Auf deren rechtzeitige Überführung glaubte man mit ausreichender Wahrscheinlichkeit rechnen zu dürfen. Es unterlag um die Jahreswende 1917/18 kaum noch einem Zweifel, daß der deutsche Versuch, durch den unbeschränkten U-Bootkrieg die Bewegungsfreiheit der Entente entscheidend zu lähmen, mißglückt war. Die Berechnungen der deutschen Sachverständigen hatten getrogen. Mochten die Verluste an Schiffsraum noch so groß sein, die Entente wußte den notwendigen Ausgleich, wenn auch nur durch die Anwendung rücksichtslosester Maßnahmen, herzustellen. Jedenfalls

ließ sich, und das war ausschlaggebend, die Überführung des amerikanischen Heeres nach Frankreich nicht verhindern. Es mußte daher schließlich einmal der Zeitpunkt kommen — vorausgesetzt, daß die französisch-englische Front so lange standhielt — wo der dauernde Zufluß der amerikanischen Verstärkungen der Entente das endgültige militärische Übergewicht und damit den Endsieg sichern würde. Wann dies sein würde, darüber gingen die Ansichten auseinander. Clémenceau seit November 1917 französischer Ministerpräsident, in dem Frankreich einen politischen Führer von gleicher Schwungkraft und Rücksichtslosigkeit erhalten hatte, wie ein Jahr früher England in Lloyd George, rechnete erst mit dem Jahre 1919.*)

Vorläufig galt es also Zeit zu gewinnen. Die verbündeten Heeresleitungen trafen die erforderlichen Maßnahmen für eine kräftige Verteidigung. Es wurde neben anderem der Versuch gemacht, für die kommenden Ereignisse einen gemeinsamen Oberbefehl für die Fronten in Frankreich und Italien zu schaffen. Die Anregung hierzu ging von Lloyd George aus, der die schweren Nachteile einer getrennten Befehlsführung erkannt hatte. Anfang November einigte man sich auf die Bildung eines Obersten Kriegsrates, der sich aus den einflußreichsten Ministern der alliierten Länder zusammensetzen und alle Monate in Versailles tagen sollte. Daneben kam ein „Kriegsvollzugsausschuß" aus militärischen Vertretern zustande, dessen Vorsitz General Foch führte. Es wurde ihm das Recht zugestanden, aus allen Truppenkontingenten eine Generalreserve zusammenzustellen und nach freiem Ermessen über sie zu verfügen. Aber als Foch seine Forderungen anmeldete, lehnte Marschall Haig die Abgabe englischer Truppen mit der Begründung ab, daß er infolge der Übernahme eines Teils der französischen Front auch nicht eine Division entbehren könne. Daraufhin zogen auch die Italiener ihre anfängliche Zusage zurück. Es blieb bei dem bisher üblichen System der gegenseitigen Vereinbarungen zwischen den verbündeten Heerführern. Der Kriegsvollzugsausschuß verlor jeden Einfluß.

Mit dieser Schwäche in der Befehlsorganisation hing auch die wenig glückliche Verteilung der Reserven hinter der Front zusammen.**) Durch die Ausdehnung der Engländer nach Süden bis

*) Kapitän Wright: At the supreme war council.

**) Bei Beginn der Frühjahrskämpfe standen von insgesamt 183 Divisionen auf französisch-belgischem Boden 112 in der Front, 73 waren zurückgezogen.

über La Fère hinaus, war der rechte englische Flügel stark gestreckt worden. Gerade hier, an der Naht zwischen Franzosen und Engländern fehlte es an Reserven in schnell erreichbarer Nähe. Die Franzosen erwarteten den deutschen Angriff bei Reims, die Engländer bei Arras. Dort häuften sie die Reserven. Für die schwache Stelle bei St. Quentin sorgte niemand.

Die Lage des deutschen Heeres bei Beginn des Jahres 1918.*)

Auch die deutschen Pläne für das Jahr 1918 standen unter dem gewaltigen Zwang der Ereignisse in Rußland und des Eingreifens Amerikas. Die Oberste Heeresleitung glaubte fester denn je an die Möglichkeit eines vollen deutschen Sieges. Sie stützte sich bei dieser Auffassung vornehmlich auf die außerordentliche Erleichterung, die der Zusammenbruch Rußlands für die Mittelmächte gebracht hatte. Der Rücken war endlich frei. Auch für die Flanke, Makedonien und Italien, bestand keine Sorge. Fast das gesamte deutsche Heer war gegen die beiden Hauptfeinde Frankreich und England verfügbar.**) Zum ersten Male seit der Marnekatastrophe konnte man dem Gegner im Westen mit gleichen Kräften entgegentreten.

Allerdings würde das zahlenmäßige Gleichgewicht nicht von langer Dauer sein. Die Mannschaftsergänzung hatte sich so ungünstig gestaltet, daß im Verlauf des Jahres 1918 eine erhebliche Verminderung der deutschen Heeresstärke ganz unvermeidlich war.***) Schon im August 1917 war festgestellt worden, daß bei

*) S. Urkundenanhang: Zur Entstehung des deutschen Angriffsgedankens für das Jahr 1918.

**) Die Deutschen verfügten am 14. März 1918 im Westen über 193 Divisionen, davon 108 in der Front, 85 in Reserve. Von ihnen waren 42 Divisionen aus dem Osten und aus Italien herangeführt. Die Zahlen erhöhten sich bis zum 1. April um weitere 10 Ost-Divisionen. Im Osten, einschließlich Heeresgruppe Mackensen, blieben 27 Divisionen (einschl. Kav.-Div.) und 13 gemischte Brigaden zurück, außerdem in Makedonien und in der Türkei noch rund je 1 Division.

***) Die Stärke des deutschen Feldheeres betrug am 21. März 1918 4,8 Mill. Mann, davon 139 213 Offiziere und 3 590 378 Mann im Westen, 38 461 Offiziere und 1 018 116 Mann im Osten. Die Zahl der Wiedergenesenen war auf 60 000 Mann im Monat zu veranschlagen. Der Jahrgang 1900 umfaßte 250 000 Mann. Aus der Etappe und den besetzten Gebieten und aus den für die Heimatindustrie Reklamierten ließen sich noch insgesamt 180 000 kriegsverwendungsfähige Mannschaften freimachen.

Demgegenüber stand ein durchschnittlicher Monatsausfall von 160 000 Mann.

normalem Kräfteverbrauch die verfügbaren Ersatzbestände im April, spätestens im Mai 1918 aufgebraucht sein würden, und daß man dann im wesentlichen auf die Wiedergenesenden und die jungen, halbausgebildeten Mannschaften des Rekrutenjahrgangs 1900 angewiesen sein würde. Bis zum Herbst 1918 rechnete man mit einem Fehlbestand von mindestens einer halben Million Mann, der sich noch wesentlich erhöhen konnte, wenn die Verluste über das bisher übliche Maß hinausgingen.

Demgegenüber schien die Entente in unvergleichlich günstigerer Lage. Zwar wußte man, daß die Franzosen trotz der ziemlich reichlich fließenden Quelle des farbigen Soldatenmaterials*) mit ähnlichen Ersatzschwierigkeiten zu kämpfen hatten wie die Deutschen. Dagegen waren die Engländer bis auf weiteres noch in der Lage, alle Ausfälle zu decken. Die Menschenreserven des britischen Weltreichs waren kaum zu erschöpfen.**)

Den Ausschlag gaben aber die Amerikaner. Die Vereinigten Staaten hatten zunächst 42 Divisionen von sehr starkem Mannschaftsbestand aufgestellt. Entscheidend war, in welcher Zeit dieses große Heer nach Frankreich überführt werden konnte. Nach den bei der deutschen Obersten Heeresleitung vorliegenden Nachrichten waren die Transportleistungen ziemlich gering. In einer Beurteilung um die Jahreswende heißt es: „Bis zum Frühjahr 1918 können die amerikanischen Kräfte in Frankreich eine Stärke von etwa 15 Divisionen erreichen. Die Masse der Divisionen wird nur zur Verwendung an ruhiger Front geeignet sein. An einer Frühjahrsoffensive ist nur die Beteiligung von 3 jetzt schon in Frankreich befindlichen Divisionen zu erwarten."***)

*) Insgesamt haben die französischen Kolonien 537 000 Mann gestellt, von denen 115 000 Mann gefallen sind, außerdem 220 000 Mann Arbeitstruppen.

**) Im ganzen haben für alle Kriegsschauplätze des Weltkrieges gestellt: Kanada 228 000 Mann, Australien 440 000, Südafrika 200 000, Indien 1 160 000. Im März 1918 standen 1 848 000 Engländer und englische Hilfstruppen auf französischem Boden.

***) Die Annahme der Obersten Heeresleitung ging über die Wirklichkeit noch erheblich hinaus. Tatsächlich wurden von September 1917 bis Anfang März 1918 nur 6 Divisionen, einschließlich aller Nebenformationen nicht viel mehr als 300 000 Mann, nach Frankreich befördert. In den nächsten Monaten trat allerdings eine von der Obersten Heeresleitung nicht vorausgesehene sprunghafte Steigerung ein. Die Transportziffern erhöhten sich unter dem Druck der kriegerischen Ereignisse von 69 000 Mann im März auf 94 000 Mann im

Hiernach hielt die Oberste Heeresleitung also in der ersten Hälfte des Jahres 1918 die Amerikaner noch nicht für gefährlich. Sie war sich aber wohl bewußt, daß der andauernde Zustrom im Spätsommer und Herbst das Gleichgewicht zu Ungunsten der Mittelmächte verschieben mußte, wenn es ihnen bis dahin nicht gelang, eine günstige Schlachtentscheidung zu erzwingen.

Die Schwierigkeit des Mannschaftsersatzes war nicht der einzige Schatten, der das Bild der militärischen Lage Deutschlands zu Beginn des Jahres 1918 trübte. Es lasteten noch andere Sorgen auf der Obersten Heeresleitung. Der Zustand der drei Bundesgenossen war überaus unerfreulich. Auf eine wesentliche aktive Unterstützung durch das österreichische Heer war in dem bevorstehenden Entscheidungskampfe nicht mehr zu rechnen. Man mußte zufrieden sein, wenn es die Italiener am Boden hielt. Zwar hatte Kaiser Karl nach Beendigung der Offensive gegen Italien in dankbarer Aufwallung österreichische Truppen für den Westen in Aussicht gestellt. Aber die Zusage wurde wieder rückgängig gemacht, anscheinend, weil am Hofe und in weiten Schichten der Bevölkerung sich starke Widerstände gegen solche Pläne erhoben.*) Die Verhandlungen endeten schließlich damit, daß eine Anzahl österreichischer Batterien an die französische Front entsandt wurde. Im übrigen versprach das österreichische Oberkommando im Mai oder Juni eine Offensive in Italien zu unternehmen, von der man eine mittelbare Unterstützung der entscheidenden Kämpfe in Frankreich erhoffte.

Auch die Widerstandskraft der Türkei hatte im Jahre 1917 ernstlich nachgelassen. Trotzdem legte sie einen großen Teil des Heeres durch Eroberungszüge im Kaukasus fest und vernachlässigte darüber die Fronten in Palästina und in Mesopotamien, auf die es jetzt doch allein ankam. Der Chef der deutschen Militärmission,

April, 200 000 Mann im Mai, 295 000 Mann im Juli. Im Oktober 1918 befanden sich 1 700 000 Amerikaner auf französischem Boden. Für die Überführung des amerikanischen Heeres von Juni 1917 bis November 1918 wurden 6 Mill. Tons in Anspruch genommen. Die sehr hohe Zahl der überführten Truppen erklärt sich nur dadurch, daß die Amerikaner einen großen Teil ihrer Ausrüstung in Frankreich erhielten. Es wurden ihnen u. a. 2900 Geschütze, 2676 Flugzeuge, 137 000 Pferde von den Alliierten an Ort und Stelle geliefert. Man sparte hierdurch 3 400 000 Tons Schiffsraum.

*) Cramon: Unser österreich-ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege.

General v. Liman, warnte. Aber er konnte sich kein Gehör verschaffen. Es entstand an der Palästinafront eine nicht unbedenkliche dauernd zunehmende Schwäche, die auch durch das Eintreffen des deutschen „Asienkorps" im Herbst 1917 nicht behoben war.*)

Der dritte Bundesgenosse, Bulgarien, war über die lange Kriegsdauer enttäuscht und mißmutig. Die Moral des Heeres verschlechterte sich. Besondere Befürchtungen für die makedonische Front bestanden allerdings nicht.

Noch ernstere Sorgen, wie das Nachlassen der moralischen Kräfte der Bundesgenossen, bereitete der Obersten Heeresleitung aber die zunehmende Kriegsmüdigkeit im eigenen Volke. Der Zweifel am Siege war mächtig geworden. Allzuviele Hoffnungen waren enttäuscht. Radikale Elemente arbeiteten unbekümmert um die Not des Vaterlandes in intensivster unterirdischer Tätigkeit und nicht ohne Erfolg am Sturz der bestehenden Staatsform. Der Feind unterließ nichts, um die kampfmüde Stimmung durch einen glänzend geleiteten Propagandafeldzug zu fördern. Die Oberste Heeresleitung drängte die Regierung, gegen das Übel anzukämpfen. Aber Aufklärung und Gegenpropaganda setzten sich nicht durch. So fehlte dem Heere, das sich zu seinem letzten schweren Waffengang anschickte, die geschickt und kräftig geleitete Unterstützung der Heimatbehörden. Es fehlte der scharfe rastlose Wille eines Lloyd George oder Clémenceau, um die erschlaffte Energie des Volkes aufzurütteln, und das Talent eines Lord Northcliffe, um durch die unzähligen Mittel der Propaganda die Herrschaft über die Geister zu gewinnen und zu behaupten.

Trotz allem war wenigstens das Heer an der Westfront in seinem innersten Kern im Frühjahr 1918 noch gesund. Es hatte naturgemäß nicht mehr die überströmende Angriffskraft und den Siegesglauben des Jahres 1914. Aber es war doch zu der gewaltigen Anstrengung, die von ihm gefordert wurde, bereit und die opferwilligen Elemente waren unzweifelhaft weit in der Überlegenheit. Allerdings konnte ein großer Mißerfolg die gefährlichsten Folgen für Stimmung und Kampfwilligkeit der Truppe zeitigen. Diesmal verlangte das Heer die Entscheidung.

*) Das Asienkorps hatte die Stärke einer gemischten Brigade. Es war ursprünglich zur Wiedereroberung von Bagdad aufgestellt worden.

Der Entschluß der deutschen Obersten Heeresleitung zum Hauptangriff auf das englische Heer.

(Karte 3 Skizze c.)

In dieser Lage hatte die deutsche Oberste Heeresleitung zwischen Angriff und Verteidigung zu wählen. Sie entschied sich für den Angriff. Über diesen Entschluß sagt Ludendorff:*) „Das Heer hatte das Jahr 1917 siegreich überstanden; dabei hatte es sich aber auch gezeigt, daß das Halten der Front im Westen in reiner Abwehr bei dem ungeheuren Geräteeinsatz der Entente nicht mehr gesichert war... Die gewaltigen Kampfmittel des Feindes hatten dem Angriff ein erhebliches Übergewicht über unsere Abwehr gegeben... Die Truppe hatte das andauernde Ausharren in der Verteidigung ungemein schwer ertragen.... Die Truppe zeigte unter der Wucht der feindlichen Kriegsmittel nicht mehr die alte Widerstandsfähigkeit in der Verteidigung. Sie dachte mit Schaudern an neue bevorstehende Abwehrkämpfe und sehnte sich nach dem Bewegungskrieg. Hierin hatten deutsche Truppen in Rumänien, Ostgalizien, Italien und auch in der Schlacht bei Cambrai Glänzendes geleistet und ihre Überlegenheit über den Feind von neuem dargetan, wenn auch ihre Leistungsfähigkeit nicht mehr so anhaltend war wie 1914... Wie die Abwehr die Truppe bedrückte, so hob der Angriff ihren Geist. Auch im Interesse des Heeres lag der Angriff; in der Abwehr mußte es nach und nach der immer stärker werdenden feindlichen Übermacht an Menschen und Kriegsmitteln erliegen. Das fühlte es selbst. Im Westen wünschte es den Angriff und erwartete ihn nach dem Niederbruch Rußlands in tiefer seelischer Erleichterung. Ich gebe hiermit die Stimmung, die über Angriff und Verteidigung in der Truppe herrschte, wieder. Es sprach hieraus der klare, ihr sich mit zwingender Gewalt aufdrängende Gedanke, daß nur ein Angriff den Krieg beendigen könne. Viele und die bedeutendsten Generale sprachen im gleichen Sinne."

Die Oberste Heeresleitung rechnete damit, daß die Entscheidungsschlacht nicht in Tagen entschieden werden könne, sondern sich Wochen, vielleicht Monate lang hinziehen würde. Ein frühzeitiger Beginn der Offensive war ihr daher mit Rücksicht auf die amerikanischen Verstärkungen erwünscht. Auf der andern Seite mußte das Eintreffen der aus Rußland anrollenden Divisionen abgewartet

*) Ludendorff: Meine Kriegserinnerungen.

werden. Auch sollte die Truppe gut vorbereitet und ausgeruht an ihr Werk gehen. Der Beginn der Operationen wurde schließlich auf Mitte März festgesetzt.

Hinsichtlich der Form des Angriffs folgte die Oberste Heeresleitung den Spuren der Entente nicht. Sie zog es vor, eigene Wege zu gehen. Materialschlachten oder Abnutzungskämpfe wollte sie unter allen Umständen vermeiden. Sie beabsichtigte einen scharfen, wuchtigen und vor allem überraschenden Schlag zu führen. Gelang er, geriet die Operation erst einmal in Fluß und entstand Bewegungskrieg, so würde die deutsche Überlegenheit in dieser Kampfart schon alle weiteren Schwierigkeiten überwinden. Mißlang er, so sollte der Angriff sogleich eingestellt werden, um später an anderer Stelle wieder aufgenommen zu werden. Es blieben hierfür noch genügend Reserven verfügbar. Denn so sehr auch der Wunsch bestand, die volle Kraft des Heeres in den ersten Stoß hineinzulegen, so war der Truppeneinsatz doch durch allerlei Rücksichten beengt, die den Schwung strategischer Entwürfe hemmten und dem Feldherrn die Ziele steckten. Vor allem hatte er sich mit der beschränkten Zahl der Geschütze und dem begrenzten Munitionsbestand abzufinden. Man konnte ferner nur eine bestimmte Zahl von „Angriffsdivisionen" ausrüsten,*) auch sie nur durch rücksichtslose Schwächung des übrigen Heeres.

Die wichtige Frage der Angriffsrichtung beschäftigte die Oberste Heeresleitung und die Heeresgruppen seit Mitte November in hohem Maße. Die Meinungen gingen stark auseinander. Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz befürwortete einen Angriff beiderseits Verdun auf die Franzosen. Die Oberste Heeresleitung lehnte den Vorschlag ab. Sie hielt die Engländer für den gefährlicheren Feind und versprach sich von einer Niederlage ihres Heeres die stärkere Wirkung. Auch beurteilte sie den englischen Soldaten für schwerfälliger und in überraschenden Lagen für hilfloser, als den gewandteren, besser geführten Franzosen. Man würde mit ihm leichteres Spiel haben.

Bei der engeren Auswahl der Angriffsstelle setzte sich die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht für eine Operation von Lille über Armentières–Hazebrouck in der allgemeinen Richtung Dün-

*) Es wurden 56 Angriffsdivisionen aufgestellt. Die übrigen Divisionen waren nur vermindert bewegungsfähig.

kirchen–Calais ein. Gegen diesen Vorschlag wendete die Oberste Heeresleitung vor allem ein, daß die Ausführung infolge der ungünstigen Bodenverhältnisse nicht vor Mitte April möglich sein würde. Das war ihr aber zu spät. Sie entschied sich für einen Vorstoß beiderseits St. Quentin, der den englischen Südflügel zertrümmern und dann die gesamte englische Front nach Norden aufrollen sollte.

Die geplante Operation führte in das im Frühjahr 1917 beim Rückzug in die Siegfriedstellung völlig zerstörte Gelände. Es war dies ohne Zweifel eine große Erschwerung. Sie wurde in Kauf genommen.

Der Angriff erstreckte sich in einer Ausdehnung von 75 Kilometern auf den Raum zwischen Arras und La Fère. Der Nachdruck der Operationen lag auf dem rechten Flügel und der Mitte bei der 17. und 2. Armee, die der Heeresgruppe Rupprecht unterstanden. Sie sollten auf Bapaume–Péronne vorstoßen und dann über Arras–Doullens nach Norden einschwenken. Die südlich anschließende, zur Heeresgruppe Deutscher Kronprinz gehörige 18. Armee sollte die Angriffsbewegung bis zur Somme begleiten und an diesem starken Geländeabschnitt die Flanke der Hauptstoßgruppe gegen die erwartete Entlastungsoffensive der Franzosen schützen*). Die Gesamtleitung des Angriffs behielt die Oberste Heeresleitung selbst in der Hand.

Auf eine gleichzeitige Unterstützungs- oder Ablenkungsaktion an anderer Stelle mußte aus Mangel an Artillerie verzichtet werden. Jedoch wurden bei Arras und bei Armentières und Ypern Kampfvorbereitungen getroffen, um nötigenfalls den Angriff auf den englischen Südflügel durch späteres Anpacken der Front unterstützen zu können, oder auch um die Offensive in Flandern weiter zuführen, wenn etwa der erste große Vorstoß beiderseits St. Quentin den erhofften Erfolg nicht haben würde.

Um die Überraschung zu sichern und den Feind über die Richtung der Offensive in die Irre zu führen, fanden fast auf der ganzen Westfront vom Meere bis zur schweizer Grenze planmäßige Täuschungsmaßnahmen statt. Die Bereitstellung der Divisionen für

*) Es bestand die 17. Armee aus 17, die 2. aus 18, die 18. aus 24 Divisionen. Zur Verfügung der Obersten Heeresleitung blieben 3 Divisionen.

den Angriff und der Aufmarsch der Artillerie erfolgten unter äußerster Vorsicht. Alle Marschbewegungen wurden, um die Beobachtung zu erschweren, in die Dunkelheit verlegt. In den letzten acht Nächten vor dem Angriff wurden die Tausende von leichten, schweren und schwersten Geschützen und Minenwerfern in Stellung gebracht, hunderttausende von Geschossen aufgestapelt. Es waren Tage höchster Spannung. Mußte nicht das in der Stille der Nacht meilenweit hörbare Rollen der Kraftwagen- und Pferdekolonnen die Aufmerksamkeit des Feindes erregen? War es denkbar, daß der feindlichen Luftaufklärung das Gewimmel von Menschen, Pferden und Wagen verborgen blieb und würde nicht im letzten Augenblick in die dicht zusammengedrängten Massen ein vernichtendes Feuer hineinschlagen, unersetzliche Verluste verursachen, die Stimmung niederdrücken?

Aber nichts dergleichen geschah. Zwar hatte der Feind durch die Aussagen von Gefangenen und Überläufern einige Kenntnis von den bevorstehenden Ereignissen erhalten, aber sie genügte nicht, um darauf ausreichende Abwehrmaßnahmen aufzubauen. Im großen Ganzen glückte die Überraschung. Die deutschen Vorbereitungen konnten ohne ernstliche Störung beendet werden. Jede Kanone wurde im Gelände eingemessen, für jeden Schuß das Ziel bestimmt. Von der schnell durchschlagenden Wirkung der Artillerie hing alles ab, da die Oberste Heeresleitung auf das bei der Entente übliche tagelange Vorbereitungsfeuer zugunsten der Überraschung verzichten wollte. Auf die Minute genau sollte die Wirkung all dieser Feuerschlünde, in Wirbeln zusammengefaßt, hin und her gewälzt, überraschend dahin gelenkt werden, wo der Feind nach kurzer Feuerpause eben wieder aufzuatmen begann — ein Meisterwerk artilleristischer Schießtechnik. Der geistige Vater war der Artillerieoberst Bruchmüller, der sich schon in Rußland große Verdienste um das Gelingen der Durchbruchsschlachten erworben hatte.

Die gleiche Sorge wie der Ausgestaltung des Angriffsplanes, wandte die Oberste Heeresleitung der Ausbildung der Truppe zu. Es galt vieles nachzuholen. Der größte Teil der Mannschaften kannte den Angriffs- und Bewegungskrieg überhaupt nicht mehr. Das Etappengebiet und darüber hinaus weite Strecken Belgiens und Westdeutschlands, glichen in den Wintermonaten 1917/18 einem riesigen Heerlager. Die Zeit war zu kurz, um alle Mängel zu beseitigen. Aber es wurde wenigstens das Allernotwendigste

erreicht. Das Beste freilich mußte von dem Geist der Truppe erwartet werden.

Das deutsche Westheer blickte am 21. März, dem Tage des Angriffsbeginns, auf eine großartige Leistung zurück. Alle Unsicherheit und alle Zweifel waren überwunden. Was viele nicht für möglich gehalten hatten, die fast unbemerkte Bereitstellung der gewaltigen Truppenmassen, war dank der Organisationsfähigkeit und der Willenskraft Ludendorffs und dank der Hingabe von Führer und Mann geglückt. 62 deutsche Divisionen standen zum entscheidenden Angriff bereit.

Nur ein Kampfmittel fehlte, das mittlerweile aber fast kriegsentscheidende Bedeutung gewonnen hatte, der Tank.*)

Die große Schlacht in Frankreich.

Um 4 Uhr vormittags des 21. März setzte auf der ganzen Angriffsfront das Artilleriefeuer ein. Zwei Stunden lang wurden die feindlichen Batterien in eine dichte Wolke von Gas gehüllt, dann hämmerten die Geschütze und Minenwerfer auf die Infanteriestellungen. Um 9.40 Uhr vormittags trat die Infanterie, 30 Divisionen im ersten Treffen, zum Sturm an. Dichter Nebel lagerte über dem Schlachtfeld.

Auf dem rechten Flügel bestand die erste Aufgabe der 17. und 2. Armee in der Abschnürung des auf Cambrai zu vorspringenden Teils der feindlichen Stellung. Der Gegner leistete hartnäckigen Widerstand. Der Angriff gewann nur mühsam und schrittweise Boden.

Günstiger gestaltete sich die Lage auf dem Südflügel der 2. und bei der 18. Armee, die auf die dünn besetzte Front der 5. englischen Armee stießen und an den meisten Stellen die erste und zweite feindliche Stellung überrannten. Auch am 22. März blieb der Angriff hier im vollen Fluß. Die letzten rückwärtigen Stellungen der Engländer wurden genommen und der Kampf gewann das freie Feld. Am 23. März überschritt die 18. Armee den Crozatkanal und erreichte zwischen Ham und Péronne die Somme. Dagegen hing die 17. Armee an diesem Tage noch immer weit zurück

*) Das deutsche Heer verfügte im März nur über 15 kampfbereite Tanks.

und mühte sich nun das dritte feindliche Stellungssystem ab. Die „Zange" ließ sich westlich Cambrai nicht schließen! *)

Die Änderung im Schlachtplan.

Der bisherige Verlauf der Schlacht entsprach den Erwartungen der Obersten Heeresleitung nicht. Der rechte Flügel des Angriffs, auf dem die Entscheidung gesucht wurde, war schlecht vorwärts gekommen. Dagegen hatte der linke, dem nur eine Nebenaufgabe zugedacht war, allem Anschein nach den Durchbruch vollendet. Es entstand die schwere Frage, ob die Oberste Heeresleitung in dieser Lage noch weiterhin an dem Grundgedanken der Operation festhalten sollte. Dann mußte die 18. Armee in ihrem Siegeslauf angehalten, der Druck bei der 17. und 2. Armee, wenn angängig, noch verstärkt werden. Viel Wahrscheinlichkeit für einen durchschlagenden Erfolg bestand hierbei nicht. Der Angriff im Norden war zu dickflüssig, eine schnelle Verschiebung von Reserven von einem Flügel zum andern quer durch das verwüstete Gelände überaus schwierig. War es unter solchen Umständen nicht besser, sich dem Verlauf der Dinge anzupassen? Der Zeiger des Schlachtenglücks wies auf Amiens und Paris.

Die Macht der Geschehnisse auf dem Schlachtfelde trug über den ursprünglichen operativen Plan den Sieg davon. Die Oberste Heeresleitung entschloß sich, das Steuer umzustellen. Das Aufrollen der englischen Front wurde zwar noch nicht aufgegeben, trat aber an die zweite Stelle. Trennung der englischen und französischen Armee durch Vorgehen beiderseits der Somme über Amiens bis ans Meer wurde das neue Hauptziel. Die in der Mitte der Schlachtfront kämpfende 2. Armee erhielt Amiens als Richtungspunkt. Weiter nördlich hatte die 17. Armee den Keil in Richtung Doullens zu erweitern. Im Süden sollte die 18. Armee die Somme auf breiter Front überschreiten. Ihre Pfeilstriche zeigten auf Montdidier–Noyon, hinter denen Paris lag.

So fächerte die Offensive nach Nordwesten, Westen und Süden auseinander. Sie richtete sich jetzt zur gleichen Zeit gegen die Franzosen und gegen die Engländer. Die Oberste Heeresleitung

*) Es trafen 62 deutsche Angriffsdivisionen auf 31 engiische, davon waren 21 in vorderster Linie eingesetzt, 7 standen in Tagemarsch-Entfernung in Reserve, 3 standen ais bewegllche Reseroe zur Verfügung des englischen Hauptquartiers Hierzu kamen noch 3 Kaoalierie-Dioisionen.

glaubte — und der Gang der Ereignisse hat ihr hierin nicht unrecht gegeben — daß die Franzosen in erster Linie an die Deckung von Paris, die Engländer an den Schutz der Kanalhäfen denken würden, daß daher der Stoß der 2. Armee auf Amiens eine schwache Stelle finden würde. Waren die beiden Gegner erst endgültig auseinandergesprengt, so durfte man hoffen, sie einzeln nacheinander entscheidend zu schlagen.

Der Verlauf der Dinge in den nächsten Tagen schien die Hoffnung der Obersten Heeresleitung zu rechtfertigen. Die Operationen nahmen am 24. und 25. März einen sehr glücklichen Fortgang. Die 18. Armee stieß bis nahe an Noyon und Roye heran. Auch bei der 17. Armee ließ der feindliche Widerstand plötzlich nach. In zwei Tagen stürmten die deutschen Divisionen hier 25 Kilometer vorwärts. Alle drei Armeen standen im freien Felde, die Kämpfe nahmen den Charakter der Verfolgung an.

Unter dem Eindruck dieser Geschehnisse erweiterte die Oberste Heeresleitung am 26. März zum zweiten Male die Ziele. Sie entschloß sich, die Offensive allmählich auf die ganze englische Front bis herauf zum Meere auszudehnen. Das erste Glied in dieser Kette nach Norden fortschreitender Angriffe, ein Vorstoß auf Arras, wurde auf den 28. März festgesetzt.

Von Boulogne bis Paris, 200 Kilometer breit, spannte sich jetzt der mächtige Horizont des Angriffs. Die deutschen Hoffnungen erreichten ihren Höhepunkt.

Die kritische Lage des englisch-französischen Heeres.

Die 5. englische Armee war schon am 21. März in eine so schwere Lage geraten, daß sie dringend der Unterstützung durch Heeresreserven bedurfte. Marschall Haig und General Pétain verhandelten und stritten miteinander über die Zahl der Divisionen, die ein jeder von ihnen zu Hilfe schicken sollte. Schließlich kam eine Vereinbarung zustande, nach der die Franzosen die Lücke zwischen La Fère und Montdidier schließen und die schwergefährdete 5. englische Armee unterstützen sollten. Aber als die ersten französischen Divisionen am Crozatkanal und an der Somme eintrafen, wurden sie zusammen mit den zurückflutenden Engländern fortgespült. Am 26. März hatte die 5. englische Armee aufgehört als kampffähiger Verband zu bestehen. Ihre Trümmer sammelten sich bei Amiens.

Dank der ausgezeichneten Bahnverbindungen, über welche die Franzosen verfügten, gelang es ihnen wenigstens, den offenen Raum, der von La Fère bis Noyon und später bis Montdidier klaffte, durch zwei neugebildete Armeen auszufüllen. Im Norden richtete Marschall Haig alle Anstrengungen darauf, die Front zwischen Arras und Albert zu stützen. Aber in der gefährlichsten Richtung, auf Amiens, bildete sich ein fast freier Raum. Der Führer der französischen Armee bei Montdidier meldete am 27. März: „Es besteht zwischen den beiden Heeren ein Loch von 15 Kilometer Breite, in dem sich niemand befindet. Ich bitte.... Truppen zu entsenden, um wenigstens den Durchbruch der Kavallerie zu verhindern." Der bekannte französische Armeeführer Mangin urteilt über die Lage*): „Jeder der Heerführer dachte an die Rettung seiner Armee, für die er unmittelbar verantwortlich vor seinem Lande ist. Am 24. März gab General Pétain die Direktive: Vor allem den festen Zusammenhang der französischen Armeen aufrecht erhalten..., dann, wenn möglich, Verbindung mit den Engländern halten. Marschall Haig schrieb am 25. März aus Abbéville, daß die Trennung des englischen und französischen Heeres nur eine Frage der Zeit sei, und daß er sich vorbereite, sich zurückzuziehen, indem er die Häfen des Kanals deckte... Also, die englischen Armeen werden nach Westen, nach dem Meere zurückgehen, die französischen nach Süden... Die tötliche Trennung wird sich vollenden und der Weg nach Paris wird offen sein. Das Unglück steht unmittelbar bevor, weil kein gemeinsamer Führer vorhanden ist."

Man verhandelte in London und in Paris über den unglücklichen Verlauf der Dinge. „Die Räumung von Paris wurde angeregt... Clémenceau erklärte, er würde bis zu den Pyrenäen kämpfen. Es wurden Berechnungen angestellt, um die Reste der englischen Armeen einzuschiffen."*)

Die Schaffung eines gemeinsamen Oberbefehls bei der Entente.

In dieser höchsten Not trat auf Veranlassung des Marschalls Haig am 26. März in Doullens ein Kriegsrat zusammen, dem auch

*) Revue des deux mondes 1. Juni 1920. Mangin: Comment finit la guerre.

*) Captain Peter Wright: At the supreme war council.

die politischen Führer beiwohnten. Hier erhielt Foch den Auftrag, „das Zusammenwirken der beiden Heere sicherzustellen“.

Diese historische Stunde, in der ein folgenschwerer Fehler im letzten Augenblick, gerade noch zur rechten Zeit, gut gemacht wurde, entschied über die Schlacht, vielleicht über den ganzen Krieg.

Foch raffte sofort mit äußerster Anstrengung alle erreichbaren französischen Reserven zusammen und warf sie nach Amiens.

Die Einstellung des deutschen Angriffs.

Der 27. und 28. März brachten den Umschwung. Zuerst erlahmte der deutsche Angriff auf dem rechten Flügel. Der Vormarsch der 17. Armee zwischen Arras und Albert geriet am 27. März ins Stocken und wurde am 28. von der Obersten Heeresleitung angehalten. Der Angriff auf Arras mißglückte.

Die Oberste Heeresleitung faßte jetzt den schweren Entschluß, die Offensive gegen die Engländer vorläufig einzustellen. Mit umso größerer Wucht sollte sie gegen die Franzosen fortgesetzt werden. Aber auch zwischen Montdidier und La Fère versteifte sich die neue Linie des Verteidigers schnell. Schon am 29. März schrumpfte die Vorwärtsbewegung auf die schmale Mitte der Schlachtfront zwischen Sailly und Montdidier zusammen und wurde auch in den folgenden Tagen immer langsamer und mühseliger. Die Oberste Heeresleitung konnte sich nicht verhehlen, daß ihre hochfliegenden Pläne zu zerflattern begannen. Noch hielt sie an der Hoffnung fest, wenigstens Amiens zu erreichen und damit die wichtigsten feindlichen Verbindungen zu zerschneiden. Am 4. April griffen die 2. und 18. Armee, nachdem sie einige Tage Ruhe gehabt und starke Artillerie in Stellung gebracht hatten, bei Moreuil beiderseits der Avre an. Aber trotz örtlicher Erfolge gelang es nicht, den Widerstand der Franzosen im ganzen zu brechen. Es fehlte an frischen Divisionen und an ausreichender Munition. Die große Schlacht in Frankreich hatte ihr Ende erreicht.

Das Ergebnis der Schlacht.

Das Ergebnis schien, äußerlich betrachtet, glänzend. Ein Teil des englischen Heeres hatte eine schwere Niederlage erlitten. Riesige Beute war in die Hände des Siegers gefallen. In acht Tagen war eine Scharte von 75 Kilometer Breite und 60 Kilometer Tiefe in das englisch-französische Stellungssystem geschlagen. An der

Somme hatten Engländer und Franzosen im Sommer 1916 trotz ihrer großen Überlegenheit 5 Monate gebraucht, um 12 Kilometer Raum zu gewinnen. In Flandern hatten sich die Engländer im Herbst 1917 in 4 Monaten mit 8 Kilometern begnügen müssen.

Aber ungeachtet des äußeren Erfolges und der ausgezeichneten Leistungen der Truppe war das große operative Ziel, das die Oberste Heeresleitung sich gesteckt hatte, doch nicht erreicht worden. Annähernd 90 Divisionen, darunter die kampfkräftigsten, hatten in den schweren Kämpfen geblutet. Trotz dieses gewaltigen Einsatzes war weder das englische Heer entscheidend geschlagen, noch war die Trennung der Engländer und Franzosen geglückt.

Die Oberste Heeresleitung mußte sich eingestehen, daß die Hoffnungen, die sie auf einen Durchbruch und auf den anschließenden Bewegungskrieg gesetzt hatte, ihre Erfüllung nicht gefunden hatten.

Zwei Wochen nach Beginn der Schlacht lag man sich wieder in Schützengräben gegenüber. Die Lage der deutschen Truppen in dem weit ausspringenden Bogen, mit der verwüsteten Alberichzone unmittelbar im Rücken, war hierbei ungünstiger als die des Feindes.

Die Fortsetzung des Angriffs gegen die Engländer.

Die Schlacht bei Armentières.

Trotzdem blieben Hindenburg und Ludendorff voller Zuversicht und dachten nicht daran, die Offensive aufzugeben, weil der erste Angriff nicht alle Erwartungen erfüllt hatte. Sie hatten an diese Möglichkeit von vornherein gedacht: „Es darf nicht geglaubt werden, daß wir eine Offensive haben werden, wie in Galizien oder in Italien; es wird ein gewaltiges Ringen, das an der einen Stelle beginnt, sich an der anderen fortsetzt und lange Zeit in Anspruch nehmen wird, das schwer ist, aber siegreich sein wird." So hatte Ludendorff am 13. Februar dem Kaiser in Homburg gesagt.

Der Kampf wurde also fortgesetzt. Dem ersten Hieb auf das englische Heer sollte unmittelbar der zweite folgen. Die 6. Armee hatte für den Angriff bei Armentières bereits alle Vorbereitungen getroffen. Es bedurfte nur noch des Aufmarsches der Artillerie und der zur Verstärkung bestimmten Divisionen. Schon am 9. April konnte die neue Offensive beginnen. Da am 4. April noch

beiderseits der Avre um den Besitz von Amiens gerungen wurde, vom 6. bis 9. April die Ecke bei La Fère durch einen Vorstoß der 7. Armee abgeschrägt wurde, so blieben die Kämpfe zeitlich fast ohne Unterbrechung im Fluß.

Der zweite Angriff stand an Ausdehnung und Truppeneinsatz weit hinter dem ersten zurück. Er erstreckte sich zwischen Warneton und La Bassée auf einen Raum von etwa 40 Kilometer. An der Schlacht nahmen insgesamt 35 deutsche Divisionen teil. Das operative Ziel bildete die Kanalküste. Entscheidend für den Erfolg war die Gewinnung des flandrischen Höhenrückens, der die Lys zwischen dem Kemmel und Cassel im Norden begleitet und das flache Land weithin beherrscht. Sein Besitz machte die englische Stellung zwischen Nieuport und Ypern unhaltbar. Er bildete zugleich das Sprungbrett nach Dünkirchen und Calais.

Das Angriffsgelände war schwierig. Die reiche Bebauung, zahllose einzelne Gehöfte, Hecken, Mauern und Gräben boten einer zähen Verteidigung tausend Stützpunkte. Alles kam darauf an, ob die Angriffsdivisionen trotz der vielen Hemmnisse schnell genug und vor allem mit ausreichender Kraft vor den entscheidenden Höhen eintreffen würden.

Auf dem linken Flügel in Richtung Béthune nahm die Schlacht von vornherein einen wenig glücklichen Verlauf. Die Angriffe scheiterten an den besonders starken Befestigungen von Festubert und Givenchy. In der Mitte, östlich von Estaires, standen einige portugiesische Divisionen. Sie wurden überrannt. Am Abend erreichten die Angriffsdivisionen die Lys. Die Vorführung der Artillerie und des notwendigen Brückengeräts durch das verschlammte Stellungsgelände bereitete fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Hierdurch verzögerte sich das Überschreiten der Lys, um deren Übergänge im Laufe des 10. April schwer gekämpft wurde. Am 11. April schnellte die Offensive jenseits des Flusses vorwärts. Auf dem rechten Flügel wurde Armentières genommen. Aber in den nächsten Tagen erlahmte das Vorgehen. Mit äußerster Anstrengung gelangte die Mitte noch bis Bailleul-Meteren-Merris. Hier, an den südlichsten Hügelketten der flandrischen Berge, versagten die Kräfte.

Dem Angriff an der Lys schloß sich die Wegnahme des Kemmel an, der eine unerträgliche Flankenwirkung nach Süden ausübte. Schon am 10. April hatte sich der linke Flügel der 4. Armee über

Messines bis an den Fuß des Berges vorgearbeitet. Jedoch konnte der Angriff auf den überaus stark befestigten Höhenzug erst nach Heranführung zahlreicher Artillerie und nach gründlicher Vorbereitung am 25. April durchgeführt werden.

Weiter nördlich wichen die Engländer bis dicht an den Rand der Stadt Ypern aus und gaben damit den ganzen Gewinn der viermonatelangen Flandernkämpfe im Herbst 1917 auf. Ypern selbst, das für das englische Heer, ebenso wie Verdun für das französische, ein Wahrzeichen unüberwindlichen Widerstandes war, wurde behauptet.

Über das Gesamtergebnis der Kämpfe seit dem 21. März sagt Ludendorff*): „Wir hatten große Erfolge errungen, das darf unter dem Druck der später eingetretenen Ereignisse nicht vergessen werden. Wir hatten die englische Armee geschlagen. Nur wenige britische Divisionen waren noch unberührt. Von den 59 englischen Divisionen waren 53, und von diesen 25 mehrmals, in den Kämpfen eingesetzt gewesen. Die Franzosen hatten beinahe mit der Hälfte ihrer Divisionen teilnehmen müssen. Die Geräteeinbuße auf feindlicher Seite war groß."

In operativer Hinsicht freilich, und darauf kam es letzten Endes an, hatte der Angriff den erhofften Erfolg nicht gehabt und nicht das vollendet, was bei St. Quentin begonnen war. Die englischen Linien standen Ende April wieder fest. Die große Bewegungsoperation, in der das deutsche Heer seine Meisterschaft hätte zeigen können, hatte sich bisher trotz heißen Bemühens nicht erzwingen lassen.

Die Ablenkungsoffensive gegen das französische Heer.

Die Schlacht bei Soissons und Reims.

Die Oberste Heeresleitung verlor den Glauben an den Sieg trotzdem nicht und war entschlossen, die Angriffe fortzusetzen. An dem Endziel der ganzen Offensive, Zertrümmerung des englischen Heeres, hielt sie unverändert fest. Es schien ihr aber doch ratsam, von der englischen Front zunächst einmal abzulassen und die Aufmerksamkeit der Gegner in anderer Richtung abzulenken. Der englische Abschnitt war durch Einsatz britischer und französischer

*) Ludendorff: Meine Kriegserinnerungen.

Reserven so verstärkt, daß eine Überraschung zur Zeit hier ausgeschlossen war. Die Oberste Heeresleitung entschied sich also dafür, den nächsten Vorstoß gegen die Franzosen zu richten und wählte als Angriffsziel den Frontteil zwischen Noyon und Reims. Dort sollten die noch flüssigen französischen Reserven gefesselt werden, dann hoffte man gegen das englische Heer freie Hand zu haben.

Leider war es nicht möglich, den neuen Angriff zeitlich unmittelbar an die Schlacht von Armentières anzuschließen. Das deutsche Westheer brauchte einige Wochen Ruhe und Erholung. Diese Zeit kam natürlich auch dem Feind zugute. Aber das mußte in Kauf genommen werden. Man wollte nicht abgehetzte Truppen in den Kampf werfen.

Die Offensive hatte den steilen Kamm des schon oft heiß umkämpften Chemin des Dames zu überwinden. Daß die Deutschen gerade gegen die von Natur aus fast stärksten Stellungen der französischen Front anrennen würden, damit rechnete Foch nicht. Er erwartete mit schwerer Sorge neue Kämpfe an dem englischen Abschnitt bei Amiens und an der Lys, häufte dort die Reserven und entblößte die Reimser Kampffront.

Der am Morgen des 27. Mai beginnende Angriff der 1. und 7. deutschen Armee traf die Franzosen und die zur Erholung hier eingesetzten englischen Divisionen daher völlig überraschend. Die steilen Berghänge des Chemin des Dames wurden in glänzendem Anlauf mit geringen Verlusten erstiegen, die Aisne, die am Südrand des Bergzuges ein starkes Hindernis bildete, überschritten, bevor der Feind die Brücken zerstören konnte. Am Abend des ersten Angriffstages standen die Deutschen schon bei Fismes an der Vesle, wo die ganze Operation eigentlich endigen sollte. Am 29. Mai erreichte die Mitte die Gegend von Fère en Tardénois und stürmte am 30. und 31. bis Château Thierry an der Marne, an der das deutsche Unglück im Jahre 1914 seinen Anfang genommen hatte. Wieder wie am 25. März schien der Durchbruch vollendet.

Leider versagten alle Bemühungen, die Vorwärtsbewegung auch auf die Flügel zu übertragen. Im Osten hielt der Pfeiler von Reims unbezwinglich stand. Im Westen kam der Angriff nicht viel über Soissons hinaus, er blieb an den großen Wäldern bei Villers Cotterêts hängen. Auch durch die Ausdehnung der

Kämpfe bis Noyon ließ sich der starke Widerstand im Raum Compiègne–Villers Cotterêts nicht brechen.

Die unbefriedigende Lage auf beiden Flügeln wurde für die siegreiche Mitte verhängnisvoll. Schon in den ersten Junitagen ging dem rechts und links zusammengepreßten Vormarsch der Atem aus.

An diesem Ergebnis änderte auch ein wuchtiger Vorstoß der 18. Armee nichts mehr, der am 9. Juni aus dem Raume Montdidier–Noyon gegen den Rücken der nach Osten gerichteten Front beiderseits Villers Cotterêts erfolgte. Er traf auf eine wohlvorbereitete starke Abwehr, gelangte über Anfangserfolge nicht hinaus. Die Oberste Heeresleitung brach am 13. Juni das aussichtslos werdende Ringen ab.

Foch hatte dem dringenden Verlangen Pétains um rasche Zuführung von Reserven aus der englischen Front anfangs nur zögernd Folge gegeben. Er hatte das richtige Gefühl, daß es sich bei Reims um ein großes Ablenkungs- oder Täuschungsmanöver handle, während der Hauptschlag nach wie vor auf den alten Schlachtfeldern in Flandern und in der Pikardie zu erwarten sei. Er irrte jedoch in der Annahme, daß die Deutschen in der Lage sein würden, zwei große Angriffe zur gleichen Zeit zu führen. Dazu reichten ihre Kampfmittel nicht aus. Sie konnten daher auch nicht verhindern, daß Foch die englisch-französischen Reserven Zug um Zug und stets noch zeitgerecht dahin verschob, wo die Deutschen die Entscheidung suchten.

Im Rahmen des Möglichen durfte die deutsche Oberste Heeresleitung aber mit dem strategischen Ergebnis der letzten Kämpfe zufrieden sein. Sie hatte sogar mehr erreicht, als ursprünglich geplant war. Aus dem Ablenkungsmanöver hatte sich eine selbständige große Schlachthandlung entwickelt, in deren Verlauf die Franzosen, zum ersten Male seit Verdun, eine ernste Niederlage erlitten hatten. Die Bedrohung von Paris lastete schwer auf der französischen Volksstimmung. Freilich zeigten die führenden Männer an der Spitze Frankreichs starke Nerven. Der Bundesfeldherr Foch, dessen Führung sich durch Ruhe und Tatkraft auszeichnete, ließ sich durch das Mißgeschick nicht beirren und zu überstürzten Schachzügen hinreißen. Er setzte nicht mehr Reserven ein, als nötig waren, und behielt die Erfordernisse der Gesamtfront fest im Auge. Und der politische Führer, der alte

Clémenceau prägte in der Kammersitzung vom 4. Juni tapfere Worte gegen die Unruhe und Niedergeschlagenheit, die sich in Paris auszubreiten begann: „Wir werden den Sieg davontragen, wenn die öffentlichen Gewalten auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen. Ich schlage mich vor Paris, ich schlage mich in Paris, ich werde mich hinter Paris schlagen."

Das günstige operative Ergebnis der Schlacht belebte die Hoffnung der deutschen Obersten Heeresleitung und stärkte ihre Entschlossenheit, an der Offensive festzuhalten. Auf den Mann in der Front war die Wirkung freilich nicht die Gleiche. Er wußte nichts von dem strategischen Plan der fortgesetzten Hammerschläge, der Ablenkungsangriffe. Er erwartete von seinem Angriff die Entscheidung. Zum dritten Male war sie trotz aller Hingabe, trotz aller glänzenden äußeren Erfolge ausgeblieben. Immer neue Anstrengungen und Opfer wurden verlangt, man kam dem Ende des Krieges nicht näher. Die Enttäuschung stieg empor.

Der Obersten Heeresleitung blieb das Sinken des Geistes der Truppe nicht verborgen. Sie kämpfte mit verdoppelter Anstrengung, aber mäßigem Ergebnis, dagegen an. Nach ihrer Überzeugung blieb keine Wahl. Nur durch die Fortsetzung des Angriffs und durch den Sieg, an dessen Möglichkeit sie nach wie vor glaubte, konnte man noch zu einem guten Ende kommen. Ihn zu erringen, darauf richtete sie noch einmal ihre ganze Kraft.

Die österreichische Entlastungsoffensive in Italien.

(Karte 2 Skizze h.)

Kaum war an der französischen Front bei Soissons und an der Marne der Schlachtenlärm verhallt, so sprang der Funken des Angriffs nach Italien über. Die österreich-ungarische Monarchie wollte den Waffenfreund, der ihr unzählige Male in der Not geholfen hatte, den schweren Endkampf doch nicht ganz allein ausfechten lassen. Zum letzten Male in ihrer langen Geschichte entfaltete die alte kaiserliche und königliche Armee ihre Fahnen gegen den italienischen Feind. Am 15. Juni begann die Offensive an der Brenta und der Piave, von der man hoffte, daß sie die Italiener in Bedrängnis bringen und englisch-französische Verstärkungen nach Italien ziehen würde.

Nach dem ursprünglichen Plan sollte ein massierter Vorstoß mit allen verfügbaren Kräften zwischen Brenta und Piave in Richtung auf Venedig erfolgen. General v. Conrad, jetzt Kommandant der Heeresgruppe in Tirol, schlug dem Kaiser die Erweiterung des Angriffs auf das Gebiet von Asiago und Arsiero vor, wo er schon einmal, im Jahre 1916, die Entscheidung gesucht hatte. Der Kaiser stimmte zu. Nun bestürmten ihn auch die an der Piave befehligenden Führer mit der Bitte, ihre Front an der Offensive teilnehmen zu lassen. Wieder gab der junge kaiserliche Feldherr und sein Generalstabschef nach. Die ganze Operation zerflatterte auf einen Raum von 150 Kilometer Breite.*)

Der Beginn des Angriffs wurde von allen, die in Österreich-Ungarn noch zur deutschen Sache hielten, mit fieberhafter Ungeduld und mit den größten Hoffnungen erwartet. Die Schlacht endigte, obgleich die österreichischen Truppen an vielen Stellen tapfer kämpften, mit einem großen Mißerfolg. Auf der Hauptkampffront, beiderseits der Brenta, wurde nicht ein Fuß breit Boden gewonnen. An der Piave gelang es nur der nördlichsten Angriffsgruppe, den Fluß mit stärkeren Kräften zu überschreiten und auf dem Montello festen Fuß zu fassen. Vergeblich versuchte man den Erfolg dort zu erweitern. Gewaltige Regengüsse verwandelten die Piave in einen reißenden Strom und erschwerten den Nachschub. An eine Fortsetzung des Angriffs war bald nicht mehr zu denken. Der Montello mußte schließlich wieder aufgegeben werden.

Die Enttäuschung über den Fehlschlag war im Heere und in allen monarchischen Schichten des Volkes groß. In den Parlamenten erhob sich eine Flut von Anklagen und von Auseinandersetzungen, die geeignet waren, den Rest von Selbstachtung und Zusammenhalt in der österreich-ungarischen Armee zu zerstören.

Die deutsche Oberste Heeresleitung riet dem Armee-Oberkommando, jede österreichische Sonderaktion zukünftig zu unterlassen, und bat, die entbehrlichen Kräfte statt dessen nach Frankreich zu überführen. Kaiser Karl gab zögernd sein Einverständnis. Es trafen jedoch nur insgesamt 4 Divisionen auf dem westlichen Kriegsschauplatz ein, von denen zwei infolge ungenügender militärischer Ausbildung und mangelhafter Ausrüstung nicht mehr nutzbringend verwendet werden konnten.

*) Cramon: Unser österreich-ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege.

Die zweite Ablenkungsoffensive gegen das französische Heer.

Die Schlacht an der Marne und in der Champagne.

Die Schlacht in Italien war der erste volle vor allen Augen sichtbare Mißerfolg der Mittelmächte in diesem Jahre. Wie ein finsterer Schatten stieg er am Horizont empor. Die deutsche Oberste Heeresleitung hoffte ihn durch Erfolge auf französischem Boden zu verscheuchen. Ihr Mut und ihr Glaube an den Sieg hielt auch dieser Belastung stand.

An die Ablenkungsoffensive bei Reims und Soissons sollte sich nach den früheren Absichten eigentlich die Wiederaufnahme des Hauptangriffs gegen das englische Heer in Flandern und in der Pikardie anschließen. Aber die dortigen Stellungen waren trotz der Abgabe erheblicher Reserven an die französische Front noch immer so stark besetzt, daß es angemessen schien, den Zeitpunkt noch hinauszuschieben.

Die Oberste Heeresleitung entschloß sich daher vorerst zu einem zweiten Schlag gegen die Franzosen zu beiden Seiten von Reims. Ihm sollte der letzte entscheidende Angriff in Flandern unmittelbar folgen. Für die Offensive bei Reims sprachen neben dem Zweck der Ablenkung auch noch dringliche andere Gründe. Die Lage der deutschen Truppen in dem tiefen Sack westlich Reims war stark gefährdet. Es führte nur die eine Bahn über Soissons in diesen Raum. Setzte sich der Feind in den Besitz der Stadt, von der ihn nur wenige Kilometer trennten, so wurde die Versorgung der in dem Bogen angehäuften Truppenmassen unmöglich. Man mußte dann die eingeschnürten Armeen vielleicht überstürzt zurücknehmen. Dieser Sorge war man enthoben, wenn Reims mit seinen Eisenbahnverbindungen in deutsche Hand kam.

Der Beginn der Offensive konnte erst für Mitte Juli festgesetzt werden. Das stark ermüdete Heer bedurfte einige Wochen der Ruhe. In der gewohnten Weise trafen die 7. Armee westlich, die 1. und 3. Armee östlich von Reims die erforderlichen Vorbereitungen. Die 7. Armee sollte die Marne angesichts des Feindes in Gegend Dormans überschreiten und dann rechts und links des Flusses auf Epernay vorstoßen. Für die 1. und 3. Armee war Châlons das Ziel. Reims selbst blieb frei. Es sollte, von beiden Seiten umklammert, die Frucht des Sieges werden.

Diesmal wurden die Franzosen nicht überrascht. Seit dem 1. Juli, also 15 Tage vor Beginn der Offensive wußte Foch, was bevorstand. Überläufer und Gefangene verrieten ihm alle Einzelheiten. Er führte eilig Reserven heran und befahl, daß sich die Armeen stärker, als es bisher üblich gewesen war, nach der Tiefe gliedern sollten. Die erste Stellung wurde geräumt. Nur schwache Postierungen blieben zur Täuschung zurück. Der Hauptwiderstand sollte in der zweiten Stellung geleistet werden.

Bereits am 7. Juli konnte der Führer der 4. französischen Armee, gegen die sich der Angriff in erster Linie richtete, seinen Truppen sagen: „Ihr wißt alle, daß niemals eine Verteidigungsschlacht unter günstigeren Bedingungen stattfinden wird. Wir sind vorbereitet und auf der Hut. Ihr kämpft in dem Gelände, das ihr durch eure Arbeit und Standhaftigkeit in eine mächtige Festung verwandelt habt."

Aber Foch begnügte sich nicht mit Anordnungen für die Abwehr. Er fühlte sich dank des wachsenden Zustroms der Amerikaner jetzt stark genug, einen Gegenschlag zu führen. In den Wäldern von Villers Cotterêts wurde eine starke Angriffsgruppe versammelt, die auf Soissons vorbrechen sollte, sobald der Kampf bei Reims zur vollen Entwicklung gelangt war.

Am 15. Juli zerschlug die deutsche Artillerie und die Minenwerfer, wie es auch in früheren Schlachten geschehen war, vor allem die vordersten Gräben, die jedoch dieses Mal fast leer waren.

Zur festgesetzten Stunde erhoben sich die Sturmtruppen und erreichten ohne ernstlichen Widerstand die erste Stellung. Als sie weiter vordrangen, schlug ihnen heftiges Maschinengewehr- und Artilleriefeuer entgegen. Die Franzosen hatten in ihrer tiefen Staffelung nur wenig gelitten. Ihre Kampfkraft war ungebrochen. Östlich von Reims bei der 1. und 3. Armee blieb der Angriff unter ernsten Verlusten schon vor der zweiten feindlichen Stellung liegen. Auch bei der 7. Armee westlich Reims kam die Truppe wenig vorwärts. Nur auf dem äußersten rechten Flügel, an der Marne, schienen die Dinge sich glücklicher zu entwickeln. Der Übergang bei Dormans wurde trotz stärksten Widerstandes erzwungen, angesichts der schweren Begleitumstände eine besonders tapfere Tat. Die Weiterführung des Angriffs scheiterte aber auch hier, da es nicht möglich war, die erforderliche Artillerie über den Fluß zu schaffen.

In den Mittagstunden des 16. Juli wußte die Oberste Heeresleitung, daß der Schlag mißglückt war. Um unnötige Verluste zu vermeiden, befahl sie die sofortige Einstellung des Angriffs.

Die große französisch-englisch-amerikanische Gegenoffensive im Sommer und Herbst 1918.

Der einleitende französische Angriff auf Soissons.

(Karte 3 Skizze d.)

Trotz des schweren Mißgeschicks bei Reims hielt die deutsche Heeresleitung an ihren Angriffsabsichten fest. Sie kannte die Wechselfälle des Krieges. Ein großer Erfolg gegen die Engländer konnte den ungünstigen Eindruck der mißlungenen Offensive wieder auslöschen. In Flandern standen zahlreiche Reserven für den längst geplanten Angriff bereit, es galt nur noch die letzten Vorbereitungen zu treffen. Ludendorff eilte zur Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, um dort die Einzelheiten zu besprechen. Am Abend des 16. Juli rollten bereits die Geschütze der Angriffsartillerie von Reims nach Lille.

In den Vormittagsstunden des 18. Juli trafen bei der Heeresleitung Meldungen ein, daß die Franzosen aus dem Walde von Villers Cotterêts — nicht weit nördlich der Stelle, an der General Manoury am 6. September 1914 seinen Angriff gegen den rechten deutschen Heeresflügel unternommen hatte — mit mächtigen Tankgeschwadern in Richtung Soissons tief in die deutschen Stellungen eingebrochen seien. Es war der Gegenstoß des Generals Foch.

Schon seit Anfang Juli hatten sich bei der 7. deutschen Armee Anzeichen bemerkbar gemacht, daß der Feind hier einen Angriff plane. Agenten- und Überläufernachrichten wiesen auf den 14. Juli, den Tag des französischen Nationalfestes hin. Die 7. Armee war in Sorge und bat um Verstärkungen. Die Oberste Heeresleitung unterzog die Abwehrmaßnahmen einer Nachprüfung, sie schienen ausreichend. Der 14. Juli verlief ohne besondere Ereignisse. Man beruhigte sich, die Truppe glaubte nicht mehr an den Angriff. So traf sie der französische Stoß.

Seine Stärke beruhte auf den mächtigen Tankgeschwadern, die in den Wäldern von Villers Cotterêts unbemerkt bis dicht an die vordere Linie herangebracht waren*). Zum ersten Male spielte

*) Die 10. französische Armee, die hier angriff, verfügte über 321 Tanks.

der gepanzerte Kraftwagen hier die entscheidende Rolle, zu der er in dem Endkampfe berufen war. Von dem Gedanken an den eigenen Angriff und an den Sieg beherrscht, hatte die deutsche Oberste Heeresleitung der Frage der Tankabwehr nicht die Bedeutung zugemessen, die ihr jetzt unter den veränderten Verhältnissen zukam.

Die deutschen Divisionen wurden in einer bisher nicht gekannten Weise überrannt, es entstand ein tiefer Einbruch. Glücklicherweise gelang es dem Eingreifen der Reserven, das Vorgehen der Franzosen auf den Höhen hart südwestlich Soissons zum Stehen zu bringen. Der wichtige Bahnhof von Soissons lag jedoch schon unter dem Feuer der feindlichen Geschütze.

Der Entschluß der deutschen Obersten Heeresleitung zur reinen Abwehr.

Die Schlacht von Soissons ist das erste Glied in der Kette harter Schicksalsschläge, die von nun an das deutsche Heer trafen. Das Ringen um die Entscheidung stand am letzten Wendepunkt.

In der bisher von eisernem Siegeswillen beseelten Obersten Heeresleitung griff die Erkenntnis Platz, daß der große deutsche Angriff gescheitert war und daß man zur Verteidigung zurückkehren müsse. Ein Vierteljahr war seit dem Beginn der Offensive verflossen. Fünf gewaltige Schlachten waren auf französischem und italienischen Boden geschlagen. Die letzte Kraft des Heeres war für das große Ziel des Sieges eingesetzt und verausgabt worden. Es hatte geleistet, was von ihm erwartet werden durfte. Hin und wieder war zwar ein Nachlassen bemerkbar geworden, die Disziplin der ausgehungerten Mannschaften hatte dem Anblick wohlgefüllter eroberter Magazine nicht immer standgehalten. Aber das waren im ganzen doch Ausnahmen, die auf dem glänzenden Bild höchster Tapferkeit und Hingabe kaum einen Schatten zurückließen.

Trotzdem war der erhoffte Erfolg ausgeblieben. Die feindliche Front stand fest. Die Aussichten für eine glückliche Beendigung der Offensive waren, darüber war sich die Oberste Heeresleitung jetzt nicht mehr im Zweifel, geschwunden. Die Verluste waren hoch. Wenn sie auch weit hinter denen der Entente blieben, so trafen sie die Mittelmächte doch härter, weil sie auch nicht annähernd mehr ersetzt werden konnten. Die Divisionen waren größtenteils mehrere Male eingesetzt worden, hatten bei jedem

Einsatz etwa ein Drittel ihrer besten Kampfmannschaften eingebüßt und waren nur ungenügend mit geringwertigem Material aufgefüllt worden. Die Elemente, die bisher in der Heimat und in der Etappe ein bequemeres Dasein geführt hatten, waren den Anforderungen der Schlacht nicht mehr gewachsen.*) Allzuoft waren die Etappe und das Besatzungsheer in Belgien und Rußland schon „ausgekämmt“. Was sie jetzt noch hergaben, schadete und verdarb oft mehr, als es nutzte. Die Zahl derer, die Unlust und Kampfüberdruß verbreiteten und bewußte revolutionäre Propaganda trieben, stieg rasch. Die Verlustzahlen der Gefangenen schnellten empor.

Der Bestand des Heeres verringerte sich seit dem April in zunehmendem Maße. Vor allem fehlte es an geeignetem Infanterieersatz. Die durchschnittlichen Bataillonsstärken betrugen am 21. März 802, am 1. Mai 728, am 21. Juni nur noch 656 Mann.

Es entstand der ganz ungesunde Zustand, daß der ziemlich gleichbleibenden Masse der Hilfswaffen aller Art und der Etappen- und Besatzungsformationen ein immer schwächer werdender Stamm kämpfender Infanterie gegenüberstand. So blieb nur übrig, Divisionen aufzulösen**) und die Divisionsfronten schmaler zu machen. Immer seltener konnte der Truppe Ruhe gegönnt werden, in immer schnellerer Folge mußte sie von einer Schlacht in die andere geworfen werden. Das Übergewicht der Masse, auf das die Entente ihre ganze Hoffnung setzte und das die Deutschen so oft in diesem Kriege um den verdienten Enderfolg gebracht hatte,

*) Mitte Mai ergab sich folgendes Bild: Der Rekrutenjahrgang 99 war verausgabt, sonstige Ersatzbestände waren in der Heimat nicht mehr vorhanden. Aus der Zahl der vom Kriegsdienst Reklamierten ließen sich im Höchstfalle noch 150 000 Mann verfügbar machen. (Insgesamt ware 1 097 000 Mann reklamiert, davon 237 000 Eisenbahner, 80 000 Beamte, 520 000 Kriegsindustriearbeiter, an die nicht gerührt werden durfte; von den übrigen 260 000 waren höchstens 150 000 kriegsverwendungsfähig.) Dazu kamen 63 000 Mann aus Sonderwaffen und Etappe, die durch Garnisondienstfähige ersetzt werden konnten. Weiterhin flossen dem Heere monatlich etwa 60 000 Mann an Wiedergenesenen zu. Schließlich war noch der Rekrutenjahrgang 1900 als äußerste Reserve vorhanden, den aber die Oberste Heeresleitung noch nicht anzugreifen wagte. Diese Zahlen genügten nicht annähernd, um die hohen Verluste zu decken.

**) Im August wurden 10, bis Anfang Oktober 22 Divisionen aufgelöst. Die Infanteriemannschaften wurden verteilt, die Artillerieformationen blieben bestehen.

legte sich wiederum mit erdrückender Gewalt auf die unter unerhörten Anstrengungen seufzende deutsche Front.

Zu allem anderen gesellte sich eine überaus heftig auftretende Grippeepidemie, durch welche die Kampfkraft des Heeres schwer beeinträchtigt wurde. Während des ganzen Sommers hielt die Seuche an. Wenn die Krankheit auch meist rasch verlief, so hatte sie doch vielfach eine längere Schwächung der körperlichen Kräfte zur Folge. Die Zahl der Todesfälle war erheblich.

Die erste Folgerung, die aus dem Umschwung der Auffassung bei der Obersten Heeresleitung gezogen wurde, war die Aufgabe der geplanten Flandernoffensive. In der Abwehr glaubte man den Feinden jedoch noch gewachsen zu sein. Der eine unglückliche Tag von Soissons war nicht imstande, das auf vierjährige Erfahrung gegründete Vertrauen auf die Widerstandskraft der deutschen Armee umzustoßen. Jedenfalls wollte man die völlige Festigung der Front abwarten, bevor man dem Reichskanzler „entscheidende Entschlüsse" nahelegte, bei denen „viele Hoffnungen zu begraben" sein würden.*) Es sollte bei den Feinden nicht der Eindruck entstehen, daß man unter einem Zwange handle.

Man erwog, ob es nicht zweckmäßig sei, die stark gewellte Front zu glätten, um eine bessere Linienführung zu erreichen. Der mangelnde Ausbau der neu gewonnenen Stellungen und die schlechten rückwärtigen Verbindungen, vor allem im Sommegebiet, erschwerten die Verteidigung. Aber die Oberste Heeresleitung konnte sich doch nicht dazu entschließen, den mit so viel Blut erkämpften Boden freiwillig aufzugeben. Sie fürchtete den ungünstigen Einfluß, den eine solche Maßnahme auf die Stimmung im eigenen Lande und beim Feinde haben würde. Nur der tiefe Bogen zwischen Soissons und Reims, dessen Lebensfaden bei Soissons unter dem Feuer der französischen Geschütze lag, ließ sich nicht länger halten. Die Räumung erfolgte Ende Juli, ohne daß es dem scharf nachdringenden Feind gelang, die Bewegung ernstlich zu stören.

Die erste Angriffsfolge der Entente vom 8. August bis 13. September. — Die Erschütterung der deutschen Front.

Bei der Entente war die lähmende Sorge vor dem Ausgang der großen deutschen Offensive einer siegessicheren Auffassung ge-

*) Ludendorff: Meine Kriegserinnerungen.

wichen. Trotz der ungeheuren Anspannung aller Kräfte in den zurückliegenden Monaten zögerte man nicht einen Augenblick, die günstige Lage zu nutzen und aus der Verteidigung zum Angriff überzugehen. Die „öffentlichen Gewalten“ waren durchaus „auf der Höhe“ und sorgten dafür, daß Müdigkeit und Schwäche nicht aufkamen.

General Foch, der nach der Schlacht bei Soissons zum Marschall von Frankreich ernannt wurde, versammelte am 24. Juli die Führer der Verbündeten Armeen und setzte ihnen seine Auffassung und Absichten auseinander. Er konnte auf die günstige Wendung hinweisen, die zugunsten der Alliierten eingetreten war, und erklärte, daß jetzt die Zeit zum entscheidenden Gegenangriff gekommen sei. Das Eintreffen von durchschnittlich einer Viertelmillion Amerikaner in jedem Monat sichere der Entente die dauernde Überlegenheit. Durch eine Reihe in kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgender starker Schläge beabsichtigte er die deutschen Armeen in Unordnung zu bringen, die Ergänzung der Reserven zu stören. War das gelungen, so sollte die Generaloffensive entfesselt und die Deutschen durch die Wucht der Massen zermalmt werden.

Der englisch-französische Angriff bei Amiens.

Diesem Programm entsprechend packten Engländer und Franzosen am 8. August nach kurzer Artillerievorbereitung und unter massenhafter Verwendung von Panzerwagen die deutsche 2. und 18. Armee zwischen Albert und Montdidier an. Wieder spielten die Tankgeschwader die schlachtentscheidende Rolle. Beiderseits Villers Bretonneux, zwischen Avre und Somme, drangen kanadische und australische Divisionen tief in die deutsche Stellung ein. Erst bei Harbonnières boten die aus Gegend südwestlich Péronne herbeieilenden Reserven dem Angreifer Halt. Im Laufe des 11. und 12. August festigte sich die deutsche Front wieder.

Der Entschluß der deutschen Regierung, Friedensverhandlungen einzuleiten.

Die deutschen Verluste waren schwer. Ganze Divisionen hatten gegenüber dem „Tankschrecken“ versagt. Hindenburg und Ludendorff brachte die neue Niederlage wiederum eine bittere Erkenntnis. Es wurde ihnen klar, daß der Krieg verloren war und

daß es an der Zeit sei, selbst um schweren Preis Frieden zu schließen. „Der 8. August ist der schwarze Tag des deutschen Heeres in der Geschichte dieses Krieges“, sagt Ludendorff in seinen Kriegserinnerungen. Unter Darlegung der ungünstigen militärischen Lage forderten sie am 13. August den Reichskanzler auf, Friedensverhandlungen einzuleiten. Am 14. August fand in Spa unter dem Vorsitz des Kaisers die entscheidende Sitzung statt, in der der Beschluß gefaßt wurde, „im geeigneten Moment“ eine Friedensvermittlung, möglichst durch die Königin der Niederlande, herbeizuführen.

Die Ausdehnung der englisch-französischen Angriffe auf den Raum Arras–Soissons. — Der deutsche Rückzug in die Siegfriedstellung.

Aber es war noch ein weiter und überaus beschwerlicher Weg, bis die Mittelmächte ihren Wunsch zur Kenntnis des Feindes gebracht hatten und bis dieser sich dazu bequemte, mit den Verhandlungen zu beginnen. Die Staatsmänner und Heerführer der Entente waren sich des Vorteils ihrer Lage voll bewußt und verdoppelten die militärischen Anstrengungen, um zunächst den Sieg zu vollenden. Die Schlacht in Gegend Amiens nahm also vorläufig in unverminderter Heftigkeit ihren Fortgang.

Den Hauptnachdruck legte Foch jetzt auf die Flügel des weitgespannten Bogens. Im Süden, bei Noyon und Soissons, wurde die seit dem Juli dort eingeschobene 9. deutsche Armee am 21. August trotz sorgfältiger Abwehrmaßnahmen bis Chauny zurückgedrängt. Im Norden wurde die 17. Armee am gleichen Tage zwischen Bapaume und Albert in schwere Kämpfe verwickelt und verlor langsam an Boden. Da auch die in der Mitte kämpfende 2. und 18. Armee in die rückgängige Bewegung allmählich hineingezogen wurden, so entschloß sich die Oberste Heeresleitung die angegriffene Front in eine flüchtig hergerichtete Stellung zurückzunehmen, die quer durch das verwüstete Alberichgelände von Biache über Péronne–Chauny auf Soissons verlief.

Aber auch in der neuen Linie fanden die Armeen keinen Halt. Bei Péronne war die Kampffront von vornherein brüchig. Immer wieder gaben hier einzelne Divisionen der 2. Armee nach. Nur mit äußerster Anstrengung konnten größere Einbrüche verhütet werden. Auch weiter nördlich bei der 17. Armee war die Lage nicht günstig. Ein Ende September beginnender Angriff an der

Straße Arras—Cambrai bohrte sich am 2. September tief in die Stellung ein. Unter dem Druck der Ereignisse sah sich die Oberste Heeresleitung genötigt, auch den Rest des im Frühjahr mit so hochgespannten Hoffnungen und mit so viel Blut eroberten Bodens aufzugeben und in die Siegfriedstellung auszuweichen. Hier, so hoffte sie, würde die stark erschütterte Front endlich festen Fuß fassen.

Am 8. September war die Rückzugsbewegung beendet. Die Alliierten Heere hatten genau einen Monat gebraucht, um den Deutschen den eroberten Boden wieder abzuringen, den diese im März in 8 Tagen durcheilt hatten.

Der amerikanische Angriff auf den St. Mihielbogen.

Schon wenige Tage, nachdem die Kämpfe in dem blutgetränkten Gelände beiderseits St. Quentin zum vorläufigen Abschluß gekommen waren, führte Foch den nächsten Schlag. Der neue Angriff richtete sich gegen die weit nach Westen vorspringende Ecke bei St. Mihiel südlich Verdun. Er wurde in der Hauptsache ausgeführt durch amerikanische Divisionen, die hier zum ersten Male unter dem Befehl ihres Oberkommandanten Pershing eine Aufgabe selbständig lösten.

Der Mihiel-Bogen besaß für die Deutschen seit der endgültigen Einstellung der Offensive keinen strategischen Wert mehr. Seine Räumung war am 8. September, als bereits verschiedene Anzeichen auf die bevorstehende Unternehmung hinwiesen, von der Obersten Heeresleitung angeordnet worden. Leider wurde die Durchführung des Befehls durch die Zurückführung des Kriegsmaterials verzögert, so daß der am 12. September losbrechende Angriff die Stellung noch besetzt fand. Die Amerikaner hatten dank der sehr dünnen deutschen Besetzung einen leichten Erfolg. Jedoch konnte ihr Stoß, da sie nicht gewandt genug waren, ihren Sieg voll auszunutzen, in der die Ecken des Mihiel-Bogens verbindenden Michelstellung aufgefangen werden.

Wieder war die Einbuße an Mannschaften, Kanonen und Gerät groß. Ihre besondere Bedeutung gewann die Schlacht aber dadurch, daß sich die Stimmung und das Selbstvertrauen der amerikanischen Truppe durch die leicht errungenen Lorbeeren

gewaltig hob. Sie steckten sich die Ziele jetzt höher und meinten, es müsse ihrer frischen unverbrauchten Kraft gelingen, durch einen mächtigen Angriff zwischen Reims und Verdun die ganze deutsche Front bis zum Meere aus den Angeln zu heben.

Die Anlage rückwärtiger deutscher „Stellungen".

Angesichts der sich immer ungünstiger gestaltenden Entwicklung hatte die Oberste Heeresleitung im August den Bau neuer durchlaufender Stellungen zwischen Verdun und dem Meere angeordnet. Die Hermann-Hunding-Stellung führte über Tournai–Valenciennes–Rethel; die Antwerpen-Maas-Stellung verlief unweit westlich Antwerpen–Brüssel, dann über Charleroy–Givet und folgte von hier dem Laufe der Maas bis Verdun. Da aber keine nennenswerten Arbeitskräfte für den Ausbau verfügbar waren, bestanden diese „Stellungen" im wesentlichen nur auf dem Papier.

Weiterhin veranlaßte die Oberste Heeresleitung den Abschub alles entbehrlichen Heeresgeräts in die Heimat. Die Ergebnisse blieben geringfügig. Es fehlte an Eisenbahnzügen, an Arbeitskräften und an Zeit.

Die von Hindenburg und Ludendorff am 13. August angeregte Einleitung der Friedensverhandlungen hatte inzwischen noch keinerlei Fortschritte gemacht. Die erhoffte Vermittlung der Niederlande blieb aus. Eine am 14. September ohne die Zustimmung Deutschlands veröffentlichte Note der österreichischen Regierung an sämtliche kriegführenden Mächte, die zu einer Aussprache über den Frieden aufforderte, verhallte im Lärm der Schlachten.

Man war Mitte September noch so weit wie Anfang August. Inzwischen hatte aber die Armee einen weiteren Teil ihrer Widerstandskraft verbraucht, und es wurde bereits zweifelhaft, ob es gelingen würde, die immer schneller zurückrollende Front in Frankreich wenigstens vorübergehend wieder zum Stehen zu bringen, um den Staatsmännern eine letzte Frist für die Anbahnung des Friedens zu schaffen. Da stürzten plötzlich zwei von den Pfeilern, auf denen das militärische Gebäude der Mittelmächte ruhte, die Palästina- und die mazedonische Front, ein und begruben damit die letzte Hoffnung auf einen erträglichen militärischen Abschluß des Krieges.

Der Zusammenbruch der Türkei und Bulgariens.

Die Ereignisse an der Palästinafront.

(Karte 3 Skizze a.)

Die deutsche Niederlage im Westen übte auf die drei Bundesgenossen eine höchst verderbliche Wirkung aus. Es zeigte sich, daß allein die Hoffnung auf den deutschen Sieg, nicht die eigene innere Kraft, sie bisher noch aufrecht gehalten hatte. In dem Augenblick, in dem diese Hoffnung schwand, brachen sie haltlos zusammen.

In Palästina hatten die Engländer und Franzosen seit dem Herbst 1917 umfassende Vorbereitungen für einen entscheidenden Schlag getroffen. Schon im April und Mai 1918 hatten sie nordöstlich Jerusalem angegriffen, jedoch hatten die Türken ihre Stellungen damals behauptet. Die Alliierten rüsteten darauf während des Sommers mit verstärktem Eifer weiter. Ihr Übergewicht wurde immer fühlbarer. General v. Liman, der in Palästina jetzt das Oberkommando führte, verlangte ohne Unterlaß, aber ohne Erfolg, Verstärkungen. Auch der innere Halt der Palästinatruppen ließ nach. Die Desertionen nahmen überhand. Man wurde des Bandenunwesens hinter der Front nicht mehr Herr. In diesem Zustande empfing das Heer den tödlichen Schlag.

Am Morgen des 19. September durchstieß der englische Angriff an der Küste zwischen Jaffa und Haiffa die türkischen Linien. Der Einbruch breitete sich mit reißender Geschwindigkeit nach Norden und Osten aus. Zahlreiche türkische Truppenverbände verschwanden fast spurlos vom Erdboden. Die ganze Front brach zusammen. Bereits am 20. September erschien englische Kavallerie am Sitz der deutschen Heeresgruppe in Nazareth. General v. Liman suchte die Trümmer des Heeres bei Damaskus zu sammeln. Aber der mit großen Kavalleriemassen kräftig verfolgende Feind hinderte jeden Widerstand. Nur die deutschen Truppen, das Asienkorps und das Infanterieregiment 146, insgesamt 3000 Mann Kampftruppen, bewahrten ihre Haltung. Sie deckten als Nachhut die in größter Unordnung nach Norden abströmenden türkischen Verbände und verließen festen Schritts den alten weltgeschichtlichen Boden, indem sie die kriegerische Ehre Deutschlands bis zuletzt hochhielten.

Bei der völligen Auflösung, der das türkische Palästinaheer anheimgefallen war, gelang es dem General v. Liman nicht mehr, eine neue Front aufzurichten. Anfang Oktober fluteten die zu-

sammengeschmolzenen Reste über Homs nach Aleppo zurück, das am 26. Oktober nach schwachem Kampf geräumt wurde. Kurze Zeit später erreichte der Feind die dicht nördlich Aleppo abzweigende Bagdadbahn und durchschnitt damit die Lebensader der mesopotamischen Front, die wenige Tage später fast widerstandslos zusammenbrach.

Am 30. Oktober schloß die Türkei einen Waffenstillstand ab, der einer Kapitulation gleichkam. Zwei Wochen später ging eine englisch-französische Flotte im Bosporus vor Anker.

Der Zusammenbruch der makedonischen Front.

(Karte 2 Skizze b und f.)

Ebenso gründlich und schnell verlief der Zusammenbruch des bulgarischen Heeres.

Die Orientarmee der Alliierten war im Laufe des Jahres 1918 auf eine Stärke von 550 000 Mann angewachsen, darunter 250 000 Engländer und Franzosen, der Rest Serben, Griechen und Italiener. Anfang Juli entstand der Plan eines Durchbruchs zwischen Cerna und Wardar in Richtung auf Negotin, dessen Ziel die Wiedereroberung Serbiens und die Trennung Österreich-Ungarns von Bulgarien und der Türkei war. Der Beginn der Offensive wurde, da noch längere Vorbereitungen erforderlich waren, auf den 15. September festgesetzt. Dieser Tag ist den Bulgaren offenbar bekannt geworden. Schon im Sommer tauchte das hartnäckige Gerücht auf, daß das bulgarische Heer nur noch bis zum 15. September kämpfen würde. Tatsächlich fanden die Alliierten bei ihrem Angriff keinen nennenswerten Widerstand. Westlich der Bahn Saloniki–Üsküb brachen serbische und französische Divisionen tief in die von Natur überaus starken Stellungen ein, die von den bulgarischen Truppen fast ohne Kampf aufgegeben wurden. Der Durchbruch dehnte sich rasch nach Osten zu über die Bahnlinie hinaus bis zum Dojransee aus. Die wenigen an der bulgarischen Front befindlichen deutschen Bataillone konnten die breite Lücke nicht füllen und wurden nach tapferem Kampf in den Strudel des Rückzugs hineingerissen. Auch die Flügel bei Monastir und an der Struma, die unter dem Einfluß deutscher Offiziere teilweise Widerstand geleistet hatten, gaben den Kampf bald auf und traten den Heimmarsch an. Das bulgarische Heer löste sich auf. Schon am 29. September schloß Bulgarien einen Waffenstillstand ab.

Die militärischen Operationen der Alliierten gingen jedoch weiter. Ohne Widerstand zu finden, setzte die Orientarmee ihren unblutigen Siegeszug längs der Bahn von Üsküb auf Nisch fort. Es ließ sich fast auf den Tag berechnen, wann sie an der ungarischen Grenze und vor Adrianopel erscheinen würde. Daß das österreichisch-ungarische Heer den französischen und englischen Truppen keinen dauernden Widerstand entgegensetzen würde, war vorauszusehen. Der Vormarsch der Orientarmee mußte also, wenn nicht deutsche Kräfte ihm Einhalt geboten, nicht nur den Zusammenbruch Bulgariens und der Türkei, sondern auch Österreich-Ungarns und damit schließlich Deutschlands zur Folge haben. Die Oberste Heeresleitung mußte sich daher trotz der Not im Westen entschließen, eine Anzahl von Divisionen nach dem Balkan zu werfen, die zusammen mit österreichischen Truppen im nördlichen Serbien eine neue Kraftgruppe bildeten. Der Versuch, Mitte Oktober in Gegend von Nisch eine Verteidigungsfront herzustellen, mißlang infolge der Kampfmüdigkeit der Österreicher. Ende Oktober standen die Franzosen und Serben beiderseits von Belgrad an der Donau, die Engländer bei Adrianopel.

Unter diesen Umständen mußte auch Rumänien geräumt werden. Die wenigen dort noch befindlichen deutschen Truppen marschierten nach Ungarn ab.

Die zweite Angriffsfolge der Entente. Generaloffensive.

Der Ansturm gegen die Siegfriedstellung.

Inzwischen hatten auch die Kämpfe im Westen ihren unheilvollen Fortgang genommen. Foch glaubte Ende September den Zeitpunkt gekommen, um auf der ganzen Linie zwischen der Maas und dem Meere zur Generaloffensive überzugehen. Er wußte, daß der Gegner nur noch unter äußerster Anspannung aller Kräfte den Zusammenhang der Front aufrecht erhielt, daß die zusammenschmelzenden deutschen Divisionen fast ohne Unterbrechung im Kampf standen und daß die Zahl der Reserven trotz der Verkürzung der Linien sich reißend schnell verminderte. Unter diesen Umständen schien es Foch von höchster Bedeutung, daß die Beanspruchung der deutschen Truppen nicht einen Augenblick nachließ, vielmehr, wenn möglich, noch gesteigert wurde. Er trieb daher die Alliierten Heere, bei denen sich starke Anzeichen der Ermüdung bemerkbar

machten, zu einer letzten großen Anstrengung an und scheute sich nicht, auch die jungen, eben erst eingetroffenen amerikanischen Divisionen ins Feuer zu werfen, obgleich ihre Gefechtsausbildung noch sehr große Mängel aufwies.

Drei große Operationen setzte Foch in den letzten Septembertagen zur gleichen Zeit ins Werk.

In Flandern griffen am 28. September die Belgier zusammen mit je einer französischen und englischen Armee an. Das Ziel war wieder, wie schon so oft, die flandrische Küste. Aber die 4. Armee wehrte sich tapfer und am 30. September hatte der Angriff nach nur mäßigem Geländegewinn sein Ende erreicht.

In der Mitte der gewaltigen Schlachtfront, zwischen Arras und La Fère, drückten Ende September drei englische und eine französische Armee gegen die Siegfriedstellung zwischen Cambrai und St. Quentin. Auch hier konnten sich die Deutschen im allgemeinen behaupten. Nur bei Cambrai entstand ein Einbruch, der sich Anfang Oktober langsam nach Süden erweiterte. Weiter südlich in Gegend Soissons, mußte die Laffauxecke, die als Bruchpunkt der Front auch jetzt wieder eine wichtige Rolle spielte, unter dem Druck der 10. französisch-amerikanischen Armee aufgegeben werden. Im Anschluß daran wurde wenige Tage später der Chemin des Dames geräumt.

Auf dem linken Flügel der Schlacht, zwischen Reims und der Maas, hofften die durch den Erfolg von St. Mihiel ermutigten Amerikaner, im Bunde mit starken französischen Kräften durch einen mächtigen Vorstoß in Richtung auf Mezières die Front bis hinauf zum Meere zu entwurzeln. Die Franzosen holten sich jedoch Ende September westlich der Argonnen blutige Köpfe, und auch die Amerikaner mußten sich zwischen Argonnen und Maas mit mäßigem örtlichen Gewinn begnügen. Alles in allem schien es, als ob die deutsche Front sich wieder zu festigen beginne.

Die vorübergehende Besserung täuschte die deutsche Oberste Heeresleitung nicht über die Hoffnungslosigkeit der Lage hinweg.*) Wenn auch die Gefahr eines völligen Zusammenbruchs noch nicht in greifbarer Nähe stand, so blieb doch die Krise in unverminderter Schärfe bestehen. Über Nisch–Belgrad näherte sich das

*) S. Urkundenanhang: Zur Beurteilung der Lage durch die Oberste Heeresleitung Anfang Oktober 1918.

Verderben. Es war mehr als fraglich, ob es gelingen würde, dort einen Wall aufzurichten. Auch an der italienischen Front begann es lebendig zu werden. Es trafen amerikanische Verstärkungen ein. Ein Angriff stand unmittelbar bevor, dessen Erfolg bei den chaotischen Zuständen innerhalb der österreich-ungarischen Monarchie nicht zweifelhaft sein konnte.

Das deutsche Friedensangebot auf Grund der 14 Punkte Wilsons.

Unter dem schweren Gewicht dieser Erwägungen faßten Hindenburg und Ludendorff am 28. September den Entschluß, nunmehr ein direktes deutsches Friedensangebot auf Grund der 14 Wilsonschen Punkte bei der Reichsregierung anzuregen. Der Kaiser stimmte dem Vorschlage zu. Es wurde beschlossen, die Vermittlung des Präsidenten Wilson anzurufen. Gleichzeitig fanden tiefgreifende Veränderungen in der Regierungsform des Reiches und in der Besetzung der höchsten Reichsämter statt. Am 30. September erließ der Kaiser eine Verordnung zur Einführung des parlamentarischen Regierungssystems. Der bisherige Reichskanzler, Graf Hertling, nahm seinen Abschied, an seine Stelle trat Prinz Max von Baden.

Am 4. Oktober wurde die Note abgesandt, in der der Präsident Wilson ersucht wurde, schnellstens den Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes herbeizuführen und den Friedensschluß vorzubereiten.

Wilson hatte es nicht eilig, dem Wunsche nachzukommen. Er wußte allzu gut, daß die politische und militärische Lage der Mittelmächte sich von Stunde zu Stunde schwieriger gestaltete und daß die Zeit nicht mehr fern war, in der sie sich jeder Bedingung würden fügen müssen. Zunächst verlangte er, daß die Räumung des besetzten Gebietes und die Waffenstillstandsbedingungen „dem Urteil und dem Rat der militärischen Beratung der Regierung der Vereinigten Staaten und der Alliierten überlassen werden müßte." Weiterhin forderte er „völlig befriedigende Sicherheiten und Bürgschaften für die Fortdauer der gegenwärtigen militärischen Überlegenheit der Armeen der Alliierten." Der U-Bootkrieg sollte sofort eingestellt werden.

Die Reichsregierung unterwarf sich den Bedingungen, die nichts anderes bedeuteten, als die Entwaffnung des Heeres und der Flotte. Nunmehr erklärte sich Wilson am 24. Oktober bereit,

mit den Verbündeten die Frage eines Waffenstillstandes zu erörtern. Aber es vergingen noch zwei qualvolle Wochen, bis die Verhandlungen zum Abschluß kamen und dem gegenstandslos gewordenen mörderischen Kampfe ein Ende bereitet wurde.

Für Ludendorff, in dem sich die schärfste Richtung des deutschen Willens zum Siege verkörperte, und der deshalb vielen auch im eigenen Volke als Friedenshindernis galt, war unter den veränderten Verhältnissen kein Platz mehr. Er schied am 27. Oktober aus dem Heere aus, mit dessen ruhmvollsten Taten sein Name verknüpft ist, nachdem er in engster geistiger Gemeinschaft mit Hindenburg der deutschen Kriegführung zwei Jahre lang den Stempel seines starken Geistes und leidenschaftlichen Willens aufgedrückt hatte. An seine Stelle trat General Groener, dem im besonderen Maße der glänzende Eisenbahnaufmarsch des deutschen Heeres bei Kriegsbeginn zu danken war und der als Leiter des Kriegsamtes eine bedeutungsvolle Rolle gespielt hatte.

Die Fortsetzung und Erweiterung der Generaloffensive bis Verdun. — Das Zurückgehen des deutschen Nordflügels in die Hermann-Hundingstellung und dann in die Antwerpen-Maasstellung.

Die flüchtig auftauchende Hoffnung, daß die feindliche Offensive an der Siegfriedstellung sich brechen würde, erfüllte sich nicht. Die Feinde errangen in der ersten Hälfte des Oktober an verschiedenen Stellen der gewaltigen Kampffront Vorteile und dehnten sie allmählich nach den Seiten aus. Es entstand die Gefahr, daß die Zusammenhänge zwischen den Teilen, die Stand hielten, und denen, die nachgaben, irgendwo zerreißen würden. Die Oberste Heeresleitung sah sich daher, nachdem der Kampf um die Siegfriedstellung annähernd einen Monat gedauert hatte, in der 2. Hälfte des Oktober gezwungen, den nördlichen Heeresflügel in der durchlaufenden Hermann-Hundingstellung, also in der Linie Tournai–Rethel–Verdun, aufzufangen, um den festen Zusammenhalt wieder herzustellen.

Auch in Flandern mußte die 4. Armee, die so lange die U-Bootbasis tapfer kämpfend verteidigt hatte, jetzt endlich hinter den Lyskanal unweit westlich Gent zurückgenommen werden. Der Verlust der U-Bootbasis war jedoch praktisch bereits ohne Bedeutung, da die Reichsregierung in diesen Tagen, den Forderungen Wilsons

entsprechend, den U-Bootkrieg gegen die feindliche Handelsschifffahrt einstellte.

Foch gönnte den Truppen nicht einen Augenblick Ruhe. Er befahl, daß der Angriff auf die Hermann-Hundingstellung unverzüglich aufzunehmen sei. Zu gleicher Zeit sollten die Amerikaner mit äußerster Kraft aus dem Raume von Verdun nach Nordosten vorstoßen, um die Verankerung der Hermann-Hundingstellung und der Antwerpenstellung an der Maas loszureißen.

Darüber hinaus beschäftigten ihn neue große Pläne. Er gedachte die Generaloffensive noch zu erweitern und sammelte hierzu eine starke Stoßgruppe, hauptsächlich Amerikaner, zwischen Pont à Mousson und Verdun. Sie sollte durch Vorgehen beiderseits Metz über Saarbrücken-Longuyon den rechten Flügel des deutschen Heeres zwischen der holländischen Grenze und Luxemburg zusammendrängen und ihm den Rückzug verlegen. Die Unternehmung, die sich im Gegensatz zu dem bisherigen Verfahren der Zermürbung ein ganz großes Ziel steckte, sollte am 14. November beginnen. Die Angriffe auf die Hermann-Hundingstellung zeitigten zunächst nur geringe Ergebnisse. Auch die Ententetruppen waren tief erschöpft und kampfmüde, obgleich die Hauptarbeit bei allen diesen Kämpfen nicht die stürmende Infanterie, sondern das Geschütz und der Tank leistete. Noch immer wehrte das deutsche Heer sich verzweifelt, obgleich jeder Hoffnungsschimmer auf Besserung der Lage längst erloschen war, ging hier und dort sogar zum Gegenangriff über. Aber Anfang November wurde auch die Hermann-Hundingstellung brüchig. Zur gleichen Zeit machte sich der amerikanische Druck aus Verdun heraus in Richtung Longuyon-Montmedy stark fühlbar. Gelang den Amerikanern hier der Durchbruch, so geriet der noch immer weit vorwärts gestaffelte Nordflügel in ernste Gefahr. Am 4. November entschloß sich die Oberste Heeresleitung die Front zu verkürzen und den rechten Heeresflügel in die Antwerpen-Maasstellung zurückzunehmen. In fester Haltung strebten die zusammengeschmolzenen Divisionen, vom Gegner nicht allzu stark behindert, der neuen Linie zu.

Der österreichische Zusammenbruch.

Inzwischen hatte sich die innere Auflösung der österreichungarischen Monarchie und der Zusammenbruch der Front in Italien vollendet. Am 19. Oktober war in Wien die Antwort Wil-

sons auf die österreichische Note eingetroffen, die gleichzeitig und ungefähr gleichlautend mit der deutschen nach Washington abgesandt war. Sie forderte die staatliche Selbständigkeit der Tschecho-Slowakei und Jugoslawiens. Die Verwirrung in diesen Ländern steigerte sich auf das Höchste. Auch Ungarn sagte sich von Österreich los und verlangte, daß die ungarischen Truppen aus Italien zurückgezogen würden, um die Grenzen des Königreichs gegen das über Nisch–Belgrad herannahende Verderben zu schützen. An der Front begannen Meutereien. In diesem Augenblick griffen die Italiener am 24. Oktober, von Amerikanern und Engländern unterstützt, zwischen Tirol und dem Meere an. Wie ein letztes Abendleuchten flammte die Tapferkeit der k. u. k. Armee noch einmal auf. Die italienischen Angriffe wurden in Tirol abgeschlagen. Aber wenige Tage später durchbrachen englische Truppen die Piavefront bei Vittorio. Die ganze Front kam im Verlauf weniger Tage ins Wanken, geriet ins Rollen und löste sich auf.

Die Waffenstillstandsverhandlungen begannen am 30. Oktober Die Bedingungen wurden in der Nacht zum 3. November vom österreich-ungarischen Oberkommando angenommen und den österreichischen Truppen sogleich die Einstellung des Kampfes befohlen. Da die Italiener jedoch, sich an den Wortlaut des Vertrags haltend, die Feindseligkeiten noch bis zum Nachmittage des 4. November fortsetzten, so fielen Hunderttausende Wehrloser in die Hände des Feindes, bis der tatsächliche Beginn des Waffenstillstands dem tragischen Schauspiel ein Ende bereitete.

Der Ausbruch der deutschen Revolution.

Inzwischen war in Deutschland die Revolution ausgebrochen. Den Anstoß erhielt sie durch den Aufruhr der Kriegsmarine.

Seit Anfang Oktober trug sich die Flottenleitung mit der Absicht eines Vorstoßes gegen die englische Küste. Das Bekanntwerden dieses Planes rief bei einem Teil der Schiffsbesatzungen starke Unruhe hervor, die sich beim 3. Hochseegeschwader in Wilhelmshaven zu offener Meuterei steigerte. Die Unternehmung mußte aufgegeben werden. Das meuternde Geschwader wurde nach Kiel überführt. Dort versuchte man vergeblich auf dem Wege von Verhandlungen des wachsenden Aufstandes Herr zu werden. Am 4. November erbat das Gouvernement Kiel das Eingreifen von Landtruppen, scheute sich jedoch, die wenigen Bataillone, die zur

Verfügung gestellt werden konnten, mit der Waffe vorgehen zu lassen. Am Abend des 4. November war Kiel vollkommen in der Hand der meuternden Matrosen.

Von hier aus verbreitete sich die Revolution mit großer Schnelligkeit über ganz Deutschland. Zu Tausenden fuhren die meuternden Matrosen, durch den unblutigen Sieg in Kiel ermutigt, durch das Land und entzündeten überall, wohin sie kamen, den Aufruhr.

Die Oberste Heeresleitung stellte zwei Divisionen zur Unterdrückung der Unruhen zur Verfügung. Sie wurden schon am Rhein angehalten, um eine Sperre zwischen Heimat und Feldheer zu errichten. Jedoch erlagen sie nach wenigen Tagen den revolutionären Strömungen.

Zwischen dem 5. und 7. November kamen Lübeck, Hamburg, Bremen und Hannover in die Gewalt der Matrosen. Einen Tag später griff der Aufstand ohne ernsten Widerstand zu finden, nach Westfalen und Rheinland, nach den mitteldeutschen Industriegebieten Halle und Leipzig und nach München über.

Am 9. November fiel die Entscheidung auch in der Reichshauptstadt. Die revolutionären Arbeitermassen bemächtigten sich der öffentlichen Gewalt. Jede militärische Handlung wurde durch unklare Bestimmungen über den Gebrauch der Waffen gelähmt. Ein Teil der Truppen schloß sich frühzeitig der Revolution an. Gegen Mittag wurde die Abdankung des Kaisers, ohne dessen Entschließung abzuwarten, verkündet, gleichzeitig die Republik ausgerufen. Die Revolution hatte ohne eigentlichen Kampf gesiegt. Das deutsche Kaiserreich hörte auf zu bestehen.

Am Abend dieses schicksalsschweren Tages entschloß sich der Kaiser unter dem seelischen Druck ungünstiger Nachrichten über die zweifelhafte Haltung der Truppen gegenüber seiner Person, den Bürgerkrieg scheuend, sich in den Schutz Hollands zu begeben und den Oberbefehl über das Heer an den Feldmarschall Hindenburg zu übergeben. An ihn hatte sich in diesen langen schweren Jahren das gläubige Vertrauen des Volkes angeklammert, ihm fiel jetzt die Aufgabe zu, das Heer in die Heimat zurückzuführen, nicht, wie alle gehofft hatten, mit dem Lorbeer des Siegers geschmückt, sondern unter dem Schwert des Feindes. Er nahm dieses fast Unerträgliche mit der sittlichen Stärke auf sich, die den größten Zug seines Wesens bildet.

Der Waffenstillstand und der Rückmarsch des deutschen Heeres.

Am 10. November wurde der Waffenstillstand unter dem doppelten Gewicht der schnell schwindenden Widerstandskraft an der Front und der Revolution in der Heimat abgeschlossen. Er machte das Deutsche Reich völlig wehrlos. Es verpflichtete sich, in 15 Tagen die besetzten Gebiete und Elsaß-Lothringen, in weiteren 15 Tagen das linksrheinische Land zu räumen, ein ungeheures Material an Kampfwaffen, Lokomotiven und Eisenbahnen abzuliefern, die Kriegsgefangenen sogleich in ihre Heimatländer zurückzubefördern. Die Unterseeboote waren an die Alliierten auszuliefern, die Hochseeflotte abzurüsten. Die Bestimmungen des Brester und Bukarester Vertrags wurden für ungültig erklärt.

Der Rückmarsch der Armeen aus Frankreich stellte an Führung und Truppe noch einmal die höchsten Anforderungen. Ein Heer von über 3 Millionen Mann, das eines großen Teils seiner Transportmittel beraubt war, sollte in Gewaltmärschen in vorgerückter Jahreszeit auf wenigen, meist über das Gebirge führenden Wegen zurückgeführt werden. Die einzelnen Marschstraßen mußten mit 5 bis 10 Divisionen und dem unendlichen Troß, der zu einem modernen Heer gehört, belegt werden.

Nur bei den Etappenformationen kam es vorübergehend zu Auflösungserscheinungen. Die Kampftruppen wahrten fast ausnahmslos ihre gute Haltung. Diese ruhmbedeckte Armee, vor der die Welt vier Jahre lang gezittert hatte, bot in den letzten Wochen ihres Bestehens kein würdeloses Schauspiel.

Nachdem die Marschziele erreicht waren, wurden die höheren Truppenverbände aufgelöst und die Truppenteile in ihre Standorte überführt, wo die Masse der Mannschaften entlassen wurde.

Der Friede.

Dem Waffenstillstand folgte am 28. Juni 1919 der Abschluß des Friedens.

Der Friedensvertrag von Versailles will die Entwicklung Europas auf Jahrzehnte hinaus festlegen in einer Zeit, in der die ganze Erde unter gewaltigen geistigen, wirtschaftlichen und politischen Erschütterungen erbebt, in der neue großartige Probleme in dem ewigen Kampfe um Weltgeltung auftauchen. Es wird

auch für die militärisch stärksten Mächte kaum möglich sein, solche Strömungen zu beherrschen.

Das deutsche Volk wird durch den Friedensvertrag militärisch und wirtschaftlich ohnmächtig gemacht und mit Demütigungen überhäuft. Schwerlich hat das Vae victis je furchtbarer geklungen; schwerlich ist einem im tapferen Kampfe unterliegenden Volke irgendwo ein härteres Urteil gesprochen worden.

Deutschland kämpft mit dem Untergange. Aber eines Tages wird der mit Vernichtung drohende Sturm ausgetobt haben. Bis dahin muß das deutsche Volk aus der Vergangenheit, vor allem aus dem unvergleichlichen Heldentum des Großen Krieges, den Mut schöpfen, seine gegenwärtige Lage zu ertragen.

Viele Sterne der Vergangenheit leuchten dem deutschen Volke in die Zukunft hinüber.

Der Kampf um die deutschen Kolonien.

Die deutschen Kolonien waren von Anfang an verlorene Posten.

Die Schutz- und Polizeitruppe genügte ihrer Bestimmung entsprechend wohl für die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung, nicht aber für den Kampf gegen weit überlegene mit neuzeitlichen Kampfmitteln gut ausgerüstete äußere Feinde. Besonders schwer fiel ins Gewicht, daß es unmöglich war, den Kolonien vom Mutterlande aus Soldaten und Kriegsmaterial nachzuführen.

Kiautschou.

Kiautschou war der Macht Japans preisgegeben. Am 15. August richtete der Mikado ein Ultimatum an Deutschland, in dem die Räumung der Kolonie und die Entwaffnung der in den ostasiatischen Gewässern befindlichen Kriegsschiffe bis zum 15. September verlangt wurde. Die deutsche Regierung gab auf dieses Ansinnen aus Gründen der Ehre und weil sie hoffte, bei einem glücklichen Verlauf des Krieges Japan zur Zurücknahme seiner Forderung zwingen zu können, keine Antwort. Darauf erfolgte am 23. August die Kriegserklärung.

Der Gouverneur der Kolonie, Kapitän z. S. v. Meyer-Waldeck, verfügte in Tsingtau insgesamt nur über 5000 waffenfähige Männer. Die Stadt liegt auf einer Halbinsel, welche die Kiautschoubucht gegen das Gelbe Meer abschließt. Sie war nach dem Lande und nach der See durch Befestigungen geschützt, die für einen etwaigen Kampf mit den Chinesen ausreichend schienen, dem planmäßigen Angriff der modern ausgerüsteten japanischen Armee jedoch auf längere Zeit nicht gewachsen waren.

Die Japaner führten die Belagerung in den sehr vorsichtigen und methodischen Formen durch, die für ihre Kriegführung charakteristisch sind.

Am 2. September erschienen die ersten Truppen an Land und schlossen Tsingtau ein. Nach sorgfältigen Vorbereitungen begann Ende September die eigentliche Belagerung.

Vom 26. Oktober ab lag schweres anhaltendes Feuer aus Land- und Schiffsgeschützen auf den Befestigungen. Am 5. November waren die Werke sturmreif und es begann der Infanteriekampf. Zwei Tage später, nachdem die Japaner einen Teil der Forts im Sturm genommen hatten, sah sich der Gouverneur gezwungen, die Festung zu übergeben.

Der Waffenehre war in vollem Maße Genüge geschehen.

Die Inseln im Stillen Ozean. — Togo. — Kamerun.

(Karte 3 Skizze b.)

Die Inseln im Stillen Ozean gingen sofort verloren. Sie wurden durch japanische und australische Streitkräfte ohne eigentlichen Kampf besetzt.

Auch Togo, das nur über eine ganz schwache Polizeitruppe farbiger Soldaten verfügte, fiel schon Ende August nach kurzem Kampfe in die Hand der Engländer und Franzosen.

Sehr viel länger wehrte sich Kamerun, das von etwa 1000 Europäern und 6000 Farbigen verteidigt wurde. Von allen Seiten drangen englische, französische und belgische Truppen in das Land ein. Die entscheidenden Kämpfe fanden im Süden der Kolonie, zwischen Duala und Jaunde statt. Trotz zähester Gegenwehr wurde hier die weit unterlegene deutsche Schutztruppe langsam in Richtung auf Spanisch Muni zurückgedrängt. Bis zum Januar 1916 hielt sie sich auf deutschem Gebiet. Dann mußte sie nach Spanisch Muni übertreten und wurde entwaffnet.

Deutsch-Südwest-Afrika.

In Südwestafrika fochten die Deutschen gegen die Truppen der südafrikanischen Union. Anfangs wurden die feindlichen Unternehmungen durch eine Aufstandsbewegung der Buren behindert. Als diese niedergeschlagen war, gestaltete sich die Lage für das deutsche Schutzgebiet rasch ungünstig. Vom Oktober 1914 ab landeten Unionstruppen in Lüderitzbucht und Swakopmund und begannen an der ins Innere führenden Bahn entlang vorzugehen. Gleichzeitig drängten starke Kräfte von Süden, vom Oranjefluß her, in nördlicher Richtung auf Keetmannshoop. Bei der

großen Überlegenheit des Feindes — es kämpften schließlich insgesamt etwa 65 000 Südafrikaner gegen 5000 Deutsche — war an die Behauptung der ganzen Kolonie nicht zu denken. Der Kommandeur der Schutztruppe entschloß sich daher, die Hauptkräfte in der Mitte des Landes an der Bahn Swakopmund–Windhuk zusammenzuziehen. Unter ständigen Kämpfen gingen die im Süden stehenden Teile nach Norden zurück. Ende April 1915 wurden die nunmehr in Gegend Windhuk vereinigten Deutschen von Westen und Süden her angegriffen. Am 12. Mai mußte die Landeshauptstadt Windhuk geräumt werden. Die geschwächte Truppe zog sich an der Bahn nach Otawi in die Nordostecke der Kolonie zurück und ergab sich am äußersten Ende der Bahn bei Korale am 9. Juni 1915 der erdrückenden Übermacht, da von einer Fortsetzung des Kampfes keinerlei Erfolg mehr zu erwarten war.

Deutsch-Ostafrika.

Am längsten hielt sich die deutsche Flagge in Deutsch-Ostafrika. Hier hatte die Schutztruppe bei Ausbruch des Krieges eine Stärke von nur einigen hundert deutschen Offizieren und Unteroffizieren und 5000 farbigen Soldaten. Die Zahlen erhöhten sich allmählich auf etwa 3000 Deutsche und 13 000 Askaris.

Die Kämpfe bis zum Anfang des Jahres 1916 verliefen glücklich für die Verteidiger. Landungsversuche englisch-indischer Kräfte bei Tanga im November 1914 wurden verlustreich vereitelt, Angriffe auf das Kilimandjarogebiet abgeschlagen, Britisch-Ostafrika durch zahlreiche Streifzüge beunruhigt. Nachdem die Engländer erkannt hatten, daß die Kolonie nur durch ein großes Aufgebot an Streitkräften zu gewinnen sei, rüsteten sie ein starkes Expeditionsheer aus. Die Mehrzahl der Truppen stellte die südafrikanische Union, die den Feldzug in Südwestafrika inzwischen glücklich beendet hatte. Daneben lieferte Belgisch-Kongo, Portugiesisch-Mozambique und Indien Hilfskräfte. Der Angriff sollte zur gleichen Zeit aus Britisch-Ostafrika und von der Seefront her erfolgen.

Der Kommandeur der Schutztruppe, General von Lettow-Vorbeck, hatte den Hauptteil seiner Truppen im Kilimandjarogebiet versammelt. In den im März 1916 beginnenden Kämpfen wurde er durch den von Norden und Osten erfolgenden Druck des mehrfach überlegenen Gegners genötigt, nach Süden auszuweichen.

Der ganze nördliche Teil des Schutzgebiets, einschließlich der Bahn von Daressalaam nach dem Tanganjikasee, ging verloren. Am Rufidie fand Lettow-Vorbeck endlich Halt. Hier wurden die Deutschen bis Ende des Jahres 1916 auf engem Raum zusammengedrängt. Sie schienen verloren. Aber es kam nicht zur Entscheidung. Auch die feindlichen Truppen waren erschöpft und die beginnende Regenzeit zwang zu einer längeren Operationspause. Im Laufe des Winters 1916/17 erholte sich die deutsche Schutztruppe wieder, konnte sogar den südlichen Teil der Küste zurückgewinnen und sich nach Westen bis zum Njassasee ausdehnen.

Aber diese Vorteile gingen in den im Juni 1917 neu einsetzenden Kämpfen bald verloren. Um sich der feindlichen Übermacht zu entziehen, wich Lettow-Vorbeck in die Südostecke der Kolonie, in das Gebiet von Makonde, hart nördlich des Grenzflusses Rovuma, aus. Wieder umstellten ihn die Engländer. Es schien, daß er ihnen jetzt nicht mehr entrinnen könne. Da überschritt er, fast im letzten Augenblick, den Rovuma, warf die Portugiesen, die ihm den Weg verstellten, in zahlreichen Gefechten beiseite und behauptete sich während der ersten Hälfte des Jahres 1918 im nördlichen Teil der portugiesischen Kolonie Mozambique.

Von jetzt an wurden alle kriegerischen Maßnahmen durch die Notwendigkeit der Beschaffung von Verpflegung und Munition bedingt. Der Kampf löste sich in eine Kette von Überfällen auf vereinzelte feindliche Truppenabteilungen und Proviant- und Munitionslager auf. Als die Vorräte in Nord-Mozambique erschöpft waren, wandte sich Lettow in überraschendem Zuge nach Deutsch-Ostafrika zurück, umging die Nordecke des Njassasees und brach in das englische Nord-Rhodesia ein.

Hier erhielt er am 13. November 1918 die Nachricht des Waffenstillstandes, der die Entwaffnung und Gefangenschaft der ostafrikanischen Schutztruppe in sich schloß.

Damit endete einer der bewunderungswürdigsten Kolonialfeldzüge aller Zeiten.

Urkundenanhang.

Beurteilungen der militär-politischen Lage vor dem Kriege und bei Kriegsbeginn durch den deutschen und den österreich-ungarischen Generalstabschef.

Schreiben Moltkes an Conrad vom 10. 2. 1913.

Berlin, 10. Februar 1913.

Euer Exzellenz

wollen meinen verbindlichsten Dank entgegen nehmen für das hochgeschätzte Schreiben, das mir am 11. Januar d. J. zuging. Den ersten vorläufigen Dank hat der von mir zu Euer Exzellenz entsandte Generalmajor Graf Waldersee bereits ausgesprochen gelegentlich der eingehenden Besprechung über die Materien unsres letzten Schriftwechsels, die Eure Exzellenz die Güte hatten ihm zu gewähren. Ich möchte nicht unterlassen meine größte Erkenntlichkeit für den warmen und vertrauensvollen Empfang auszusprechen, den Eure Exzellenz dem General bereitet haben.

Indem ich an jene mündlichen Verhandlungen anknüpfe, möchte ich zunächst hervorheben, wie sehr es mich mit Befriedigung erfüllt, daß die vom General Pollio*) dem Grafen Waldersee gegebenen Auskünfte über die Gruppierung der italienischen Landstreitkräfte bei Beginn eines gemeinsamen Feldzuges Eurer Exzellenz keinen Grund zur Beanstandung gegeben haben, vielmehr auch Eure Exzellenz ebenso wie mich in der Überzeugung bestärkt haben, daß nicht nur Seine Majestät der König, sondern auch die zurzeit leitenden Männer die Dinge nach ihren Kräften im Geiste der Bundestreue zu führen gewillt sind.

Sehr erfreulich ist auch die Feststellung, daß hinsichtlich der gemeinsamen Operationen der verbündeten Flotten im Mittelmeer bei Eurer Exzellenz und dem Admiral Grafen Montecuccoli**) dieselben

*) Pollio war italienischer Generalstabschef, ein warmer Anhänger des Dreibundes. Er starb wenige Wochen vor Kriegsausbruch. Graf Waldersee, damals Oberquartiermeister im Großen Generalstabe, ist später als Armeechef des Generals v. Prittwitz (8. Armee) bekannt geworden.

**) Österreichischer Marinekommandant.

Anschauungen herrschen wie in Rom. Ich habe Grund zu der Annahme, daß, wenn es nicht schon geschehen sein sollte, italienischerseits alsbald an Eure Exzellenz mit Vorschlägen für die näheren Vereinbarungen auf diesem Gebiet herangetreten werden wird. Etwaige Verzögerungen erklären sich nach meinen Nachrichten allein aus dem in der italienischen Admiralität noch nicht zum Abschluß gebrachten Personenwechsel. Ich werde tun, was in meinen Kräften steht, um den schnellen und glücklichen Abschluß dieser Angelegenheit herbeizuführen. Ebenso wie Eure Exzellenz messe auch ich ihr für die gemeinsamen Aktionen eine sehr große Bedeutung bei und meine, daß bei der Größe der Ziele nebensächliche Fragen ein Zustandekommen nicht vereiteln dürfen.

Wie ich Eurer Exzellenz schon mitgeteilt habe, werden die deutscherseits gegen Rußland einzusetzenden Kräfte trotz des Ausfalls der 3. italienischen Armee*) nicht vermindert werden. Wenn sich die allgemeine Lage einigermaßen übersehen läßt, was sehr bald nach Eröffnung der Feindseligkeiten der Fall sein wird, hoffe ich, daß sich uns die Möglichkeit bieten wird, noch weitere verfügbare Kräfte zweiter Linie im Osten einzusetzen, die je nach der Lage nach Preußen oder nach Oberschlesien vorgeführt werden können.

Eurer Exzellenz Wunsch eines verstärkten Schutzes der über Oderberg heranführenden Aufmarschstraßen deutscherseits, habe ich, wie ich Euer Exzellenz bereits mündlich erklären ließ, gerne entsprochen. Der Grenzschutz in Oberschlesien wird von 22 Bataillonen, 4 Eskadrons und 4 Batterien ausgeübt. Mit dem 10. Mobilmachungstage sind beträchtliche Teile dieser Kräfte auch bereit, diesem Schutz einen offensiven Charakter zu geben und mit der von Eurer Exzellenz bereitgestellten k. k. Kavallerie-Division gemeinsam zu operieren.

Eure Exzellenz wollen mir gestatten, jetzt noch auf die Lage im großen, auf die Euer Exzellenz Schreiben einen Blick wirft, einzugehen. Die Führung eines großen Krieges des Dreibundes gegen die Tripelentente, ja selbst gegen Rußland und Frankreich allein, wird, um ihn für uns zu einem glücklichen Ende zu bringen, der Anspannung aller Kräfte und der Ausnutzung aller Chancen bedürfen. Eine Zersplitterung der Kräfte trägt dabei mehr denn je eine Gefahr in sich. Bedarf Österreich aller seiner Kräfte, um den Kampf gegen Rußland durchzuführen,

*) Die 3. italienische Armee — 5 Armeekorps, 2 Kavalleriedivisionen — sollte nach früheren Vereinbarungen nach dem Elsaß transportiert werden. Diese Absicht war italienischerseits rückgängig gemacht worden. Statt dessen wollten die Italiener lediglich an der italienisch-französischen Front offensiv werden. Später, im Winter 13/14, kam man auf den ursprünglichen Plan der Entsendung italienischer Kräfte nach dem Elsaß wieder zurück und gelangte hierüber zu bestimmten Vereinbarungen.

so gilt dasselbe für Deutschland im Kampfe gegen Frankreich. Ich würde daher befürworten, auch unsere im Osten bereitgestellten Truppen im Westen einzusetzen, wenn nicht die Rücksicht auf Österreich mich daran hinderte. Denn in dem Austrag des Streites zwischen Deutschland und Frankreich liegt meiner Überzeugung nach das Schwergewicht des ganzen europäischen Krieges, und auch das Schicksal Österreichs wird nicht am Bug, sondern an der Seine endgültig entschieden werden.

Indem ich betone, daß ich nur meine persönliche Ansicht ausspreche, möchte ich noch folgendes bemerken:

Als die ersten Spannungsmomente zwischen Österreich und Serbien eintraten, hatte die Monarchie infolge des provokatorischen Verhaltens Serbiens zweifellos die Sympathien aller Großmächte — mit Ausnahme Rußlands — auf ihrer Seite. Jedermann würde es verstanden haben, wenn Österreich die Besetzung des Sandschaks als casus belli ausgesprochen haben würde, ebenso wie jedermann es verstand, daß Österreich das Entstehen eines serbischen Kriegshafens an der Adria nicht dulden konnte ohne Preisgabe vitalster Interessen. Nachdem dann Serbien in der Hafenfrage nachgegeben und auch die Angelegenheit Prohasca in einer für die Monarchie Genugtuung bietenden Weise ausgeglichen war, befestigte sich, besonders auch in Deutschland, die Ansicht, daß die berechtigten und von Österreich selbst formulierten Forderungen und damit der österreichisch-serbische Streitpunkt erledigt seien. Man erwartete nun allgemein, daß der Vorschlag Rußlands zu gleichzeitiger Demobilisierung eine Entspannung der politischen Lage herbeiführen werde, deren schädigende Einwirkung auf das gesamte Erwerbsleben sich auch in Deutschland je länger desto mehr fühlbar macht. Diese Erwartung wurde enttäuscht.

Eure Exzellenz wissen, daß ein Krieg, in dem es sich um die Existenz des Staates handelt, der opferwilligen Zustimmung und der Begeisterung des Volkes bedarf. Das Gefühl der Bundestreue Österreich gegenüber ist in Deutschland stark und lebendig. Es würde zweifellos in elementarer Weise zum Ausdruck kommen, wenn die Existenz Österreichs durch einen Angriff Rußlands bedroht werden sollte. Es würde aber schwierig sein, eine wirkungsvolle Parole zu finden, wenn österreichischerseits jetzt ein Krieg herausgefordert werden sollte, für dessen Entfesselung im deutschen Volke ein Verständnis nicht vorhanden wäre.*)

*) Die Stellungnahme des deutschen Generalstabschefs zum Kriege wird ferner gekennzeichnet durch eine Randbemerkung auf einem Schreiben Conrads vom 11. 1. 1913: „In bezug auf letzten Passus vorliegenden Schreibens muß man vorsichtig sein. Wir haben kein Interesse daran, einen europäischen Krieg herbeizuführen, nur um uns für Österreich zu schlagen. Etwas anderes ist es, wenn der Krieg uns angetragen wird. Dann in Gottes Namen drauf."

Das aus gemeinsamen Begehrlichkeitsinteressen entstandene Bündnis der Balkanstaaten trägt, wie mir scheint, den Keim der Zwietracht in sich, die ausbrechen wird, sobald der Friede mit der Türkei erzwungen ist und es an die Verteilung der Beute gehen wird. Hier scheint sich mir eine glückliche Aussicht für ein Zusammengehen Österreichs mit Bulgarien zu eröffnen. Gelingt es hier, gemeinsame Interessen wachzurufen, so würde Rußland in die Lage gebracht, zwischen Bulgarien und Serbien wählen zu müssen. Ich glaube, daß in Bulgarien starke Neigung vorhanden ist, sich aus dem Verhältnis eines russischen Satrapenstaates freizumachen. Stehen aber Bulgarien und Serbien sich feindlich gegenüber, so würde Österreich volle Aktionsfreiheit gegen Rußland haben. Diese Aussicht verdient meiner Meinung nach wohl die Überlegung, ob ein Vorgehen Österreichs gegen Serbien anzuraten sein würde, solange der Balkanbund noch festgeschlossen dasteht.

Sehr zu bedauern ist der Konflikt zwischen Rumänien und Bulgarien. Wenn dieser in einer beide Teile befriedigenden Weise beigelegt werden könnte, würde es für uns alle von Vorteil sein.

Eure Exzellenz werden diese Ausführungen mit einigem Erstaunen lesen. Sie gehören eigentlich nicht in die Korrespondenz zwischen zwei rein militärische Stellen. Ich bin auch kein Politiker, aber die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Euer Exzellenz und mir geben mir den Mut, mich Euer Exzellenz gegenüber auch über diese Dinge vertrauensvoll und privatim auszusprechen. Politik und Kriegführung stehen doch in inniger Wechselbeziehung. Nach wie vor bin ich der Ansicht, daß ein europäischer Krieg über kurz oder lang kommen muß, in dem es sich in letzter Linie handeln wird um einen Kampf zwischen Germanentum und Slawentum. Sich hierauf vorzubereiten ist Pflicht aller Staaten, die Bannerträger germanischer Geisteskultur sind. Der Angriff muß aber von den Slawen ausgehen. Wer diesen Kampf kommen sieht, der wird sich klar darüber sein, daß für ihn nötig ist: die Zusammenfassung aller Kräfte, die Ausnutzung aller Chancen, vor allem aber das volle Verständnis der Völker für die weltgeschichtliche Entscheidung.

gez. v. Moltke.

Der Große Generalstab an den Reichskanzler.

Berlin, den 29. Juli 1914.

Zur Beurteilung der politischen Lage:

Es ist ohne Frage, daß kein Staat Europas dem Konflikt zwischen Österreich und Serbien mit einem anderen als wie menschlichem Interesse gegenüberstehen würde, wenn in ihn nicht die Gefahr einer allgemeinen politischen Verwickelung hineingetragen wäre, die heute bereits

droht, einen Weltkrieg zu entfesseln. Seit mehr als 5 Jahren ist Serbien die Ursache einer europäischen Spannung, die mit nachgerade unerträglich werdendem Druck auf dem politischen und wirtschaftlichen Leben der Völker lastet. Mit einer bis zur Schwäche gehenden Langmut hat Österreich bisher die dauernden Provokationen und die auf Zersetzung seines staatlichen Bestandes gerichtete politische Wühlarbeit eines Volkes ertragen, daß vom Königsmord im eigenen zum Fürstenmord im Nachbarlande geschritten ist. Erst nach dem letzten scheußlichen Verbrechen hat es zum äußersten Mittel gegriffen, um mit glühendem Eisen ein Geschwür auszubrennen, das fortwährend die Völker Europas zu vergiften drohte. Man sollte meinen, daß ganz Europa ihm hätte Dank wissen müssen. Ganz Europa würde aufgeatmet haben, wenn sein Störenfried in gebührender Weise gezüchtigt und damit Ruhe und Ordnung auf dem Balkan hergestellt worden wäre, aber Rußland stellte sich auf die Seite des verbrecherischen Landes. Erst damit wurde die österreichisch-serbische Angelegenheit zu der Wetterwolke, die sich jeden Augenblick über Europa entladen kann.

Österreich hat den europäischen Kabinetten erklärt, daß es weder territoriale Erwerbungen auf Kosten Serbiens anstreben, noch den Bestand dieses Staates antasten wolle, es wolle den unruhigen Nachbar nur zwingen, die Bedingungen anzunehmen, die es für ein weiteres Nebeneinanderleben für nötig hält, und die Serbien, wie die Erfahrung gezeigt hat, trotz feierlicher Versprechungen ungezwungen niemals halten würde. Die österreichisch-serbische Angelegenheit ist eine rein private Auseinandersetzung, für die, wie gesagt, kein Mensch in Europa ein tiefergehendes Interesse haben würde, das in keiner Weise den europäischen Frieden bedrohen, sondern im Gegenteil ihn festigen würde, wenn nicht Rußland sich eingemischt hätte. Das erst hat der Sache den bedrohlichen Charakter gegeben.

Österreich hat nur einen Teil seiner Streitkräfte, 8 Armeekorps, gegen Serbien mobilisiert. Gerade genug, um seine Strafexpedition durchführen zu können. Demgegenüber trifft Rußland alle Vorbereitungen, um die Armeekorps der Militärbezirke Kiew und Odessa und Moskau, in Summa 12 Armeekorps, in kürzester Zeit mobilisieren zu können, und verfügt ähnliche vorbereitende Maßnahmen auch im Norden, der deutschen Grenze gegenüber und an der Ostsee. Es erklärt, mobilisieren zu wollen, wenn Österreich in Serbien einbricht, da es eine Zertrümmerung Serbiens durch Österreich nicht zugeben könne, obgleich Österreich erklärt hat, daß es an eine solche nicht denke.

Was wird und muß die weitere Folge sein? Österreich wird, wenn es in Serbien einbricht, nicht nur der serbischen Armee, sondern auch einer starken russischen Überlegenheit gegenüberstehen, es wird also den

Krieg gegen Serbien nicht durchführen können, ohne sich gegen ein russisches Eingreifen zu sichern, d. h., es wird gezwungen sein, auch die andere Hälfte seines Heeres mobil zu machen, denn es kann sich unmöglich auf Gnade und Ungnade einem kriegsbereiten Rußland ausliefern. Mit dem Augenblick aber, wo Österreich sein ganzes Heer mobil macht, wird der Zusammenstoß zwischen ihm und Rußland unvermeidlich werden. Das aber ist für Deutschland der casus foederis. Will Deutschland nicht wortbrüchig werden und seinen Bundesgenossen der Vernichtung durch die russische Übermacht verfallen lassen, so muß es auch seinerseits mobil machen. Das wird auch die Mobilisierung der übrigen Militärbezirke Rußlands zur Folge haben. Dann aber wird Rußland sagen können, ich werde von Deutschland angegriffen, und damit wird es sich die Unterstützung Frankreichs sichern, das vertragsmäßig verpflichtet ist, an dem Kriege teilzunehmen, wenn sein Bundesgenosse Rußland angegriffen wird. Das so oft als reines Defensiv-Bündnis gepriesene französisch-russische Abkommen, das nur geschaffen sein soll, um Angriffsplänen Deutschlands begegnen zu können, ist damit wirksam geworden, und die gegenseitige Zerfleischung der europäischen Kulturstaaten wird beginnen.

Man kann nicht leugnen, daß die Sache von seiten Rußlands geschickt inszeniert ist. Unter fortwährenden Versicherungen, daß es noch nicht „mobil mache", sondern nur „für alle Fälle" Vorbereitungen treffe, daß es „bisher keine Reservisten einberufen habe", macht es sich so weit kriegsbereit, daß es, wenn es die Mobilmachung wirklich ausspricht, in wenigen Tagen zum Vormarsch fertig sein kann. Damit bringt es Österreich in eine verzweifelte Lage und schiebt ihm die Verantwortung zu, indem es doch Österreich zwingt, sich gegen eine russische Überraschung zu sichern. Es wird sagen: Du, Österreich, machst gegen uns mobil, du willst also den Krieg mit uns. Gegen Deutschland versichert Rußland, nichts unternehmen zu wollen, es weiß aber ganz genau, daß Deutschland einem kriegerischen Zusammenstoß zwischen seinem Bundesgenossen und Rußland nicht untätig zusehen kann. Auch Deutschland wird gezwungen werden, mobil zu machen, und wiederum wird Rußland der Welt gegenüber sagen können: „Ich habe den Krieg nicht gewollt, aber Deutschland hat ihn herbeigeführt." So werden und müssen die Dinge sich entwickeln, wenn nicht, fast möchte man sagen, ein Wunder geschieht, um noch in letzter Stunde einen Krieg zu verhindern, der die Kultur fast des gesamten Europas auf Jahrzehnte hinaus vernichten wird.

Deutschland will diesen schrecklichen Krieg nicht herbeiführen. Die deutsche Regierung weiß aber, daß es die tiefgewurzelten Gefühle der Bundestreue, einen der schönsten Züge deutschen Gemütslebens, in verhängnisvoller Weise verletzen und sich in Widerspruch mit allen

Empfindungen ihres Volkes setzen würde, wenn sie ihrem Bundesgenossen in einem Augenblick nicht zu Hilfe kommen wollte, der über dessen Existenz entscheiden muß.

Nach den vorliegenden Nachrichten scheint auch Frankreich vorbereitende Maßnahmen für eine eventuelle spätere Mobilmachung zu treffen. Es ist augenscheinlich, daß Rußland und Frankreich in ihren Maßnahmen Hand in Hand gehen.

Deutschland wird also, wenn der Zusammenstoß zwischen Österreich und Rußland unvermeidlich ist, mobil machen und bereit sein, den Kampf nach zwei Fronten aufzunehmen.

Für die eintretendenfalls von uns beabsichtigten militärischen Maßnahmen ist es von größter Wichtigkeit, möglichst bald Klarheit darüber zu erhalten, ob Rußland und Frankreich gewillt sind, es auf einen Krieg mit Deutschland ankommen zu lassen. Je weiter die Vorbereitungen unserer Nachbarn fortschreiten, um so schneller werden sie ihre Mobilmachung beendigen können. Die militärische Lage wird dadurch für uns von Tag zu Tag ungünstiger und kann, wenn unsere voraussichtlichen Gegner sich weiter in aller Ruhe vorbereiten, zu verhängnisvollen Folgen für uns führen.

Schreiben Conrads an Moltke vom 1. 8. 1914.

Eure Exzellenz!

In dieser schicksalsschweren Stunde drängt es mich, mit Eurer Exzellenz in direkten Verkehr zu treten, um jenes volle Einvernehmen zu sichern, welches ich mir stets als Ziel setzte.

In diesem Sinne erachte ich es für angezeigt, die Genesis der Entwicklung unserer Verhältnisse kurz darzulegen.

Die auf den direkten Abfall unserer südslawischen Gebiete mit den verwerflichsten Mitteln arbeitende Propaganda zwang uns zum Kriege gegen Serbien. Wir gedachten diesen Krieg ohne weitere Komplikation lokalisiert führen zu können.

Das Bestreben aller Mächte nach Lokalisierung dieses Krieges bestärkte uns darin.

Es ist natürlich, daß wir für diesen Krieg eine Macht bereitstellten, welche schon durch ihre Zahl den Erfolg verbürgte.

Als nun Rußland durch Mobilisierung seiner südlichen Militärbezirke feindselig gegen die Monarchie auftrat, wendeten wir uns an Deutschland mit der Bitte, dieses gegen uns gerichtete Vorgehen als auch für Deutschland unannehmbar zu erklären. Gleichzeitig wurde die Mobilisierung des Restes der Armee verfügt, und dessen Versammlung in Galizien in Aussicht genommen.

In diesem Stadium mußten wir — so, wie auch Deutschland es dringend wünschte — ausdrücklich erklären, daß unsere feindseligen Maßnahmen nur gegen Serbien gerichtet seien, die weitere Mobilisierung aber nur eine Schutzmaßnahme gegen die russische Bedrohung sei.

Es war zu hoffen, daß diese Maßnahme, verbunden mit dem energischen, diplomatischen Druck der anderen Mächte, insbesondere Deutschlands, Rußland von einer feindlichen Aktion gegen die Monarchie abhalten, dieser also die Möglichkeit gegeben würde, die Aktion gegen Serbien durchzuführen. Wir konnten und mußten bei dieser Sachlage an der Idee der Offensive gegen Serbien um so mehr festhalten, als wir uns nicht dem aussetzen konnten, daß Rußland durch eine bloße Drohung uns von der Aktion gegen Serbien abzieht, ohne darauf den Krieg gegen uns zu führen.

Während aber die Mächte, so vor allem auch Deutschland, nur diplomatisch eingriffen, setzte Rußland seine Mobilisierung nicht nur fort, sondern verallgemeinerte dieselbe. Indessen begannen unsere gegen Süden bestimmten Transporte schon zu laufen. Aus den damals gepflogenen diplomatischen Verhandlungen ging, unserer Auffassung nach, hervor, daß Deutschland — wenn wir von Rußland angegriffen würden — zwar seiner Bundespflicht nachkommen würde, daß es aber einen großen Krieg lieber vermeiden wolle. Wir mußten also bei unserer Absicht bleiben, die Aktion gegen Serbien fortzusetzen und den Schutz gegen Rußland, gegen welches wir allein einen Angriffskrieg nicht eröffnen konnten, unserer in Galizien zu versammelnden Kraft zu überlassen, — sowie der deutschen Drohung an Rußland und der Einwirkung der übrigen Mächte.

Erst am 31. Juli kam plötzlich die dezidierte Erklärung Deutschlands, daß es nun selbst gewillt sei, den großen Krieg gegen Frankreich und Rußland durchzuführen. Dies ergab eine ganz neue Lage!

Mit Rücksicht auf letztere wurde auch hierorts sofort damit gerechnet, die überwiegende Hauptkraft im Norden einzusetzen und bitte ich Eure Exzellenz die Versicherung entgegenzunehmen, daß dies — trotz der großen Komplikationen, welche der bereits rollende Südtransport schafft — auch durchgeführt werden wird. Aber ich hoffe, daß auch die Schwierigkeiten überwunden werden, welche sich aus der jetzigen Situation ergeben.

Ich werde Eurer Exzellenz konkrete Daten zukommen lassen, sobald sich die Lage im Detail überblicken läßt, und erbitte mir dann gleichfalls Mitteilung über die dortige Lage und Absicht.

Mit dem Ausdruck besonderer Verehrung und Ergebenheit Eurer Exzellenz sehr ergebener gez. Conrad.

Wien, am 1. August 1914.

Der deutsche Operationsbefehl unmittelbar vor Beginn der Marneschlacht.

Chef des Generalstabes des Feldheeres. Operations-Abteilung. — G.H.Qu., den 5. 9. 1914.

Anweisungen für die 1.—7. Armee.

Der Gegner hat sich dem umfassend angesetzten Angriff der 1. und 2. Armee entzogen und mit Teilen den Anschluß an Paris erreicht. Meldungen und sichere Agentennachrichten lassen ferner den Schluß zu, daß der Feind aus der Linie Toul–Belfort Truppen nach Westen befördert, sowie daß er an der Front der 3.—5. Armee ebenfalls Armeeteile herauszieht.

Ein Abdrängen des gesamten französischen Heeres in südöstlicher Richtung gegen die Schweizer Grenze ist somit nicht mehr möglich. Es muß vielmehr damit gerechnet werden, daß der Feind zum Schutze der Hauptstadt und zur Bedrohung der rechten deutschen Heeresflanke in die Gegend von Paris stärkere Kräfte zusammenzieht und Neubildungen heranführt.

Die 1. und 2. Armee müssen daher gegenüber der Ostfront vor Paris verbleiben. Ihre Aufgabe ist es, feindlichen Unternehmungen aus der Gegend von Paris offensiv entgegenzutreten und sich hierbei gegenseitig zu unterstützen.

Die 4. und 5. Armee sind noch in Berührung mit stärkerem Feind. Sie müssen versuchen, ihn dauernd nach Südosten zu drängen. Dadurch wird auch der 6. Armee der Weg über die Mosel zwischen Toul und Epinal geöffnet. Ob es hier im Verein mit 6. und 7. Armee gelingen wird, nennenswerte Teile des Gegners gegen das Schweizer Gebiet abzudrängen, ist noch nicht zu übersehen.

Aufgabe der 6. und 7. Armee bleibt zunächst die Feststellung der vor ihrer Front befindlichen Kräfte. Es ist sobald als möglich zum Angriff gegen Mosel zwischen Toul und Epinal unter Sicherung gegen diese Festungen vorzugehen.

Die 3. Armee nimmt die Marschrichtung auf Troyes–Vendeuvre.*) Je nach der Lage wird sie zur Unterstützung der 2. und 1. Armee über die Seine in westlicher Richtung, oder zur Beteiligung an den Kämpfen unseres linken Heeresflügels in südlicher oder südöstlicher Richtung verwendet werden. Seine Majestät befehlen daher:

1) Die 1. und 2. Armee verbleiben gegenüber der Ostfront von Paris, um feindlichen Unternehmungen aus Paris offensiv entgegenzutreten:

*) Östlich Troyes.

1. Armee zwischen Oise und Marne. Die Marneübergänge von Chateau-Thierry abwärts sind für einen Uferwechsel besetzt zu halten.

2. Armee zwischen Marne und Seine; die Inbesitznahme der Seineübergänge zwischen Nogent und Méry ist von Wert.

Es wird sich empfehlen, die Armeen in ihrer Masse so weit von Paris entfernt zu halten, daß sie genügende Bewegungsfreiheit für ihre Operationen haben.

H.K.K.*) 2 bleibt der 1. Armee unterstellt und gibt eine Kav.-Div. an H.K.K. 1 ab. Von H.K.K. 1, der der 2. Armee unterstellt bleibt, tritt eine Kav.-Div. zur 3. Armee.

Aufgabe des H.K.K. 2 ist die Beobachtung der Nordfront von Paris zwischen Marne und unterer Seine und Aufklärung zwischen Somme und unterer Seine bis zur Küste. Weitere Aufklärung über Lille–Amiens gegen die Küste durch Flieger der 1. Armee.

H.K.K. 1 beobachtet die Südfront von Paris zwischen Marne und Seine unterhalb Paris und klärt auf gegen Caen,**) Alençon, Le Mans—Tours und Bourges. Flieger sind entsprechend zuzuteilen.

Beide H.K.Ks. haben die auf Paris führenden Eisenbahnen möglichst nahe an der Festung zu zerstören.

2) Die 3. Armee hat auf Troyes–Vendeuvre vorzugehen. Sie erhält eine Kav.-Div. des H.K.K. 1 überwiesen. Aufklärung gegen die Linie Nevers–Le Creuzot.***) Flieger sind zuzuteilen.

3) Die 4. und 5. Armee haben durch unentwegtes Vorgehen in südöstlicher Richtung der 6. und 7. Armee den Übergang über die obere Mosel zu öffnen. Rechter Flügel 4. Armee über Vitry le François und Montier en Der,****) rechter Flügel der 5. Armee über Revigny–Stainville–Morley.†) Die 5. Armee hat mit ihrem linken Flügel die Sicherung gegen die Maasbefestigungen unter Wegnahme der Forts Troyon, Les Paroches und Camps des Romains††) zu übernehmen. Der 5. Armee bleibt H.K.K. 4 unterstellt. Aufklärung vor der Front der 4. und 5. Armee gegen Linie Dijon–Besançon–Belfort. Meldungen auch an 4. Armee.

4. Aufgabe der 6. und 7. Armee bleibt unverändert.

gez. von Moltke.

---

*) Die Höheren Kavallerie-Kommandeure befehligten mehrere Kavallerie-Divisionen.

**) Die Orte liegen westlich und südlich Paris.

***) Südlich Troyes.

****) Südöstlich Vitry le François.

†) Zwischen Vitry le François und Bar le Duc.

††) Sperrforts zwischen Verdun und Toul.

Angriffsbefehl Joffres am 4. 9. abends.*)

(Auszug.)

„1. Es erscheint zweckmäßig, die gefährdete Lage der deutschen 1. Armee auszunützen, um gegen sie die Anstrengungen des linken Flügels der verbündeten Armeen zusammenzufassen.

Im Laufe des 5. September sind alle Maßnahmen im Hinblick auf den Übergang zum Angriff am 6. September zu treffen.

2. Bis zum 5. abends müssen nachstehende Anordnungen durchgeführt sein:

a) Alle verfügbaren Kräfte der 6. Armee stehen nordöstlich Meaux bereit, um den Ourcq zwischen Lizy-sur-Ourcq**) und May-en-Multien**) in der allgemeinen Richtung Château-Thierry zu überschreiten. Die in der Nähe befindlichen und verfügbaren Teile des 1. Kavalleriekorps werden dem General Maunoury für diese Aufgabe unterstellt.

b) Die englische Armee hält sich zwischen Changis und Coulommiers bereit, um in der allgemeinen Richtung Montmirail anzugreifen. Das 2. Kavalleriekorps sichert die Verbindung zwischen ihr und der 5. Armee.

c) Die 5. Armee schließt leicht nach ihrem linken Flügel zusammen und marschiert in der ungefähren Linie Courtacon***)–Esternay–Sézanne auf, um im allgemeinen von Süden nach Norden anzugreifen.

d) Die 9. Armee (General Foch) deckt die rechte Flanke der 5. Armee, indem sie die Südausgänge der Sümpfe von St. Gond****) hält und einen Teil ihrer Kräfte auf die Hochfläche nördlich von Sézanne vorschiebt.

3. Der Angriff erfolgt durch die Armeen am 6. September mit Tagesanbruch."

Die 3. und 4. Armee erhielten besondere Weisungen; die 3. sollte unter Sicherung nach Nordosten nach Westen vorgehen, um die feindlichen Kräfte in der linken Flanke anzugreifen, die westlich der Argonnen vormarschierten, die 4. den ihr gegenüberstehenden Feind aufhalten und sich dem Vorgehen der 3. Armee anschließen.

Zur Entstehung und Durchführung der großen deutschen Offensive gegen Rußland im Jahre 1915.

General v. Cramon†) an die deutsche Oberste Heeresleitung. 1. 4. 15.

2. Armee, erneut angegriffen und an verschiedenen Stellen eingedrückt, geht — weil vordere Linie nicht zu halten — in die ungefähre

*) Nach Müller-Loebnitz: Der Wendepunkt des Weltkrieges. **) Nördlich Meaux. ***) Westlich Esternay. ****) Nördlich Sézanne-Fère Champenoise.
†) Cramon war deutscher Militärbevollmächtigter beim Österreichischen-Armee-Oberkommando.

Linie Virava*)-Uszocker Paß*) zurück. Die Flügel bleiben in Höhe der Nebenarmeen. Exz. Conrad ist weitere Unterstützung mehr denn je erwünscht, und zwar entweder durch eine Division zu seiner Verfügung zum Stützen der 2. Armee oder durch Offensive stärkerer Kräfte gegen Flanke und Verbindungen des russischen Angriffs aus Richtung Gorlice. Offensive auf Ostflügel (Pflanzer) unter augenblicklichen Verhältnissen mit Rücksicht auf Transportschwierigkeiten unmöglich. gez. Cramon.

General v. Falkenhayn an General v. Cramon. 4. 4. 15.

Die Frage eines kräftigen Vorstoßes aus Gegend Gorlice in Richtung Sanok beschäftigt mich seit längerer Zeit. Die Ausführung hängt von der allgemeinen Lage und Bereitstellung der nötigen Kräfte — vier Armeekorps — ab. Große Schwierigkeiten bereitet wahrscheinlich die geringe Leistungsfähigkeit der Bahnen auf Tarnow und über Neu-Sandec.**) Immerhin wäre es mir lieb, bald von Ihnen einen Vorschlag zu erhalten, wie Sie sich die Operation denken. Angaben über die Leistungsfähigkeit der Bahnen, Möglichkeit auf dortigen Wegen unsere Fahrzeuge zu gebrauchen, dürfen nicht fehlen.

gez. von Falkenhayn.

Conrad an Falkenhayn. 7. 4. 1915. (Gekürzt.)

...Im Westen dürfte eine rasche, wesentliche Erweiterung des bisher erreichten Erfolges auch bei Einsetzen sehr starker Kräfte kaum möglich sein. Eine verläßliche Abwehr neuerlicher feindlicher Angriffe scheint mir aber mit dem Einsetzen der schon fertig gewordenen und nach dem Westen dirigierten deutschen Kräfte jedenfalls gewährleistet. Auch ist zu bedenken, daß selbst ein nennenswerter deutscher Erfolg im Westen das Verhalten Italiens wohl weit weniger beeinflussen würde, als ein Erfolg gegen Rußland. Ich erlaube mir daher schon jetzt, der Erwägung Euer Exzellenz nahe zu legen, die nächsten deutschen Neuformationen einheitlich gegen Rußland zu verwenden, um hier die schon so oft angestrebte und bisher noch nicht erreichte endgültige Überlegenheit zu erlangen und dazu auszunutzen, den Feind hinter die Weichsel–San–Dnjestr-Linie zurückzuzwingen. Für diesen Zweck hielte ich den Einsatz des Gros der Neuformationen beim deutschen Ostheer für geboten, um durch einen kräftigen Stoß die Bahnlinien Warschau–Bialystok und Warschau–Siedlce–Wolkowysk im Rücken von Warschau zu erreichen und zu sperren, während, das Festhalten der Karpathenfront voraus-

*) In den Karpathen.
**) Südlich Tarnow.

gesetzt, ein anderer namhafter Teil durch das südliche Ostgalizien im Vereine mit der Südarmee und der Armeegruppe Pflanzer, die linke Flanke des über die Karpathen vordringenden Feindes anzugreifen hätte. Nur durch gleichzeitiges Vorgehen von beiden Flügeln der Riesenfront ist dieses Ziel erreichbar und zwar mit dem geringsten Zeitaufwande. Dann hätten wir beide freie Hand für andere Ziele und vielleicht auch die Möglichkeit, mit Rußland zu einem Arrangement zu kommen.

gez. Conrad.

Falkenhayn an Conrad. 8. 4. 1915. (Gekürzt.)

...Wenn E. E. weiter meinen, wir sollten mit den Reserven, die hier jetzt in der Bildung begriffen sind, den alten Plan, der auf Eindrücken der russischen Flügel abzielte, wieder aufnehmen, so muß ich bemerken, daß für eine derartige Operation vor allem, wenn noch 10 deutsche Divisionen zur Stütze der Karpathenfront gebraucht werden sollten, die erforderlichen Kräfte nie mehr zur Verfügung stehen werden. Die Operation bedeutet eine doppelte Umfassung, die nur mit erheblicher Überlegenheit Aussicht auf Erfolg hat.

...Anderseits ist kein Zweifel darüber möglich, daß unser nächster Kräfteeinsatz, dem so bald kein weiterer folgen kann, dort zur Geltung gebracht werden muß, wo wir einen schnellen und sicheren Erfolg erhoffen. In diese Kategorie darf die von E. E. vorgeschlagene Operation nach Zeit und Raum, nach Wegen und Eisenbahnen nicht gerechnet werden... gez. v. Falkenhayn.

Falkenhayn an Conrad. 13. 4. 1915. (Gekürzt.)

An

General v. Conrad

Teschen.

E. E. wissen, daß ich eine Wiederholung des Versuchs, die äußersten russischen Flügel zu umfassen, nicht für angezeigt halte. Ebensowenig vorteilhaft scheint mir die weitere Verteilung deutscher Truppen auf die Karpathenfront, lediglich um diese zu stützen. Dagegen möchte ich folgenden Operationsgedanken zu Ihrer Erwägung stellen, bemerke aber, daß ich ihn mit Rücksicht auf die dringend nötige Geheimhaltung selbst in meinem Stabe noch nicht habe bearbeiten lassen. Eine Armee von wenigstens acht deutschen Divisionen wird mit starker Artillerie hier im Westen verfügbar gemacht und auf Maczyn*)–Grybow–Bochnia abtransportiert, um dann aus der ungefähren Linie Gorlice–Gromnik in der allgemeinen Richtung Sanok vorzustoßen. Zu der Armee müßte

*) Orte liegen bei Tarnow.

die aus ihrer Stellung durch k. u. k. Truppen rechtzeitig abzulösende Division Besser und eine k. u. k. Kav.-Div. treten. Auch würde die Armee und die k. u. k. 4. Armee in einem Befehlsverband, und zwar in diesem Fall natürlich einem deutschen, zu vereinigen sein. Wenn während des Aufmarsches der Stoßgruppe die k. u. k. 2. und 3. Armee*) schrittweise und den Gegner hinter sich herziehend auf die ungefähre Linie Nezock**)–Pereczeny–Homonna–Varanno–Zboro ausweichen könnten, so würde eine solche Bewegung den Erfolg der Operation wesentlich erleichtern und erhöhen.

...Vorbedingung für die Durchführung der Operation bleibt natürlich neben strengster Geheimhaltung, daß Italien durch weitestes Entgegenkommen veranlaßt wird, mindestens bis der Schlag unsererseits geführt ist, Ruhe zu halten, wie ja E. E. überhaupt bekannt ist, daß mir kein Opfer zu groß erscheinen würde, wenn dadurch Italien während des jetzigen Krieges niedergehalten würde... Ich setze bestimmt voraus, daß E. E. diese Ansicht teilen und ohne den Operationspian preiszugeben, in gleichem Sinn mit Ihrem ganzen Einfluß in Wien wirken werden. gez. v. Falkenhayn.

Hindenburg an Falkenhayn. 13. 8. 15.

An O. H. L.

Die Operation im Osten hat trotz vortrefflicher Leistungen des Narew-Stoßes nicht zur Vernichtung des Feindes geführt. Der Russe hat sich, wie zu erwarten war, der Zange entzogen und läßt sich frontal in der ihm erwünschten Richtung zurückdrängen.

Er vermag sich mit Hilfe seiner guten Bahnen nach Belieben zu gruppieren und starke Kräfte gegen meinen, seine Verbindungen bedrohenden linken Flügel zu führen. Diesen sehe ich als gefährdet an. Anderseits ist nur noch aus Gegend Kowno ein entscheidender Schlag möglich, obgleich hierfür leider bedenklich viel Zeit verloren ist. Ich beantrage daher nochmals dringend eine Verstärkung meines linken Flügels, um je nach deren Ausfall entweder offensiv zu werden oder wenigstens das bis jetzt gewonnene Gebiet zu behaupten. Daß ich in der Offensive meines linken Flügels gegen Verbindungen und Rücken des Feindes die einzige Möglichkeit zu dessen Vernichtung erblickt habe, betone ich nochmals. Diese Offensive ist wahrscheinlich auch jetzt noch das alleinige Mittel, einen neuen Feldzug zu vermeiden, im Fall es hierzu noch nicht zu spät ist. gez. v. Hindenburg.

IA Nr. 10 918.

*) Standen in den Karpathen.

**) Orte liegen südlich des Lupkower und Dukla-Passes am Südfuße der Karpathen.

Falkenhayn an Hindenburg. 14. 8. 15. (Gekürzt.)

An Oberbef. Ost. Zu IA 10918.

Eine Vernichtung des Feindes ist von den laufenden Operationen im Osten niemals erhofft worden, sondern lediglich ein den Zwecken der Obersten Heeresleitung entsprechender entscheidender Sieg.

Die Vernichtung im ganzen dürfte im vorliegenden Falle nach meiner Ansicht, die nach Billigung durch S. M. allein maßgebend bleiben muß, auch nicht angestrebt werden; es fehlen einfach die Grundbedingungen dafür. Denn man kann einen der Zahl nach weit überlegenen frontal gegenüberstehenden Gegner nicht zu vernichten streben, der über vorzügliche Verbindungen, beliebige Zeit und unbeschränkten Raum verfügt, während man selbst im eisenbahnlosen, wegarmen Gelände mit enger Zeitbegrenzung und in Verbindung mit sehr vielen, nicht stoßkräftigen, teilweise sogar nicht widerstandsfähigen Truppen zu operieren gezwungen ist. Daß der Feind aber jetzt schon für unsere Zwecke entscheidend geschlagen ist, wird niemand bezweifeln, der sich vergegenwärtigt, daß die Russen in drei Monaten etwa 750 000 Mann allein an Gefangenen, ungezähltes Material, neben Galizien das Königreich Polen und das Herzogtum Kurland, endlich die Möglichkeit verloren haben, Österreich-Ungarn während der Einleitung des italienischen Krieges oder überhaupt in absehbarer Zeit ernstlich zu bedrohen, sowie die andere, ihre Odessaarmee im kritischen Moment am Balkan einzusetzen. Es besteht ferner einige Aussicht, daß sich die Ergebnisse der Operation noch erhöhen, da es gelungen ist, in den Raum zwischen Bialystok und Brest-Litowsk nicht weniger als fünf geschlagene feindliche Armeen zu drängen.

Freilich wäre die Operation vermutlich noch entscheidender verlaufen, wenn es möglich gewesen wäre, gleichzeitig mit ihr einen Stoß über den Njemen zu führen. Die Oberste Heeresleitung verfügte aber über keine Kräfte hierfür und E. E. hielten die Verwendung der Njemenarmee in Kurland für notwendiger. Mit letzterem soll, wie ich zur Vorbeugung gegen Mißverständnisse bemerke, kein Urteil, sondern einfach die Tatsache ausgesprochen werden...

gez. v. Falkenhayn.

Der deutsche Operationsplan für 1916.

Vortrag des Generals von Falkenhayn vor dem Kaiser Weihnachten 1915.

Frankreich ist militärisch und wirtschaftlich — dies durch dauernde Entziehung der Kohlenfelder im Nordosten des Landes — bis nahe an die Grenze des Erträglichen geschwächt. Rußlands Wehrmacht

ist nicht voll niedergerungen, aber seine Offensivkraft doch so gebrochen, daß sie in annähernd der alten Stärke nicht wieder aufleben kann. Serbiens Heer kann als vernichtet gelten. Italien hat zweifellos eingesehen, daß es auf Verwirklichung seiner Raubgelüste in absehbarer Zeit nicht rechnen kann und würde deshalb wahrscheinlich froh sein, das Abenteuer auf irgendeine anständige Weise bald liquidieren zu können.

Wenn aus diesen Tatsachen nirgends Folgerungen gezogen wurden, so liegt dies an vielen Erscheinungen, in deren Erörterung man im einzelnen nicht einzutreten braucht. Nur an der hauptsächlichsten darf man nicht vorübergehen. Sie ist der ungeheuerliche Druck, den England noch immer auf seine Verbündeten ausübt.

Zwar ist es gelungen, auch die englische Feste schwer zu erschüttern, — der beste Beweis dafür ist der bevorstehende Übergang zur allgemeinen Wehrpflicht. Er ist aber auch ein Beweis, zu welchen Opfern England fähig ist, um das erstrebte Ziel, die dauernde Ausschaltung des ihm am gefährlichsten scheinenden Nebenbuhlers, zu erreichen. Die Geschichte der Kämpfe Englands gegen die Niederlande, Spanien, Frankreich und Napoleon wiederholt sich. Schonung hat Deutschland von diesem Gegner nicht zu erwarten, solange ihm noch irgendeine Hoffnung bleibt, an das Ziel zu kommen. Ein Verständigungsversuch, der von Deutschland ausginge, würde den Kriegswillen Englands nur stärken, da er ihn entsprechend seiner eigenen Sinnesart für ein Zeichen des Nachlassens des deutschen Kriegswillens nehmen müßte.

England, in dem man gewohnt ist, Chancen nüchtern abzuwägen, kann kaum hoffen, uns mit rein militärischen Mitteln niederzuringen. Es stellt seine Sache offenbar auf den Ermattungskrieg. Die Zuversicht, durch ihn Deutschland auf die Schultern zu zwingen, haben wir nicht brechen können. Aus ihr schöpft der Feind die Kraft, weiter zu ringen und dazu seine Gruppe dauernd zusammenzupeitschen.

Es gilt, ihm diese Zuversicht zu nehmen.

Einfaches Abwarten in der Defensive, das an sich wohl denkbar wäre, entspricht dem Zweck auf die Dauer nicht. Den Gegnern strömen aus ihrer Überlegenheit an Menschen und Material erheblich mehr Kräfte zu als uns. Es müßte bei diesem Verfahren einmal der Augenblick eintreten, wo das rohe Stärkeverhältnis Deutschland nicht viel Hoffnung mehr ließe. Das Vermögen zum Durchhalten ist bei unseren Verbündeten begrenzt, das unsrige immerhin nicht unbeschränkt. Möglicherweise wird der nächste oder, wenn Rumänien weiterliefert, der übernächste Winter, falls bis dahin keine Entscheidung gesichert ist, bei den Gliedern des Vierbundes Entbehrungs- und in deren Gefolge, wie ja immer, soziale und politische Krisen bringen. Sie müssen überwunden werden

und werden überwunden werden können. Zeit ist aber gewiß nicht zu verlieren. England muß also die Aussichtslosigkeit seines Beginnens vor Augen geführt werden.

Freilich ist es auch in diesem Fall, wie so häufig bei den höchsten strategischen Entscheidungen, sehr viel einfacher, festzustellen, was zu geschehen hat, als zu finden, wie es vollbracht werden kann und soll.

Das nächstliegende Mittel wäre der Versuch, England auf dem Lande entscheidend zu treffen. Es ist hiermit nicht seine Insel gemeint, die für unsere Truppen, wie die Marine glaubhaft urteilt, nicht erreichbar ist. Unsere Anstrengungen können sich vielmehr nur gegen eine der Stellen auf dem Festlande richten, an denen England selbst kämpft. Auf dem eigentlichen Festlande von Europa sind wir unserer Kräfte ganz sicher und arbeiten mit bekannten Größen. Infolgedessen sind vorweg Unternehmungen im Orient auszuscheiden, wo England allerdings auch unmittelbar getroffen werden könnte. Bei Saloniki, am Suezkanal und im Irak werden Erfolge uns insofern nützlich sein, als sie bei den Mittelmeervölkern und in der mohamedanischen Welt das erwachte Mißtrauen gegen Englands Unverletzlichkeit vertiefen und englische Kräfte in fernen Gegenden binden werden. Rückschläge im Orient können uns in unseren Verbündeten merklich schädigen. Eine kriegsentscheidende Wirkung jedoch, wie sie Schwärmer von einem Alexanderzug nach Indien oder nach Ägypten oder von einem überwältigenden Angriff auf Saloniki erhoffen, ist nicht zu erwarten. Unsere Verbündeten verfügen nicht über die dafür nötigen Mittel. Wir sind infolge der schlechten Verbindungen nicht in der Lage, sie ihnen zuzuführen. Und England, das Antwerpen und Gallipoli zu verdauen verstanden hat, würde auch Niederlagen in jenen fernen Gegenden aushalten.

Kehrt man aus ihnen dorthin zurück, wo in Europa England auf dem Lande zu treffen ist, so kann man die Augen nicht dagegen verschließen, daß man vor einer außerordentlich schwierigen Aufgabe steht.

In Flandern, nördlich des Loretto-Rückens, verhindert die Bodenbeschaffenheit bis in das mittlere Frühjahr hinein weitzielende Unternehmungen. Südlich davon sollen für sie nach Meinung der örtlichen Führer etwa 30 Divisionen erforderlich sein. Der gleichen Zahl würde auch eine Offensive im Nordabschnitt bedürfen. Es ist uns aber unmöglich, diese Stärke an einer Stelle unserer Front zu vereinigen. Auch wenn aus den deutschen Abschnitten in Mazedonien und Galizien gegen alle militärische und politische Überzeugung wie Vorsicht, noch einige Divisionen mehr, als geplant war, herausgezogen werden — auf der Front nördlich vom Pripjet ist es nach Meldung der Heeresgruppenkommandos nicht angängig —, steigt die Zahl der Heeresreserven in Frankreich erst auf wenig mehr als 25 bis 26 Divisionen. Setzt man

sie sämtlich zu demselben Unternehmen an, dann wird die ganze übrige Front bis auf den letzten Mann von Reserven entblößt. Die Übernahme der sich daraus ergebenden Gefahren für unsere empfindlichsten Stellen — Champagne, Woevre, Lothringen — vermag neben der Gefahr, den Verbündeten dann in keinem Falle von Notlagen helfen zu können, bei dem in der Regel schleppenden Verlauf heutiger rein frontaler Kämpfe niemand zu verantworten. Auch sprechen die Lehren, die man aus den mißglückten Massenstürmen unserer Gegner ableiten kann, entschieden gegen eine Nachahmung dieser Kampfmethode. Massendurchbruchsversuche gegen einen moralisch intakten, gut bewaffneten und zahlenmäßig nicht erheblich unterlegenen Feind können auch bei größter Menschen- und Materialanhäufung nicht als aussichtsvoll betrachtet werden.

Dem Verteidiger wird es in den meisten Fällen gelingen, die eingedrückten Stellen abzuriegeln. Dies ist ihm leicht, wenn er sich zum freiwilligen Ausweichen entschließt. Ihn daran zu hindern, ist kaum möglich. Die Einbuchtungen, flankierender Feuerwirkung in hohem Maße ausgesetzt, drohen dann zum Massengrab zu werden. Die technischen Schwierigkeiten der Leitung und Versorgung der Massen darin werden so groß, daß sie kaum überwindlich erscheinen.

Ebenso aber muß der Versuch, mit schwächeren Mitteln gegen den englischen Frontabschnitt anzurennen, widerraten werden. Er wäre nur zu befürworten, wenn man ihm ein Ziel in greifbarer Nähe geben könnte. Ein solches ist nicht vorhanden. Das Ziel müßte immer die so gut wie vollständige Vertreibung vom Festlande, die Zurückdrängung der Franzosen hinter die Somme sein. Wird nicht wenigstens dieser Erfolg erreicht, so ist der Angriff zwecklos gewesen. Wird er aber erreicht, so ist der Endzweck trotzdem noch nicht gesichert, weil England wohl zuzutrauen ist, daß es auch dann nicht nachgeben wird, und weil Frankreich nicht selbst schwer getroffen sein würde. Hierzu wäre Einleitung einer neuen Operation erforderlich. Es ist sehr fraglich, ob Deutschland dazu noch über die nötigen Kräfte verfügen würde. Der Gedanke, sie durch Neuaufstellungen in großem Umfange zu beschaffen, muß für diesen Winter abgelehnt werden. Seine Ausführung kann bei dem drückenden Mangel an genügend vorgebildeten Führern nicht von wesentlichem militärischen Nutzen sein und droht die Lage in der Heimat gefährlich zu überspannen.

Das Ergebnis dieser Untersuchung ist, daß es sich nicht empfiehlt, die englische Front im Westen mit entscheidungsuchendem Angriff anzupacken, es sei denn, daß sich eine Gelegenheit dazu im Gegenstoß ergeben sollte. Gewiß ist das betrübend vom Standpunkt unserer Gefühle für den Erzfeind in diesem Kriege. Es ist jedoch erträglich,

wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Krieg mit eigenen Kräften auf dem europäischen Festland für England im Grunde eine Nebenhandlung ist. Seine eigentlichen Waffen sind hier die französischen, russischen und italienischen Heere. Setzen wir diese außer Gefecht, so steht uns England allein gegenüber. Es ist schwer anzunehmen, daß es unter solchen Umständen an seinen Vernichtungsabsichten festhalten sollte. Eine Sicherheit, daß es nachgeben wird, besteht freilich nicht, aber eine hohe Wahrscheinlichkeit. Mehr ist im Kriege selten zu erreichen.

Um so notwendiger ist es, daß gleichzeitig alle jene Mittel rücksichtslos zur Anwendung gebracht werden, die geeignet sind, England auf seinem eigensten Gebiet zu schädigen. Es sind dies der Unterseekrieg und die Anbahnung eines politischen und wirtschaftlichen Zusammenschlusses Deutschlands nicht nur mit seinen Verbündeten, sondern auch mit allen noch nicht ganz im Bannkreis Englands gefesselten Staaten. Sich mit diesem Zusammenschluß zu beschäftigen, ist nicht Sache dieser Darlegung. Die Lösung der Aufgabe liegt ausschließlich der politischen Leitung ob.

Der Unterseekrieg dagegen ist ein Kriegsmittel wie jedes andere. Die Gesamtkriegsleitung darf sich der Stellungnahme zu ihm nicht entziehen.

Er zielt auf die verwundbarste Stelle des Feindes ab, indem er ihm die Zufuhren über See abzuschneiden versucht. Gehen die bestimmten Zusagen der Marine dahin in Erfüllung, daß der unbeschränkte Unterseebootkrieg England innerhalb des Jahres 1916 zum Einlenken bringen muß, so ist selbst die Annahme einer feindlichen Haltung seitens der Vereinigten Staaten jetzt zu ertragen. Ihr Eingreifen in den Krieg kann nicht so schnell entscheidende Wirkung üben, daß es England, welches das Gespenst des Hungers und viele andere Nöte auf seiner Insel auftauchen sieht, zum Weiterkämpfen bewegen könnte. Dies erfreuliche Zukunftsbild wird durch einen Schatten getrübt. Voraussetzung bei ihm ist, daß die Marine sich nicht irrt. Erfahrungen in ausreichendem Maße gibt es auf diesem Gebiete nicht. Diejenigen, die wir haben, sind nicht durchaus ermutigend. Mittlerweile sind anderseits die Grundlagen für die Berechnungen durch die Vermehrung der Zahl der Unterseeboote wie die fortgeschrittene Ausbildung ihrer Besatzungen wesentlich zu unseren Gunsten verschoben. Es wäre deshalb militärisch nicht zu rechtfertigen, wenn man weiterhin auf die Anwendung dieses voraussichtlich wirksamsten Kriegsmittels verzichten wollte. Das Recht, es rücksichtslos zu gebrauchen, steht nach dem rücksichtslosen Vorgehen Englands auf See Deutschland zur Seite. Die Amerikaner als heimliche Bundesgenossen der Engländer werden es nicht anerkennen. Ob sie sich indessen, gegenüber einer starken politischen Vertretung des Stand-

punktes Deutschlands, deshalb entschließen werden, zu aktivem Handeln auf dem europäischen Festland überzugehen, ist zweifelhaft. Noch zweifelhafter ist, ob sie mit genügenden Kräften rechtzeitig eingreifen können. Der Verzicht auf den unbeschränkten Unterseekrieg hieße daher einen nach den Versicherungen der allein zuständigen Sachkenner sicheren Gewinn von unschätzbarem Wert aus Besorgnis vor einem, wenn auch schweren, so doch nur möglichen Nachteil preisgeben. Das ist in der Lage Deutschlands nicht zulässig.

Was die Frage anlangt, wie gegen die Werkzeuge Englands auf dem Kontinent vorzugehen ist, so befürwortet Österreich-Ungarn dringend eine alsbaldige Abrechnung mit Italien. Dem Vorschlag kann nicht beigetreten werden. Seine Verwirklichung würde lediglich Österreich-Ungarn Entlastung und Zukunftsvorteile bringen, nicht unmittelbar für den Gesamtkrieg. Selbst ein Abspringen Italiens von der Entente, das kaum denkbar ist, wird auf England keinen merklichen Eindruck machen.

Die italienischen militärischen Leistungen sind so gering, Italien bleibt unter allen Umständen so stark unter der englischen Fuchtel, daß es sonderbar wäre, wenn man sich in diesem Urteil täuschte. Außerdem ist der Italiener derjenige unserer Feinde, dessen innere Zustände ihm die aktive Fortführung des Krieges, wenn die österreich-ungarische Armee einigermaßen ihre Pflicht weiter tut, bald unmöglich machen werden. Ob durch einen Angriff unserseits diese wohltätige Entwicklung beschleunigt oder verlangsamt werden wird, weiß niemand. Es ist deshalb zweckmäßiger, sie nicht zu stören, zumal ein weiteres Festliegen österreich-ungarischer Kräfte an der italienischen Front im Hinblick auf ihre Aufgaben im Osten nicht erwünscht ist.

Ähnliches gilt für Rußland. Nach allen Berichten mehren sich die inneren Schwierigkeiten des Riesenreiches schnell. Wenn auch vielleicht eine Revolution im großen Stil nicht erwartet werden darf, so kann man doch vertrauen, daß Rußland durch seine inneren Nöte in verhältnismäßig kurzer Frist gezwungen sein wird, einzulenken. Hierbei wird angenommen, daß es ihm inzwischen nicht gelingen wird, seine militärische Reputation aufzufrischen. Das ist aber auch nicht zu besorgen. Im Gegenteil wird vermutlich jeder solche Versuch mit seinen Verlusten die innere Auflösung nur beschleunigen. Für uns ist überdies eine entscheidungsuchende Offensive im Osten durch Witterung und Bodenbeschaffenheit, wenn wir nicht wieder ganz unverhältnismäßige Überspannungen der Truppe in Kauf nehmen wollen — was die Ersatzlage verbietet —, bis in den April hinein ausgeschlossen. Als Richtung käme nur die in die reichen Gebiete der Ukraine in Betracht. Die Verbindungen dorthin sind in keiner Weise ausreichend. Voraussetzung würde sein,

daß wir entweder des Anschlusses Rumäniens sicher oder entschlossen wären, es zu bekämpfen. Beides trifft zurzeit nicht zu. Ein Stoß auf die Millionenstadt Petersburg, die wir bei glücklichem Verlauf der Operationen aus unseren knappen Beständen versorgen müßten, verspricht keine Entscheidung. Ein Vorgehen auf Moskau führt uns ins Uferlose. Für keine dieser Unternehmungen verfügen wir über ausreichende Kräfte. Mithin scheidet auch Rußland als Angriffsobjekt aus. Es bleibt allein Frankreich übrig.

Diese mehr auf negativem Wege gefundene Feststellung wird glücklicherweise durch für sie sprechende positive Gründe unterstützt.

Es wurde bereits betont, daß Frankreich in seinen Leistungen bis nahe an die Grenze des noch Erträglichen gelangt ist — übrigens in bewundernswerter Aufopferung. Gelingt es, seinem Volke klar vor Augen zu führen, daß es militärisch nichts mehr zu hoffen hat, dann wird die Grenze überschritten, England sein bestes Schwert aus der Hand geschlagen werden. Das zweifelhafte und über unsere Kraft gehende Mittel des Massendurchbruchs ist dazu nicht nötig. Auch mit beschränkten Kräften kann dem Zweck voraussichtlich Genüge getan werden. Hinter dem französischen Abschnitt der Westfront gibt es in Reichweite Ziele, für deren Behauptung die französische Führung gezwungen ist, den letzten Mann einzusetzen. Tut sie es, so werden sich Frankreichs Kräfte verbluten, da es ein Ausweichen nicht gibt, gleichgültig, ob wir das Ziel selbst erreichen oder nicht. Tut sie es nicht, und fällt das Ziel in unsere Hände, dann wird die moralische Wirkung in Frankreich ungeheuer sein. Deutschland wird nicht gezwungen sein, sich für die räumlich eng begrenzte Operation so zu verausgaben, daß alle anderen Fronten bedenklich entblößt werden. Es kann mit Zuversicht den an ihnen zu erwartenden Entlastungsunternehmungen entgegensehen, ja hoffen, Kräfte in genügender Zahl zu erübrigen, um den Angriffen mit Gegenstößen begegnen zu können. Denn es steht ihm frei, seine Offensive schnell oder langsam zu führen, sie zeitweise abzubrechen oder sie zu verstärken, wie es seinen Zwecken entspricht.

Die Ziele, von denen hier die Rede ist, sind Belfort und Verdun.

Für beide gilt das oben Gesagte. Dennoch verdient Verdun den Vorzug. Noch immer liegen die französischen Linien dort in knapp 20 Kilometer Entfernung von den deutschen Bahnverbindungen. Noch ist Verdun die mächtigste Stütze für jeden feindlichen Versuch, mit verhältnismäßig geringem Kraftaufwand die ganze deutsche Front in Frankreich und Belgien unhaltbar zu machen. Die Beseitigung dieser Gefahr als Nebenziel ist militärisch so wertvoll, daß dagegen der bei einem Angriff auf Belfort sozusagen „nebenbei" abfallende politische Erfolg der Säuberung des südwestlichen Elsaß leicht wiegt.

Zur Verlegung des Schwergewichts des Krieges auf das Meer (unbeschränkter U-Bootkrieg) Frühjahr 1917.

Der Chef des Admiralstabes Admiral v. Holtzendorff an den Chef des Generalstabes Generalfeldmarschall v. Hindenburg.

Ganz geheim. Berlin, 22. Dezember 16.

Euerer Exzellenz beehre ich mich in der Anlage ein Schreiben über die Notwendigkeit eines baldigen Beginns des uneingeschränkten U-Bootkrieges ergebenst zu übersenden. Die Niederschrift ist im wesentlichen eine Fortsetzung der auch Euerer Exzellenz mit B.-Nr. 22 247 I vom 27. August 1916 übersandten Denkschrift „Schiffsraumfrage und die Versorgung Englands im Jahre 1916".

Gestützt auf die eingehenden Ausführungen der Anlage, darf ich Euere Exzellenz bitten, nachstehendem Gedankengange zu folgen und hoffe, eine volle Übereinstimmung unserer Ansichten darüber zu erzielen, daß es unumgänglich notwendig ist, unser Vorgehen gegen Englands Seeverkehr baldigst bis zur äußersten Möglichkeit zu steigern, um die Gunst der Lage auszunutzen und uns einen schnellen Sieg zu sichern.

I.

Der Krieg verlangt eine Entscheidung vor Herbst 1917, wenn er nicht in allgemeiner Erschöpfung aller Parteien und damit für uns verhängnisvoll enden soll. Von unsern Gegnern sind Italien und Frankreich in ihrem Wirtschaftsgefüge so stark erschüttert, daß sie nur noch durch die Energie und Tatkraft Englands aufrecht erhalten werden. Gelingt es, England das Rückgrat zu brechen, so ist der Krieg sofort zu unseren Gunsten entschieden. Englands Rückgrat ist aber der Schiffsraum, der den großbritannischen Inseln die notwendige Zufuhr für die Erhaltung des Lebens und der Kriegsindustrie bringt und die Zahlungsfähigkeit im Auslande sichert.

II.

Der augenblickliche Stand der in dem schon erwähnten Schreiben vom 27. August ausführlich behandelten Schiffsraumfrage ist in der Anlage nochmals dargelegt. Er ist kurz folgender:

Die Frachten sind auf einer großen Reihe wichtiger Gebiete ins ungeheuerliche, zum Teil auf das Zehnfache und noch darüber hinaus gestiegen. Auch aus zahlreichen anderen Zeugnissen wissen wir mit Bestimmtheit, daß es überall an Frachten fehlt.

Die augenblicklich noch vorhandene englische Tonnage wird mit etwa 20 Millionen Brutto-Register-Tonnen zutreffend anzunehmen sein. Von diesen sind mindestens 8,6 Millionen Tonnen requiriert für militärische Zwecke und $^1/_2$ Million in der Küstenschiffahrt beschäftigt, schätzungsweise 1 Million in Reparatur bzw. vorübergehend unbenutz-

bar; etwa 2 Millionen Tonnen müssen im Interesse der Verbündeten fahren, so daß für die englische Versorgung höchstens noch 8 Millionen Tonnen englischer Tonnage zur Verfügung stehen. Eine Durchrechnung der Statistik des Seeverkehrs in den englischen Häfen ergibt noch weniger. In den Monaten Juli—September 1916 fuhren darnach nur rund $6^{3}/_{4}$ Millionen Br.-Reg.-T. englischen Schiffsraums auf England. Daneben läßt sich der sonstige nach England fahrende Schiffsraum auf 900 000 Tonnen feindlicher — nicht englischer und reichlich 3 Millionen Tonnen neutraler Tonnage berechnen. Insgesamt wird England also von nur noch rund $10^{3}/_{4}$ Millionen Br.-Reg.-T. versorgt.

III.

Läßt schon die bisher geleistete Arbeit im Kampfe gegen den Schiffsraum ein weiteres Vorgehen auf diesem Wege für uns aussichtsreich erscheinen, so hat der ungewöhnlich schlechte Ausfall der diesjährigen Welternte in Brotfrucht und Futtermitteln uns eine ganz einzigartige Gelegenheit in den Schoß geworfen, die nicht auszunutzen niemand verantworten kann. Nordamerika und Kanada werden voraussichtlich schon von Februar ab so gut wie kein Getreide mehr an England abgeben können. Dann muß dieses seine Versorgung auf dem weiten Wege von Argentinien, und da Argentinien infolge seiner schlechten Ernte nur wenig liefern kann, aus Indien und in der Hauptsache aus Australien beziehen. In der Anlage ist im einzelnen ausgeführt, daß eine solche Verlängerung des Weges der Zufuhr für unsere Gegner ein Mehr an Schiffsraum von 720 000 Tonnen für die Getreidefracht beansprucht. Praktisch genommen heißt das, daß bis zum August 1917 von den verfügbaren $10^{3}/_{4}$ Millionen Tonnen $^{3}/_{4}$ Millionen für eine Leistung in Anspruch genommen werden, die bisher gar nicht notwendig war.

IV.

Unter so günstigen Vorbedingungen verspricht ein energisch und mit aller Kraft geführter Schlag gegen den englischen Schiffsraum unbedingt sicheren Erfolg, so daß ich meine Äußerung vom 27. August 1916, „Unsere klar erkennbare Kriegsaufgabe ist darnach, jetzt durch Vernichten von Transportraum die Entscheidung zu unseren Gunsten herbeizuführen", und weiter „Vom militärischen Standpunkte läßt sich nicht verantworten, von der Waffe des U-Bootes auch jetzt noch keinen Gebrauch zu machen", nur wiederholen und stark unterstreichen kann. Ich stehe nicht an zu erklären, daß wir, wie die Verhältnisse jetzt liegen, mit uneingeschränktem U-Bootkrieg in fünf Monaten England zum Frieden zwingen können. Dies gilt jedoch nur vom uneingeschränkten U-Bootkrieg; von dem zurzeit geführten U-Boot-Kreuzerkrieg auch dann nicht, wenn alle bewaffneten Schiffe zum Abschuß freigegeben werden.

V.

Ausgehend von der früher bereits als Monatsleistung genannten Vernichtung von 600 000 Tonnen Schiffsraum durch den uneingeschränkten U-Bootkrieg und der in der Anlage näher begründeten Erwartung, daß durch ihn mindestens zwei Fünftel des neutralen Schiffsverkehrs von der Fahrt nach England von vornherein abgeschreckt werden, läßt sich errechnen, daß der englische Seeverkehr nach fünf Monaten um etwa 39% des heutigen zurückgegangen sein wird. Das würde England nicht ertragen können, weder im Hinblick auf die Verhältnisse nach dem Kriege, noch auch bezüglich der Möglichkeit, den Krieg fortzusetzen. Es steht heute schon vor einer Lebensmittelnot, die es zwingt, den Versuch zu machen, dieselben Streckungsmaßnahmen einzuführen, zu denen wir im Laufe des Krieges als blockiertes Land haben greifen müssen. Die Voraussetzungen für eine derartige Organisation sind von vornherein in England völlig anders, und zwar unvergleichlich viel ungünstiger als bei uns. Es fehlt an Behörden, und es fehlt an der Erziehung des Volkes zu entsprechender Einordnung in solchen Zwang. Noch aus einem anderen Grunde wird die gleichmäßige Herabsetzung der Brotration für die ganze Bevölkerung sich in England jetzt nicht mehr durchführen lassen. Sie war in Deutschland zu einer Zeit möglich, als vorübergehend andere Lebensmittel die plötzliche Verringerung der Brotration ausgleichen konnten. Dieser Augenblick ist in England verpaßt und kann durch nichts zurückgebracht werden. Mit etwa drei Fünftel des Seeverkehrs läßt sich aber die Lebensmittelversorgung ohne gleichmäßige kräftige Rationierung des Brotgetreideverbrauches bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der Kriegsindustrie nicht durchführen. Der Einwand, daß England genügend Brotgetreide und Rohstoffe im Lande haben könnte, um über die Gefahrzeit bis zur nächsten Ernte wegzukommen, ist in der Anlage ausführlich widerlegt.

Dazu kommt, daß der uneingeschränkte U-Bootkrieg für England mit dem Wegfall der Versorgung aus Dänemark und Holland sofort die Fettnot bedeuten würde, da ein Drittel der ganzen englischen Buttereinfuhr aus Dänemark kommt und die gesamte Margarinezufuhr aus Holland. Ferner bedeutet es Verschärfung des Erz- und Holzmangels durch Bedrohung der Erz- und Holzzufuhr aus Skandinavien bei gleichzeitigem schärferen Erfassen der spanischen Erzzufuhr. Damit wird unmittelbar die Kohlenförderung verringert, da das dazu nötige Holz nicht mehr aufzubringen sein wird, ferner die Eisen- und Stahl- sowie die von beiden abhängige Munitionserzeugung. Schließlich gibt er uns endlich die so lange ersehnte Gelegenheit, wirksam gegen die neutrale Munitionszufuhr vorzugehen und damit der Armee eine Erleichterung zu verschaffen.

Demgegenüber würde der U-Boot-Kreuzerkrieg auch nach allgemeiner Freigabe der bewaffneten Dampfer nach fünf Monaten nur eine Verringerung der nach England fahrenden Tonnage um 5 mal 400 000 Tonnen — etwa 18 % des gegenwärtigen monatlichen Seeverkehrs, also weniger als die Hälfte des uneingeschränkten U-Bootkrieges ergeben. Nach den bisherigen Erfahrungen kann keinesfalls darauf gerechnet werden, daß die Freigabe der bewaffneten Dampfer ein erhebliches Mehr an versenktem Frachtraum gegenüber den in den letzten beiden Monaten erreichten rund 400 000 Tonnen bringen wird. Sie wird vielmehr voraussichtlich nur den sonst infolge fortschreitender Bewaffnung zu erwartenden Abfall ausgleichen. Ich bin mir darüber klar, daß auch der Fortfall von rund einem Fünftel des jetzigen englischen Seeverkehrs sehr störend auf die englische Versorgung einwirken wird. Ich halte aber für ausgeschlossen, daß das jetzt unter Lloyd Georges zum äußersten entschlossener Leitung stehende England dadurch zum Frieden gezwungen werden könnte, zumal da die oben erwähnten Wirkungen der Fett-, Holz- und Erznot und die nachhaltige Einwirkung auf die Munitionszufuhr fortfallen. Dazu kommt der Fortfall der psychologischen Wirkungen der Panik und des Schreckens. Diese nur vom uneingeschränkten U-Bootkrieg zu erwartenden Wirkungen schätze ich als eine unentbehrliche Voraussetzung des Erfolges ein. Wie schwer sie wiegen, beweisen die Erfahrungen, die wir im Anfang des U-Bootkrieges vom Frühjahr 1915, als die Engländer noch an seinen vollen Ernst glaubten, und sogar in dem kurzen U-Bootkrieg vom März und April 1916 gemacht haben.

Voraussetzung ist ferner, daß Beginn und Ankündigung des uneingeschränkten U-Bootkrieges derart zusammenfallen, daß zu Verhandlungen, insbesondere zwischen England und den Neutralen keine Zeit bleibt. Nur in diesem Falle wird der heilsame Schrecken in den Feind und die Neutralen fahren.

VI.

Die Ankündigung des uneingeschränkten U-Bootkrieges wird die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika erneut vor die Frage stellen, ob sie die Folgerungen aus der von ihr bisher eingenommenen Haltung gegenüber der U-Boot-Verwendung ziehen will oder nicht. Ich bin durchaus der Ansicht, daß der Krieg mit Amerika eine so ernste Angelegenheit ist, daß alles geschehen muß, um ihn zu vermeiden. Die Scheu vor dem Bruch darf aber meines Erachtens nicht dazu führen, im entscheidenden Augenblick vor dem Gebrauch der Waffe zurückzuschrecken, die uns den Sieg verheißt.

Auf jeden Fall ist es zweckmäßig, die für uns ungünstigere Lösung als wahrscheinlich anzunehmen und sich klarzumachen, welchen Einfluß

auf den Gang des Krieges der Zutritt Amerikas zu unseren Gegnern haben würde. In bezug auf den Schiffsraum könnte dieser Einfluß nur sehr gering sein. Es ist nicht zu erwarten, daß mehr als ein geringer Bruchteil der in amerikanischen und vielleicht auch anderen neutralen Häfen liegenden Tonnage der Mittelmächte alsbald in die Fahrt nach England eingestellt werden könnte. Bei weitem der größte Teil läßt sich so beschädigen, daß er in der entscheidenden Zeit der ersten Monate nicht würde fahren können. Die Vorbereitungen dazu sind getroffen. Es würden auch zunächst keine Besatzungen dafür zu haben sein. Ebensowenig ausschlaggebende Wirkung wird man amerikanischen Truppen, die schon wegen Mangels an Schiffsraum nicht in erheblichem Umfange herübergebracht werden könnten, und amerikanischem Geld zuschreiben dürfen, das fehlende Zufuhr und Schiffsräume nicht ersetzen kann. Es bleibt nur die Frage, wie Amerika sich angesichts eines Friedensschlusses, zu dem England genötigt wird, verhalten würde. Es ist nicht anzunehmen, daß es sich dann entschließen würde, den Krieg allein gegen uns fortzusetzen, da ihm keine Mittel zur Verfügung stehen, entscheidend gegen uns vorzugehen, während sein Seeverkehr durch unsere U-Boote geschädigt wird. Im Gegenteil ist zu erwarten, daß es dem englischen Friedensschluß beitreten wird, um möglichst schnell wieder in gesunde Wirtschaftsverhältnisse zu gelangen.

Ich komme daher zu dem Schluß, daß ein uneingeschränkter U-Bootkrieg, der so rechtzeitig eröffnet wird, daß er den Frieden vor der Welternte des Sommers 1917, also vor dem 1. August, herbeiführt, selbst den Bruch mit Amerika in Kauf nehmen muß, weil uns gar keine andere Wahl bleibt. Ein bald einsetzender uneingeschränkter U-Bootkrieg ist also trotz der Gefahr eines Bruches mit Amerika das richtige Mittel, den Krieg siegreich zu beenden. Es ist auch der einzige Weg zu diesem Ziel.

VII.

Seitdem ich im Herbst 1916 den Augenblick zum Zuschlagen gegen England für gekommen erklärte, hat die Lage sich noch wesentlich für uns verbessert. Der Ausfall der Welternte, verbunden mit der bisherigen Wirkung des Krieges auf England, gibt uns noch einmal die Gelegenheit, vor dem Einbringen der neuen Ernte die Entscheidung zu unseren Gunsten herbeizuführen. Nutzen wir diese nach menschlichem Ermessen letzte Gelegenheit nicht aus, so sehe ich keine andere Möglichkeit als die der gegenseitigen Erschöpfung, ohne daß es uns dabei gelingen kann, den Krieg so zu beenden, daß unsere Zukunft als Weltmacht gesichert wird.

Um rechtzeitig die nötige Wirkung erzielen zu können, muß der uneingeschränkte U-Bootkrieg spätestens am 1. Februar beginnen. Ich bitte Euere Exzellenz um Äußerung, ob die militärische Lage auf dem

Kontinent, insbesondere gegenüber den noch verbleibenden Neutralen, diesen Zeitpunkt gestatten wird. Zum Treffen der nötigen Vorbereitungen bedarf ich eines Zeitraums von drei Wochen.

gez. v. Holtzendorff.

Zur Entstehung des deutschen Angriffsgedankens für das Frühjahr 1918.

Militärpolitische Beurteilung der Lage durch Ludendorff im September 1917.

Erster Generalquartiermeister. G.H.Qu., den 14. 9. 1917.

Mein Vortrag im Kronrat*)**), wiederholt in nachstehender Denkschrift.

*) Der Kronrat fand am 11. 9. statt, die Niederschrift des Ludendorffschen Vortrags erfolgte am 14. 9.

**) Ich nahm darin denselben Standpunkt ein, wie er im Dezember 1916 mit dem damaligen Reichskanzler v. Bethmann Hollweg festgestellt war.

1. Anerkennung des Königreichs Polen.

2. Annexion kurländischen und litauischen Gebietes derart, daß mit Einbegriff des Königreichs Polen eine gute, von Norden nach Süden laufende, strategische Grenze gegen Rußland gewonnen wird.

3. Handelsvertrag mit Rußland bzw. wirtschaftliche Vorteile.

4. Garantien in Belgien, welche möglichst durch Verhandlungen mit König Albert festzusetzen sind. Sollten solche nicht in genügendem Maße zu erreichen sein, Annexion von Lüttich mit entsprechendem Landstreifen.

5. Räumung des französischen Okkupationsgebietes mit Ausnahme von Briey und Longwy, gegen Räumung des von den Franzosen besetzten Teils von Elsaß-Lothringen und strategische Grenzberichtigungen für uns in Elsaß-Lothringen sowie Kriegsentschädigung bzw. Kompensationen.

6. Rückgabe der Kolonien mit Ausnahme von Klautschou, Karolinen und Marianen bzw. allgemeine koloniale Verständigung, Erwerbung des Kongostaats oder eines Teils desselben.

7. Entschädigung für die Auslandsdeutschen und den deutschen Besitz im Ausland, soweit dieser geschädigt ist.

8. Einverleibung Luxemburgs in das Deutsche Reich.

Die Bedingungen Österreich-Ungarns lauteten:

1. Integrität der Monarchie.

2. Geringfügige Grenzverbesserungen gegen Rußland.

3. Strategische Grenzverbesserungen gegen Rumänien (Eisernes Tor, ev. auch Bistritza-Tal).

4. Wiederherstellung des Königreichs Serbien unter Abtretung der an Bulgarien versprochenen Gebietsteile, albanischer Gebietsteile an Albanien, der Matschwa und von Belgrad. Um Bulgarien zu befriedigen, will Baron Burian

Bei den Verhandlungen in Berlin ist unsere und die Lage unserer Feinde besprochen. Ich halte mich verpflichtet, hierauf nochmals zurückzukommen und den Gedankengang schriftlich niederzulegen, in dem ich mich bewegte. Ich habe ihn hier in bezug auf Longwy-Briey, auf Landwirtschaft und Überseehandel erweitert.

Unsere Lage im Innern ist nach Angabe der Ressortvertreter schwierig in bezug auf Futter und Kohle, in bezug auf Kohle leider nicht unverschuldet durch Versäumnisse in früheren Monaten. Unsere Finanzwirtschaft ist außerordentlich angespannt. Durch die Reichstagsmehrheit ist unsere Lage im Innern zu einer wenig erfreulichen gemacht. Die Arbeiter- und damit auch die Ersatzfrage hat sich verschärft. Ich meine aber, diese inneren Schwierigkeiten müssen durch die feste Leitung der jetzigen Regierung überwunden werden. Möglich ist es.

Österreich-Ungarn ist, wie ich es hier nicht näher erläutern will, für die nächsten Monate durchaus an uns gefesselt. Auch Bulgarien wird entgegenkommender, nachdem westlich des Ochrida-Sees die Franzosen lokale Vorteile errungen haben. Der Türken sind wir vorläufig

---

diesem evtl. noch mehr Land als vereinbart zugestehen. Das wiederhergestellte restliche Serbien soll wirtschaftlich eng an die Monarchie angeschlossen werden.

5. Wiederherstellung des Königreichs Montenegro unter Abtretung gewisser Gebietsteile an Österreich-Ungarn und Albanien.

6. Selbständigkeit Albaniens unter österreichischem Protektorat.

7. Strategische Grenzverbesserungen gegen Italien (einzelne unfruchtbare Berge).

Für die Abmachungen im Dezember 1916 und meine Stellungnahme im September 1917 hielt ich mich an das Ergebnis der Reichstagssitzung vom 5. April 1916.

Der Reichskanzler führte aus:

„Das Belgien nach dem Kriege wird nicht mehr das alte vor dem Kriege sein... Wir werden uns reale Garantien dafür schaffen, daß Belgien nicht ein englisch-französischer Vasallenstaat, nicht militärisch und wirtschaftlich als Bollwerk gegen Deutschland ausgebaut wird."

Abgeordneter Spahn sagt in der gleichen Sitzung: „Der Krieg muß mit einem greifbaren Ergebnis enden. Nun hat uns der Herr Reichskanzler nach dem Osten hin das greifbare Ergebnis gezeigt. Nach dem Westen hat er sich vorsichtiger ausgedrückt. Belgien, ein Avulsum imperii, dürfte kein Bollwerk Englands bleiben; das hat zur notwendigen Folge, daß es politisch, militärisch, wirtschaftlich in unserer Hand zu liegen kommen wird. (Beifall.) Dabei bleibt die staatsrechtliche Organisation dieses Landes unberührt. Darüber mag der wirklich geschlossene Frieden seinerzeit entscheiden. Wir wollen — das wiederhole ich mit dem Herrn Reichskanzler — keinen Eroberungskrieg. Aber nun müssen wir unsere Grenzen berichtigen nach unseren eigenen Interessen. Unsere Gegner dürfen nicht in ihrem politischen militärischen Kern unangetastet bleiben."

sicher. Daß unsere militärische Lage gefestigt ist und der U-Bootkrieg wirkt, brauche ich nicht weiter auszuführen.

Demgegenüber ist die Lage der Entente erheblich schwieriger.

Rußland treibt der inneren Auflösung immer schärfer entgegen. Damit scheidet es als vollwertiger Gegner immer mehr aus. Die inneren Zustände müssen eine Verpflegungs- und Heizmittelkrise im Winter mit Sicherheit hervorrufen. Diese Zustände werden auf Rumänien zurückwirken. Die Verhältnisse im Osten haben für uns eine sehr günstige Gestalt angenommen. Die übrigen Ententemächte werden mit Rußland und Rumänien nicht mehr in vollem Umfange rechnen können. Ähnliche Erscheinungen weist unser Bündnis nicht auf.

Italien rechnet anscheinend auf einen Erfolg in der 12. Isonzoschlacht. Der wird ihm versagt bleiben. Die inneren Verhältnisse treiben damit zur Krise. Die Kohlennot muß sehr groß werden.

Daß das neue Ministerium in Frankreich für die Dauer kriegerischer sein wird als das bisherige, ist nicht anzunehmen. Das Gegenteil ist zu erwarten. Auch Frankreich steht vor einer Kohlennot.

Alle neuen Nachrichten aus England stimmen darin überein, daß der U-Bootkrieg wirkt, daß die Ernährungslage schwierig ist, und daß die englische Regierung mit starken sozialen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Der Drang nach Frieden in England wird stärker. Ich brauche mich hierüber nicht näher auszulassen. Sollte England ernsthafte Schritte unternehmen, so wäre das ein Zeichen, daß es nicht mehr glaubt, den Sieg zu gewinnen. Von hier bis zur Überzeugung, daß es nur noch verlieren kann, ist kein weiter Schritt.

Die Hoffnung der Entente seit Rußlands Niedergang ist Amerika. Es darf, wenn auch nicht unterschätzt, aber auch nicht überschätzt werden. Zurzeit scheint England zu befürchten, daß die Führung der Entente an Amerika übergeht.

Wie das Verhältnis zu Italien und seinen Bundesgenossen ist, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls sind starke Reibungen unter den Gliedern der Entente entstanden.

Große kriegerische Erfolge hat das Jahr 1917 der Entente bisher nicht gebracht. Nur Mesopotamien ist von England genommen. Die großen Waffenerfolge zu Lande und zu Wasser (U-Boote) stehen auf unserer Seite.

Ich ziehe den Schluß.

Unsere militärische Lage ist günstiger als die der Entente. Unser Bündnis ist fester. Die Schwierigkeiten im Innern sind bei uns geringer als bei der Entente.

Trotzdem bin auch ich der Ansicht, daß ein Frieden vor Beginn des Winters für uns erstrebenswert ist, wenn er uns das Nötigste bringt, was wir zur Sicherstellung unserer späteren wirtschaftlichen Entwicklung bedürfen, und uns in eine wirtschaftliche und militärische Lage versetzt, die uns einem neuen Verteidigungskrieg mit Ruhe ins Auge sehen läßt.

Die Kraftquellen unseres wirtschaftlichen und unseres militärischen Widerstandes liegen — außer in der Armee und Flotte — in der Landwirtschaft, den Bodenschätzen und unserer stark entwickelten Industrie.

Ohne Rumänien und die anderen besetzten Gebiete wären wir in eine hochbedenkliche Verpflegungslage gekommen. Auch mit Rumänien ist sie ernst genug geblieben. Sie würde sich noch verschärfen, wenn wir, wie wir später hoffen müssen, Belgien zu verpflegen haben. Dies könnten wir zurzeit nicht. Wir müssen daher einen Zuwachs an Land erhalten. Dieses finden wir nur in Kurland und Litauen, die gute landwirtschaftliche Möglichkeiten bieten. Bei der Haltung Polens müssen wir aus militärischen Rücksichten die Grenze Litauens über Grodno nach Süden schieben und Ost- und Westpreußen etwas verbreitern. Erst dann können wir Preußen schützen. Auch an einigen Stellen der Provinz Posen läuft die Grenze militärisch zu ungünstig.

Ob wir mit Kurland auf die anderen Ostsee-Provinzen anziehend wirken, muß der weiteren politischen Entwicklung überlassen bleiben.

Wie günstig ein besserer Lebensmittelbestand unser Verhältnis zu den neutralen Staaten beeinflussen würde, soll hier nur gestreift werden. Korn und Kartoffeln sind Macht, wie Kohle und Eisen.

Unsere Bodenschätze und unsere Industrie liegen an den Grenzen des Reiches so ungünstig wie möglich. Regierung und Reichstag hatten die schwierige Lage des oberschlesischen Kohlenbeckens schon vor dem Kriege erkannt und Standorte dort vermehrt und verstärkt. Dies allein genügt nicht, wir müssen Oberschlesien auch durch Landgewinn schützen. Eine Liquidation der dort liegenden, in feindlichem Besitz befindlichen Werke mit Übergang in deutsche Hand würde dies erleichtern.

Im Westen haben wir die beiden großen Zentren der lothringisch-luxemburgischen Erzbecken mit dem Saarrevier und das niederrheinisch-westfälische Industriegebiet, das sich nach der belgischen und holländischen Grenze zu immer mehr ausbauen wird. Die Gefährdung dieser Gebiete ist in diesem Kriege nicht in Erscheinung getreten, weil wir im Aufmarsch der Entente zuvorgekommen sind. Außerdem war die Bedeutung der Industriegebiete anfangs überhaupt nicht voll erkannt. Hieran besteht jetzt kein Zweifel, und es muß damit gerechnet werden, daß unsere Feinde alles versuchen werden, uns in diesen Gebieten zu treffen. Würde

nur dies gelingen, so wären wir nicht in der Lage, einen Verteidigungskrieg zu führen. Wir wären auch wirtschaftlich erledigt. Die inneren politischen Folgen brauche ich nicht zu erörtern.

Der sichere Schutz dieser beiden Gebiete ist für uns eine Lebensfrage. Wir müssen hier das erreichen, was wir irgend erreichen können und wozu unsere Lage berechtigt. Erreichen wir nichts, so kann an unsere Lage nur mit schwerer Sorge gedacht werden, und es wäre vorzuziehen, weiterzukämpfen und noch nicht an Frieden zu denken. Wir müssen uns klar darüber sein, daß das, was wir nicht erreichen, im Frieden durch hohen militärischen Aufwand (Luftabwehr, Unterhaltung von Fliegerstreitkräften, starke Grenzbesetzung) ausgeglichen werden muß, soweit dies überhaupt möglich ist.

Das lothringische Erzbecken verlangt einen Geländezuwachs nach Westen. Je größer er ist, desto leichter wird die Sicherung. Beibehalt der Grenze, wie vor dem Kriege, würde es mit sich bringen, daß jede politische Beunruhigung auf die Werke mit ihrer starken Arbeiterschaft zurückwirken würde. Bei Beginn von Feindseligkeiten wäre der Betrieb lahmgelegt und Zerstörungen ausgesetzt. Auch in den zu erwerbenden Gebietsstreifen liegen Gruben. Zunächst würde dieser Zuwachs gestatten, im Frieden sparsamer mit unseren Erzen umzugehen. Da die deutschen Erzvorkommen leider ziemlich beschränkt sind, ist dieser Punkt nicht unwesentlich. Vor allem aber wird der zu erwerbende Gebietsstreifen eine Gewähr geben, daß die jetzt in deutschem Besitz befindlichen Gruben auch im Kriege arbeiten, wenn sie dann unmittelbaren militärischen Schutz haben. Selbstverständlich bleibt das Gebiet durch Artillerie und Flieger immer sehr gefährdet und wird starke Sicherungsmaßnahmen nötig machen, da wir unsere Grenze dort nicht bis zur Maas vorschieben können.

Um so dringender ist die Unversehrterhaltung des niederrheinisch-westfälischen Gebiets. Was die flandrische Küste für Luftangriffe auf England für dieses Land ist, das ist die Maaslinie bei Lüttich in noch erhöhtem Maße für das Industriegebiet. Wir müssen das Gebiet zu beiden Seiten der Maas und südwärts bei St. Vith fest in der Hand behalten. Bisher sehe ich nur in der Einverleibung durch das Deutsche Reich das Mittel, dies zu erreichen. Ob es ein anderes Mittel gibt, muß ich dahingestellt sein lassen. Vorläufig scheint es mir noch nicht gefunden.

Der Besitz der Maaslinie allein genügt nicht, um dem Industriegebiet die erforderliche Sicherheit zu geben. Wir müssen ein englisch-belgisch-französisches Heer noch weiter zurückschieben. Das kann nur dadurch geschehen, daß Belgien wirtschaftlich so eng an uns angeschlossen

wird, daß es auch seinen politischen Anschluß an uns sucht. Der wirtschaftliche Anschluß wird ohne starken militärischen Druck — längere Okkupation — und ohne Besitzergreifung von Lüttich nicht ins Werk zu setzen sein. Die Neutralität Belgiens ist ein Phantom, mit dem praktisch nicht gerechnet werden darf.

Ganz sicher wären wir erst, namentlich da der Tunnelbau Dover-Calais Wirklichkeit wird, wenn wir ganz Belgien militärisch besetzten und an der flandrischen Küste stünden. Trotz aller Schwierigkeiten Englands können wir dies zurzeit nicht erreichen.

Es fragt sich, ob wir um dieses Ziel den Krieg fortsetzen müssen. Das ist meines Erachtens der Fall, wenn die Engländer einen Gebietsstreifen in Frankreich (Calais) behalten. Tun sie das nicht, so wäre der Besitz der flandrischen Küste für uns kein Grund zur Fortsetzung des Krieges über den Winter hinaus.

Wir müssen dann die von der flandrischen Küste aus erstrebte Einwirkung auf England auf Umwegen erreichen können. Ich halte dies für möglich, wenn Belgien, wirtschaftlich mit dem Deutschen Reich eng verbunden und in Wallonien und Vlamland geteilt, mit der Zeit den Schutz gegen Frankreich und England selbst übernimmt und nach Beendigung der Okkupation sich ein Heer und eine Marine hält.

Der Anschluß Belgiens an Deutschland wird zur Folge haben, daß bei einer klar ihr Ziel verfolgenden Politik Holland an uns gezogen wird, zumal wenn sein Kolonialbesitz durch ein mit uns verbündetes Japan garantiert wird. Damit kommen wir wieder an die England gegenüberliegende Festlandsküste und verwirklichen das Ziel, das die Marine schon jetzt in richtiger Erkenntnis seiner Bedeutung anstrebt. Wir erhalten eine Stellung England gegenüber, die es uns ermöglicht, unseren Handel im nächsten Kriege aufrecht zu erhalten. Dies ist das dritte große Ziel, das wir nicht aus den Augen verlieren dürfen.

Hierzu gehören außer Rußland überseeische Absatzgebiete in Südamerika, ein Kolonialreich in Afrika und Flottenstützpunkte in oder außerhalb des Kolonialreichs. Namentlich wenn wir jetzt auf die flandrische Küste verzichten, hat die Marine ein Recht, Stützpunkte als Kompensation, wie das auch der Herr Reichskanzler ausgesprochen hat, zu fordern, die es ihr ermöglichen, im nächsten Kriege Deutschland den Weg auf dem Weltmeer und damit seine Zufuhr von auswärts zu erhalten. Je mehr wir von diesem Ziele zurückbleiben, desto größer werden die Mittel, die wir zinslos in Deutschland an Rohstoffen niederlegen müssen.

Daß ein durch günstige Handelsverträge eng mit uns verbundenes Dänemark unsere maritime Geltung und unsere Handelsfreiheit stark erhöhen würde, sei nur gestreift.

gez. Ludendorff.

Denkschrift des Chefs der Operationsabteilung bei der Obersten Heeresleitung, Major Wetzell, über die Führung der Operationen Frühjahr 1918. (Gekürzt.)

(Die Denkschrift trägt den Vermerk Ludendorffs: „Gut, alles kommt auf Italien an.")

G.H.Qu., 23. 10. 1917.

Wie sind, unter Betrachtung unserer Lage im Frühjahr 1918, unsere Operationen im Winter 1917/18 zu führen, und welche Vorbereitungen im Frühjahr 1918 zu treffen?

Allgemeines.

Wollen wir uns keinen Trugschlüssen hingeben, so müssen wir damit rechnen, daß der Zusammenhalt der Entente den Winter übersteht, daß Rußland nicht abfällt und damit auch weiter erhebliche Teile unserer Kräfte im Osten bindet. Wir müssen ferner damit rechnen, daß mit Beginn des Frühjahrs 1918 die Amerikaner dem Westkriegsschauplatz beträchtliche Kräfte zugeführt haben werden (10 bis 15 Divisionen).

Als Leitgrundsatz unserer militärischen Gesamtlage bleibt nach wie vor, daß die Entscheidung auf dem Westkriegsschauplatz fällt. Sie wird in für uns günstigem Sinne um so mehr fallen, je eher es uns gelingt, dem Engländer oder Franzosen einen vernichtenden Schlag beizubringen, bevor die amerikanische Hilfe wirksam werden kann. Dieser Schlag ist aber nur möglich, wenn wir die hierzu erforderlichen Kräfte freimachen können.

Dieses Ziel muß also gesetzt und danach unser gesamtes Handeln auf allen Kriegsschauplätzen im Winter 1917/18 eingerichtet werden. Wir brauchen zu dem Angriff 30 Divisionen.

Neben diesen Angriffskräften müssen wir so viele Divisionen in Reserve haben, daß uns feindliche Angriffe an irgendeiner Front in keine schwierige Lage bringen.

Die Frage ist also, wie sind diese Kräfte unter Betrachtung der verschiedenen Kriegsschauplätze zusammenzubringen?

Westkriegsschauplatz.

Wie die Lage zurzeit erscheint, werden wir bei sparsamem Einsatz und verständigem taktischen Gebrauch unserer infanteristischen und artilleristischen Kräfte in Flandern und auch an des deutschen Kronprinzen Front durchkommen. Das schlechter werdende Winterwetter wird voraussichtlich etwa von Mitte November ab eine dreimonatige Kampfpause bis Ende Februar eintreten lassen. Sie muß zum Aufbau unserer Westtruppen und zum Ausbau unserer Abwehrfronten ausgenutzt werden.

Mit Beginn 1918 ist dann die Gudrun-Bewegung*) durchzuführen, die uns 20 Divisionen verfügbar macht; von ihnen können wir 10 für Angriffszwecke freimachen, 10 zur Abwehr zurückhalten.

Durch die Gudrun-Bewegung werden die Angriffsmöglichkeiten des Feindes an den Hauptfronten der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz entweder auf April—Mai hinausgeschoben (7., 1., 3. Armee) oder auf die 5. Armee beschränkt.

Dagegen gewinnt die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Angriffs an der Front der Heeresgruppe Herzog Albrecht (Sundgau) sehr an Boden. Diese Gruppe müßte daher an Abwehrtruppen und -mitteln mit Beginn der Gudrun-Bewegung verstärkt werden.

Ergebnis: Auf der Westfront können etwa 10 bis 15 Divisionen für einen großen Angriff Ende Februar freigemacht werden.

Die noch fehlenden 10 bis 15 Divisionen können nur an der Ostfront ausgespart werden. Es fragt sich also, ob dies möglich ist?

Ostkriegsschauplatz.**)

Auf ein aktives Eingreifen der Russen in größerem Stil bis April 1918 braucht nicht gerechnet werden. Lassen wir den Russen Ruhe und Zeit, so liegt trotz des inneren Wirrwarrs eine militärische Erstarkung im nächsten Frühjahr unter dem Hochdruck der Entente, vor allem Amerikas, nicht außer Bereich der Möglichkeit.

Wollen wir im Osten zwischen Düna und Donau Kräfte freibekommen, so muß ein erneuter vernichtender Schlag gegen die Russen geführt werden. Er ist nur südlich Czernowitz in Richtung Botosani***) zu führen und m. E. leicht, da die jetzige Widerstandsfähigkeit der Russen nicht hoch anzuschlagen ist und mit beginnendem Winter noch heruntergehen wird.

. . . . . .

Schlußurteil:

Das Ziel der Herbeiführung einer Waffenentscheidung im Frühjahr 1918 gegen die Engländer ist bei erfolgreichem Verlauf der Offensive in Italien ausführbar und muß, bevor die Amerikaner auf dem

*) Es handelt sich um eine rückzügige Bewegung im Bereich der Heeresgruppe Ruprecht und Deutscher Kronprinz ähnlich der „Alberich-Bewegung" im Frühjahr 1917 mit dem Ziel, die Front zu kürzen und Kräfte zu sparen. Sie kam nicht zur Durchführung.

**) Die Denkschrift ist vor der 2. russischen Revolution im November 1917 niedergeschrieben.

***) Im nördlichsten Zipfel von Rumänien.

Plane erscheinen, angestrebt werden. Zur Erreichung schlage ich (nach Abschluß der Italienoffensive) vor:

1. Neue Offensive — Anfang zwischen Ende November und Mitte Dezember — gegen die Russen aus dem Bereich der Heeresfront Erzherzog Joseph in Richtung Botosani, zur Eroberung der Moldau, zur Vorverlegung unserer Linien an den Pruth, zum Absprengen der Rumänen von der Entente, vor allem aber zum Einsparen deutscher Kräfte auf der Gesamt-Ostfront, um diese für die Frühjahrs-Westoffensive freizumachen.

2. Vorbereitung eines großen deutschen Angriffs Ende Februar 1918 gegen den rechten Flügel der englischen Flandernfront mit Stoßrichtung aus dem rechten Flügel der 6. Armee (Armentières–Lens) und gleichzeitigem Angriff der 4. Armee auf ihrem rechten Flügel.

3. Durchführung der Gudrun-Bewegung mit Anfang 1918.

Endbetrachtung:

Sollte aus irgend welchen Gründen, selbst nach Heranführung der dazu nötigen Kräfte (vom Westen wie Osten), aus dem Angriffsplan gegen die Engländer nichts werden, so würde die Westfront durch die dort freigemachten Kräfte doch eine derartige Stärkung erreichen, daß wir auch in der Abwehr trotz Auftretens der Amerikaner dem Ausgang der Westkämpfe im Jahre 1918 voll guten Vertrauens entgegensehen können.

gez. Wetzell.

Richtlinien der Obersten Heeresleitung für die Vorbereitung der Frühjahrsoffensive 1918. (Gekürzt.)

(Grundlegende Besprechung Ludendorffs mit den Heeresgruppenchefs in Mons am 11. 11. 1917.)

Die Lage in Rußland und Italien wird es voraussichtlich ermöglichen, im neuen Jahr einen Schlag auf dem Westkriegsschauplatz zu führen. Das beiderseitige Kräfteverhältnis wird etwa gleich sein. Es können für eine Offensive etwa 35 Divisionen und 1000 schwere Geschütze verfügbar gemacht werden. Sie werden zu einer Offensive ausreichen, eine zweite größere gleichzeitige Offensive, etwa zur Ablenkung, wird nicht möglich sein.

Unsere Gesamtlage fordert, möglichst früh zu schlagen, möglichst Ende Februar oder Anfang März, ehe die Amerikaner starke Kräfte in die Wagschale werfen können.

Wir müssen die Engländer schlagen.

Auf diesen drei Leitsätzen sind die Operationen aufzubauen.

Zur Beurteilung der Lage durch die O.H.L. Anfang Oktober 1918.

Vortrag des Beauftragten der Obersten Heeresleitung, Majors Frhr. v. d. Busche, vor den Parteiführern des Reichstags am 2. 10. 1918.

Die militärische Lage vor den letzten großen Ereignissen ist durch General v. Wrisberg bekanntgegeben. In wenigen Tagen hat sie sich grundlegend geändert.

Der Zusammenbruch der bulgarischen Front warf unsere Dispositionen über den Haufen. Die Verbindung mit Konstantinopel war bedroht, ebenso wie der für unsere Versorgung unentbehrliche Schiffahrtsweg auf der Donau. Wir waren gezwungen, wollten wir der Entente nicht völlig freie Hand auf dem Balkan lassen, das Schwarze Meer und Rumänien preiszugeben, deutsche und für die Westfront bestimmte österreichisch-ungarische Divisionen einzusetzen. Schnellster Entschluß war nötig. Die Anfänge unserer Truppen sind ausgeladen. Es besteht begründete Hoffnung, die Lage auf dem Balkan, soweit es für unsere Interessen nötig ist, wiederherzustellen, leider, wie ich ausführen werde, nicht ohne schwerwiegenden Schaden für die Gesamtlage.

Fast gleichzeitig mit der Offensive in Mazedonien setzten gewaltige Angriffe im Westen ein. Sie fanden uns nicht unvorbereitet. Alle Maßnahmen, sie abzuwehren, waren getroffen. Ostdivisionen zum Freimachen von erprobten Westdivisionen waren im Anrollen. Leider mußte ein Teil von ihnen nach dem Balkan abgedreht werden. Der letzte wehrfähige Mann aus dem Osten war herangezogen. Wir sahen mit Ruhe dem Entscheidungskampf entgegen. An welchen Stellen der Front die Angriffe einsetzen würden, verstand die Entente geschickt zu verschleiern. Vom Meere bis zur Schweiz zeigten sich Angriffsvorbereitungen. Am stärksten in Lothringen und im Sundgau. Wir waren gezwungen, unsere Reserven zu verteilen und die ganze Front mehr oder weniger abwehrbereit zu machen. Namhafte Kräfte mußten besonders im Sundgau und in Lothringen zum Schutz deutschen Bodens bereitgestellt werden.

Nach Durchführung der erforderlichen Bewegungen bestand die sichere Zuversicht, die bevorstehenden Schlachten siegreich zu bestehen und den Vernichtungswillen unserer Gegner durch ihre zu erwartenden großen Verluste zu brechen.

In der Folge gelang es überall, den Feind da, wo er durch Tanks, Überraschung und Übermacht in unsere Linie eingedrungen war, aufzuhalten, seinen Stoß durch rechtzeitig herangeführte Reserven aufzufangen. Die Kämpfe der letzten 6 Tage sind trotz Einbuße an Gefangenen und Gerät siegreich bestanden. Der Gegner hat im Vergleich mit unseren

Erfolgen in den Frühjahrsoffensiven geringe Fortschritte erzielt. An den meisten Stellen sind seine mit ungewöhnlicher Zähigkeit fortgesetzten Stürme abgewiesen. Nach Meldung unserer Truppen hat er schwerste Verluste erlitten.

Unsere Truppen haben sich in überwiegender Zahl vortrefflich geschlagen und Übermenschliches geleistet. Der alte Heldensinn ist nicht verloren gegangen. Die feindliche Übermacht hat die Truppe nicht erschreckt. Offizier und Mann wetteiferten miteinander.

Trotzdem mußte die Oberste Heeresleitung den ungeheuer schweren Entschluß fassen, zu erklären, daß nach menschlichem Ermessen keine Aussicht mehr besteht, dem Feinde den Frieden abzuzwingen.

Entscheidend für den Ausgang sind vor allem zwei Tatsachen: die Tanks. Der Gegner setzte sie in unerwartet großen Mengen ein. Wo sie, noch dazu nach sehr ausgiebiger Vernebelung unserer Stellungen, überraschend auftraten, waren ihnen häufig die Nerven unserer Leute nicht mehr gewachsen. Dort brachen sie durch unsere vordersten Linien hindurch, bahnten ihrer Infanterie den Weg, erschienen im Rücken, erzeugten örtliche Paniken und brachten die Gefechtsführung durcheinander. Waren sie erst erkannt, wurden unsere Tankabwehrwaffen und unsere Artillerie schnell mit ihnen fertig. Dann aber war das Unglück schon geschehen, und lediglich aus den Erfolgen der Tanks sind die hohen Gefangenenzahlen, die unsere Stärken so empfindlich herabsetzten und einen schnelleren Verbrauch der Reserven, als bisher gewohnt, herbeiführten, zu erklären.

Dem Feind gleiche Massen deutscher Tanks entgegenzustellen, waren wir nicht in der Lage. Sie herzustellen, ging über die Kräfte unserer aufs äußerste gespannten Industrie, oder andere wichtige Dinge hätten liegen bleiben müssen.

Restlos entscheidend ist die Ersatzlage geworden. Das Heer ist in die große Schlacht mit schwachen Beständen gegangen. Trotz aller Maßnahmen sanken die Stärken unserer Bataillone von rund 800 im April auf rund 540 Ende September. Auch diese Zahl ließ sich nur durch Auflösen von 22 Infanterie-Divisionen (= 66 Infanterie-Regimentern) halten.

Die bulgarische Niederlage fraß weitere 7 Divisionen. Es besteht keine Aussicht, die Stärken auf größere Höhen zu bringen. Der laufende Ersatz, Wiedergenesene, Ausgekämmte, wird nicht einmal die Verluste eines ruhigen Winterfeldzuges decken. Nur die Einstellung des Jahrgangs 1900 wird die Bataillonsstärken einmalig um etwa 100 Köpfe erhöhen. Dann ist unsere letzte Menscheureserve verbraucht.

Die Verluste der im Gange befindlichen Schlacht sind, wie gesagt, über Erwarten groß, besonders an Offizieren. Das ist ausschlaggebend. Die Truppe verlangt mehr denn je, soll sie halten oder angreifen, das Beispiel ihrer Offiziere. Die Offiziere mußten und haben sich rücksichtslos eingesetzt und geopfert. Die Regiments-Kommandeure und höheren Führer kämpften mit in den vordersten Linien. Nur ein Beispiel: eine Division verlor in zwei Kampftagen ihre sämtlichen Offiziere, tot oder verwundet, drei Regiments-Kommandeure tot. Der geringe noch vorhandene Stamm an aktiven Offizieren ist zusammengeschmolzen. Der Aufbau der aus dem Großkampf kommenden Divisionen ist kaum noch durchführbar. Das gleiche wie vom Offizier- gilt vom Unteroffizierkorps. Der Feind ist durch die amerikanische Hilfe in der Lage, seine Verluste zu ersetzen. Die amerikanischen Truppen als solche sind nicht von besonderem Wert oder gar den unsrigen überlegen. Wo sie durch Masseneinsatz anfängliche Erfolge erzielten, wurden sie trotz ihrer Übermacht abgewehrt. Entscheidend wurde aber, daß sie weite Frontstrecken übernehmen konnten und dadurch den Engländern und Franzosen die Möglichkeit gaben, eigene kampfgewohnte Divisionen freizumachen und sich fast unerschöpfliche Reserven zu schaffen.

Bis jetzt reichten unsere Reserven aus, um die Lücken zu füllen. Die Eisenbahn brachte sie rechtzeitig heran. Unerhört schwere Anstürme wurden abgewiesen. Die Kämpfe werden als von bisher nicht dagewesener Schwere geschildert. Nun gehen unsere Reserven zu Ende. Greift der Gegner weiter an, so kann es die Lage fordern, daß wir auf großen Frontstrecken kämpfend ausweichen. Wir können auf diese Art den Krieg noch auf absehbare Zeit weiterführen, dem Gegner schwere Verluste beibringen, verwüstetes Land hinterlassen, gewinnen können wir damit nicht mehr.

Diese Erkenntnis und die Ereignisse ließen in dem Herrn Generalfeldmarschall und General Ludendorff den Entschluß reifen, Seiner Majestät dem Kaiser vorzuschlagen, zu versuchen, den Kampf abzubrechen, um dem deutschen Volke und seinen Verbündeten weitere Opfer zu ersparen.

Ebenso wie unsere große Offensive vom 15. Juli sofort eingestellt wurde, als ihre Fortführung nicht mehr im Verhältnis zu den zu bringenden Opfern stand, ebenso mußte jetzt der Entschluß gefaßt werden, die Fortsetzung des Krieges als aussichtslos aufzugeben. Noch ist hierzu Zeit. Noch ist das deutsche Heer stark genug, um den Gegner monatelang aufzuhalten, örtliche Erfolge zu erringen und die Entente vor neue Opfer zu stellen. Aber jeder Tag weiter bringt den Gegner seinem Ziel näher und wird ihn weniger geneigt machen, mit uns einen für uns erträglichen Frieden zu schließen.

Deshalb darf keine Zeit verloren gehen. Jede 24 Stunden können die Lage verschlechtern und dem Gegner Gelegenheit geben, unsere augenblickliche Schwäche klar zu erkennen.

Das könnte die unheilvollsten Folgen für die Friedensaussichten wie für die militärische Lage haben.

Weder Heer noch Heimat dürfen irgend etwas tun, was Schwäche erkennen ließe. Im Gegenteil, Heimat und Heer müssen fester noch als bisher zusammenhalten. Gleichzeitig mit dem Friedensangebot muß eine geschlossene Front in der Heimat erstehen, die erkennen läßt, daß der unbeugsame Wille besteht, den Krieg fortzusetzen, wenn der Feind uns keinen Frieden oder nur einen demütigenden Frieden geben will.

Sollte dieser Fall eintreten, dann wird das Durchhalten des Heeres entscheidend von der festen Haltung der Heimat und dem Geist, der aus der Heimat zum Heere dringt, abhängen.

Zahlenangaben.

1. Es wurden im Verlauf des Krieges insgesamt ausgehoben (soweit bisher bekannt):

In Deutschland . . . . etwa 13250000
„ Österreich-Ungarn 9000000
„ Frankreich (einschließl. der Kolonien) 8194500
„ England (einschließl. Dominions und Indien) 8326000
„ den Vereinigten Staaten 3800000
„ Italien 5250000
„ Belgien 380000
„ Rumänien 1000000

2. Die Stärke der Heere*) betrug:

	Bei Beginn des Krieges	In der Mitte des Krieges	Am Ende des Krieges
Deutschland	1. 8. 14: 3,9 Mill. davon Feldheer und bes. Gebiete 2,7 Mill. Heimat 1,2 Mill.	6. 9. 16: 8,2 Mill. . . . . 5,0 Mill. . . . 3,2 Mill.	11.11.18: 8,0 Mill. . . . 5,3 Mill.**) . . . 2,7 Mill.
Frankreich	15. 8. 14: 3874000	1. 1. 16: 5206000	1.1.18: 5192000
England (in Frankreich befindliche Truppen)	15. 8. 14: 118000	1. 1. 16: 1700000	1.1.18: 1848000***)
Amerika (in Frankreich befindliche Truppen)			1.11.18: 1956000****)
Portugal (in Frankreich befindliche Truppen)			1. 4. 18: 53000
Serbien			15. 10. 18: 150000
Griechenland			15. 10. 18: 353000
Bulgarien			15. 18. 18: 857000
Italien (nur Feldheer)			15.10.18: 1956213

*) Von verschiedenen Ländern fehlen noch die Angaben.
**) Hiervon 3,4 Mill. im Westen, 0,7 Mill. in Rußland, 1,0 Mill. in den besetzten Gebieten außerhalb Rußlands, 0,2 Mill. auf sonstigen Kriegsschauplätzen.
***) Auf den übrigen Kriegsschauplätzen außerdem 1388187.
****) Die Gesamtstärke betrug 3897194 Mann gegen 317748 Mann am 1. 4. 17.

3. Teilnahme der Kolonien am Weltkriege.

England:

Kanada	228 000
Australien und Neuseeland	440 000
Südafrika	200 000
Indien	1 160 000
Sa.	2 028 000

Frankreich:

Tunis	54 000
Algier	177 000
Marokko	35 000
Westafrika	181 000
Madagaskar	40 000
Hinterindien	50 000
Sa.	537 000

Deutschland:

rund 35 000.

4. Verluste an Toten.*)

Deutschland**)	1 808 545
hierzu 14 000 farbige Kolonialsoldaten.	
Frankreich ohne Kolonien	1 245 800
„ mit „	1 354 000
England ohne „	682 000
„ mit „	869 000
Italien	600 000
Belgien	115 000
Rumänien	159 000

*) Von einigen Ländern fehlen die Zahlen noch oder sind unsicher.

**) Im einzelnen: 53 323 Offiziere, Fähnriche, Fahnenjunker, 1675 Sanitäts-Offiziere und Unterärzte, 183 Veterinär-Offiziere und Unter-Veterinäre, 1 751 809 Unteroffiziere und Mannschaften, 1555 Beamte = 1 808 545. Verwundet wurden: 96 207 Offiziere, Fähnriche, Fahnenjunker, 2200 Sanitäts-Offiziere und Unterärzte, 158 Veterinär-Offiziere und Unter-Veterinäre, 4 148 075 Unteroffiziere und Mannschaften, 503 Beamte = 4 247 143. Mithin Tote und Verwundete: 6 055 688.

5. Zusammenstellung der Feldstärken der deutschen Armee und der Ausrüstung an Artillerie, Minenwerfern und Maschinengewehren im März 1918.

Front	Heeresgruppe	Armee	Zahl der Divisionen	Gesamtstärke		Rekrutendepots		Geschütze			Minen-werfer	Maschin.-Gewehre
				Offiziere	Mannsch.	Offiziere	Mannsch.	Feld-	schwere	Flak-		
Westfront	Kronprinz Rupprecht von Bayern	4. 6. 17. 2.	17 16 28 22	54 142	1 344 149	1127	68 038	742 634 1412 1075	366 241 824 714	148 97 92 88	793 690 1224 1080	5700 ? 9355 7530
	Deutscher Kronprinz	18. 7. 1. 3.	25 12 12 12	41 685	1 055 668	875	51 200	1478 468 548 476	970 186 206 224	129 82 49 60	1226 532 584 552	8270 3848 3810 4161
	Gallwitz	5. A.-Abt. C.	12 12	20 178	503 116	431	26 298	508 437	481 193	98 54	558 496	3931 3413
	Herzog Albrecht von Württemberg	19. A.-Abt. A. A.-Abt. B.	10 4*) 10*)	20 501	526 578	284	15 331	384 364 384	137 150 230	74 72 94	432 192 486	3270 2034 4139
Ostfront	Oberbefehlshaber Ost	8. A.-Abt. D. 10.	6 6 10½	16 090	444 777	371	15 307	403 642 879	301 172 207	18 — 10	86 62 52	2076 1864 2592
	Linsingen		13½**)	9806	252 823	190	10 123	820	194	6	32	5222
	Bei k. u. k. 2. Armee		2	3072	78 074	76	4273	96	16	—	50	591
Rumänien	Mackensen	9.	8***)	6242	152 183	65	2465	475	62	26	130	1493
Makedonien	Scholtz	11.	1½	2549	57 832	—	259	159	100	34	36	336
Türkei			½	?	?	?	?	42	12	18	—	86
Auf Transport			3	?	?	?	?	108	—	—	144	783
In der Heimat			1	?	?	?	?	?	—	—	?	?

*) Darunter 1 Kav.-Schützen-Division. **) Darunter 1½ Kavallerie-Divisionen. ***) Darunter 1 Kavallerie-Division.

W. Büxenstein Druckereigesellschaft, Berlin SW.


b89094795531a




89094795
B89094795